
Weltausstellungen im 19. Jahrhundert

**Herausgegeben von
Eckhardt Fuchs**



Leipziger Universitätsverlag 2000

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Comparativ : Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung / hrsg. im Auftr. der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e.V. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl.

Früher Schriftenreihe. – Früher außerdem hrsg. vom Interdisziplinären Zentrum zur Vergleichenden Erforschung Gesellschaftlicher Transformationen (IZT) i.G. an der Universität Leipzig.

ISSN 0940-3566

Jg. 9, H. 5/6. Weltausstellungen im 19. Jahrhundert. – 1999

Weltausstellungen im 19. Jahrhundert / hrsg. von Eckhard Fuchs. – Leipzig : Leipziger Univ.-Verl., 1999

(Comparativ ; Jg. 9, H. 5/6)

ISBN 3-934565-22-0

© Leipziger Universitätsverlag GmbH, Leipzig 2000

COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung 9 (1999) 5/6

ISSN 0940-3566

ISBN 3-934565-22-0

Inhaltsverzeichnis

<i>Eckhardt Fuchs</i>	Nationale Repräsentation, kulturelle Identität und imperiale Hegemonie auf den Weltausstellungen: Einleitende Bemerkungen	8
<i>Ingrid E. Fey</i>	Zwischen Zivilisation und Barbarei: Lateinamerika auf der Pariser Weltausstellung von 1889	15
<i>Brigitte Schroeder-Gudehus</i>	Um ein Bild der Nation: Kanada auf den Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts	29
<i>David C. Fisher</i>	Westliche Hegemonie und Russische Ambivalenz: Das Zarenreich auf der <i>Centennial Exposition</i> in Philadelphia 1876	44
<i>Eckhardt Fuchs</i>	Das Deutsche Reich auf den Weltausstellungen vor dem Ersten Weltkrieg	61
<i>Ewan Johnston</i>	„Polynesien in der Plaisance“: Das samoanische Dorf und das Theater der Südseeinseln auf der Weltausstellung in Chicago 1893	89
<i>Brenda Hollweg</i>	Recollecting the Past: Erinnerungs(schau)spiele in den Texten zur <i>World's Columbian Exposition</i> in Chicago 1893	103
<i>Robert W. Rydell</i>	Wissenschaft im Dienste von Macht – Macht im Dienste von Wissenschaft	127
Forum		
<i>Dietmar Stübler</i>	Ernst Platner 1848/49	143
<i>Christian Roschmann</i>	Verwaltungswissenschaften in Brasilien unter der Diktatur	177
<i>Michael Riekenberg</i>	Warlords. Eine Problemskizze	187

Buchbesprechungen

Adam Jones (Hrsg.), <i>Weltende. Beiträge zur Kultur- und Religionswissenschaft</i> , Wiesbaden 1999 (<i>Rigobert Günther</i>)	206
--	-----

Christoph Weiß/Wolfgang Albrecht (Hrsg.), Von 'Obscuranten' und 'Eudämonisten'. Gegenauflärerische, konservative und antirevolutionäre Publizisten im späten 18. Jahrhundert, St. Ingbert 1997 (<i>Werner Greiling</i>)	207
Martin Fontius (Hrsg.), Friedrich II. und die europäische Aufklärung, Berlin 1999 (<i>Matthias Middell</i>)	209
Elmar Wadle/Gerhard Sauder (Hrsg.), Georg Friedrich Rebmann (1768–1824). Autor, Jakobiner, Richter, Sigmaringen 1997 (<i>Werner Greiling</i>)	210
Isser Woloch, The new regime. Transformation of the french civic order 1789–1820, New York/London 1994 (<i>Matthias Middell</i>)	212
1795. Pour une république sans révolution, sous la direction de Roger Dupuy und Marcel Morabito, Rennes 1996 (<i>Matthias Middell</i>)	214
Peter McPhee, A Social History of France 1780–1880, London/New York 1995 (<i>Matthias Middell</i>)	214
A. T. Q. Stewart, A Deeper Silence. The Hidden Origins of the United Irishmen, Belfast 1998 (<i>Roland Ludwig</i>)	215
John Killen (Hrsg.), The Decade of the United Irishmen. Contemporary Accounts 1791–1801, Belfast 1997 (<i>Roland Ludwig</i>)	215
Ruán O'Donnell, The Rebellion in Wicklow 1798, Dublin 1998 (<i>Roland Ludwig</i>)	215
Michael Zeuske/Max Zeuske, Kuba 1492–1902. Kolonialgeschichte, Unabhängigkeitskriege und erste Okkupation durch die USA, Leipzig 1998 (<i>Werner Pade</i>)	221
Patricio Valdivieso, Ein Weg zur Sozialreform in Lateinamerika. Die Rezeption der katholischen Soziallehre Europas in Chile, 1880–1920, Stuttgart 1998 (<i>Michael Riekenberg</i>)	226
François Jean und Jean-Christophe Rufin (Hrsg.), Ökonomie der Bürgerkriege, Hamburg 1999 (<i>Michael Riekenberg</i>)	226
Andreas Eckert, Grundbesitz, Landkonflikte und kolonialer Wandel. Douala 1880–1960, Stuttgart 1999 (<i>Andreas Mehler</i>)	227
Paul J. Magnarella (Hrsg.), Middle East and North Africa: Governance, Democratization, Human Rights, Aldershot 1999 (<i>Sonja Hegasy</i>)	230
Martin Wörner, Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900, Münster u.a. 1999 (<i>Eckhardt Fuchs</i>)	231
Jürgen Wilke (Hrsg.), Pressepolitik und Propaganda. Historische Studien vom Vormärz bis zum Kalten Krieg, Köln/Weimar/Wien 1997 (<i>Werner Greiling</i>)	234
Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich, hrsg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Th. Walter, Berlin 1999 (<i>Matthias Middell</i>)	235
Hermann Sommer, Zur Kur nach Ems. Ein Beitrag zur Geschichte der Badereise von 1830 bis 1914, Stuttgart 1999 (<i>Andreas Mai</i>)	238

Konrad H. Jarausch/Hannes Siegrist (Hrsg.), Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970, Frankfurt a. M./New York 1997 (<i>Matthias Middell</i>)	241
André Steiner, Die DDR-Wirtschaftsreform der sechziger Jahre. Konflikt zwischen Effizienz- und Machtkalkül, Berlin 1999 (<i>Jörg Roesler</i>)	243
Helmut König, Michael Kohlstruck, Andreas Wöll (Hrsg.), Vergangenheitsbewältigung am Ende des 20. Jahrhunderts, Opladen 1998 (<i>Elena Demke</i>)	245
Stefan Oeter, Integration und Subsidiarität im deutschen Bundesstaatsrecht, Untersuchungen zur Bundesstaatstheorie unter dem Grundgesetz, Tübingen 1998 (<i>Helmut Goerlich</i>)	250
Dorothea Müller (Hrsg.), Ambivalenzen der Okzidentalisation – Zugänge und Zugriffe, Leipzig 1998 (<i>Manfred Alexander</i>)	252
Peter Noller, Globalisierung, Stadträume und Lebensstile. Kulturelle und lokale Repräsentationen des globalen Raums, Opladen 1999 (<i>Manuel Schramm</i>)	254
Inhaltsverzeichnis des 9. Jahrgangs 1999	257
Resümees/Abstracts	264
Verzeichnis der Autorinnen und Autoren	270

Eckhardt Fuchs

Nationale Repräsentation, kulturelle Identität und imperiale Hegemonie auf den Weltausstellungen: Einleitende Bemerkungen

Wenn sich am 1. Juni 2000 die Tore der Expo 2000 in Hannover öffnen, präsentiert sich Deutschland zum ersten Mal als Gastgeber einer Weltausstellung. Deren Leitthema, „Mensch – Natur – Technik“, greift auf die sogenannte „Agenda 21“ zurück, das UN-Aktionsprogramm für nachhaltige Entwicklung, wie es auf der UNO-Konferenz in Rio de Janeiro 1992 von 179 Staaten unterzeichnet worden war. Zentrale Schwerpunkte dieses umweltpolitischen Programms für die Zukunft der Menschheit sind der Kampf gegen Hunger und Umweltzerstörung. Es ist aber nicht nur diese globale Perspektive, die – wie die Veranstalter prognostizieren – täglich mehr als 100.000 Besucher anlocken soll. Weltausstellungen als Präsentationsformen der neuesten Entwicklungen von Wissenschaft und Technik, als Markt für Industrie und Gewerbe, als Bühne nationaler Selbstdarstellung, als Basar kultureller Vielfalt, als Symbol des Völkerfriedens und als Mittel von Bildung haben seit ihrer Entstehung nichts von ihrem ursprünglichen Reiz verloren.¹

Die sich seit der ersten, der *Great Exhibition* in London 1851, rapide ausbreitenden Weltausstellungen gehören zu denjenigen kulturellen Phänomenen, die im öffentlichen Bewußtsein des 19. Jahrhunderts einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen haben.² Wohl kein anderes Ereignis ist mit den materiellen, technischen und kulturellen Errungenschaften der industriellen Entwicklung so eng verbunden worden wie diese „Manifeste

1 Zur Expo 2000 siehe deren Website: www.expo2000.de; G. Wegner, Optimistisch, jung, global, faszinierend. Die Herausforderung der Expo 2000, Hannover 1997; ders., Solidarität als Exponat. Religion – Kultur – Technik. Beiträge zur Weltausstellung in Hannover, Hannover 1993.

2 Der Begriff Weltausstellung wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend inflationär gebraucht. 1912 wurden erste allgemeine Kriterien festgelegt, bevor 1928 mit dem Pariser „Bureau International des Expositions“ eine Institution zur verbindlichen Regelung der Weltausstellungen zur gegründet wurde. Vgl. dazu C. Kalb, Weltausstellungen im Wandel der Zeit und ihre infrastrukturellen Auswirkungen auf Stadt und Region, Frankfurt a. M. u.a. 1994, S. 54ff. und S. 233ff. – Im vorliegenden Heft werden nur Weltausstellungen erster Klasse behandelt. Dies waren bis zum Ersten Weltkrieg: London 1851, Paris 1855, London 1862, Paris 1867, Wien 1873, Philadelphia 1876, Paris 1878, Paris 1889, Chicago 1893, Paris 1900, St. Louis 1904, Brüssel 1910 und San Francisco 1915.

des Fortschritts“.³ Hervorgegangen aus den Warenmessen, Märkten und nationalen Gewerbe- und Industrieausstellungen, verkörperten die Weltausstellungen einen neuen Ausstellungstypus mit dem Ziel, Industrie und Handel zwischen den beteiligten Ländern zu fördern und zugleich nationale Traditionen und Kulturen zu präsentieren. Basierend auf Liberalismus und Freihandel, schrankenloser internationaler Konkurrenz und der optimistischen Idee eines evolutionären Zivilisationsfortschritts, zielten die Weltausstellungen darauf, sowohl einen Überblick als auch einen Vergleich der neuesten industriellen Entwicklungen und eine Kommunikation zwischen den Unternehmern und Händlern zu ermöglichen sowie durch die Steigerung des Absatzes wirtschaftlichen Nutzen zu realisieren.

Die Weltausstellungen erhoben aber nicht nur den Anspruch, Schaufenster der materiellen Produktion und technischen Errungenschaften, des industriellen Wachstums, architektonischer Entwicklungen und wissenschaftlicher Innovationen zu sein. Sie symbolisierten zugleich den Glauben, die Völker politisch und kulturell näher zusammenzuführen. Sie wurden in diesem Selbstverständnis „als eine Bürgschaft für die Erhaltung“ des Frieden angesehen.⁴ Im Schatten wachsender internationaler Spannungen mutierten die Weltausstellungen jedoch am Ende des Jahrhunderts mehr und mehr zu Demonstrationen nationaler Macht und Stärke. Zunehmend dienten sie als politisches Mittel in der imperialistischen Rivalität und kolonialen Subordinarität. Weltausstellungen wurden damit zu Arenen der internationalen Konkurrenz und des Kampfes um kulturelle Hegemonie. Die auf den Ausstellungen verliehenen Preise etwa trugen

3 Allgemein zur Geschichte der Weltausstellungen siehe u. a. B. Schröder-Gudehus/A. Rasmussen, *Les Fastes du Progrès. Le Guide des Expositions universelles 1851–1992*, Paris 1992; R. W. Rydell, *The Books of the Fairs. Materials about World's Fairs, 1834–1916*, Chicago/Washington 1992; *Historical Dictionary of World's Fairs and Expositions, 1851–1988*, hrsg. von J. E. Findling und K. D. Pelle, New York/Newport/London 1990; P. Greenhalgh, *Ephemeral Vistas: A History of the Exposition Universelles, Great Exhibitions and World's Fairs, 1851–1939*, Manchester 1988; W. Plum, *Weltausstellungen im 19. Jahrhundert. Schaupiele des sozio-kulturellen Wandels*, Bonn 1975. Siehe auch die beiden Ausstellungskataloge Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts, hrsg. von C. Beutler, München 1974 und *Le livre des expositions universelles 1851–1989*, hrsg. von Union Centrale des Arts Décoratifs, Paris 1983. Zuletzt mit umfangreicher Bibliographie M. Wörner, *Vergnügen und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900*, Münster u. a. 1999 (siehe dazu auch meine Rezension in diesem Heft). Einen historischen Überblick mit zahlreichen Informationen bietet auch: www.expo2000.de.

4 So etwa in der offiziellen Einladung für die Weltausstellung in Wien 1873. Vgl. die Einladung vom 7. Juni 1872; Schreiben an Außenministerium, in: Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Außenministerium, Nr. 7807. Dazu auch U. Haitern, *Die Londoner Weltausstellung von 1851. Ein Beitrag zur Geschichte der bürgerlich-industriellen Gesellschaft im 19. Jahrhundert*, Münster 1971, S. 281ff.; E. Kroker, *Die Weltausstellungen im 19. Jahrhundert. Industrier Leistungsnachweis, Konkurrenzverhalten und Kommunikationsfunktion unter Berücksichtigung der Montanindustrie des Ruhrgebietes zwischen 1851 und 1880*, Göttingen 1975, S. 179ff.

nicht nur zum Prestige einzelner Unternehmen bei, sondern fungierten als Meßblatten im internationalen Konkurrenzkampf der Staaten.

Die Idee zum vorliegenden Heft entsprang nicht nur der Aktualität des Themas vor dem Hintergrund der Expo in Hannover, sondern auch dem Umstand, daß trotz der Fülle der Forschungs- und populären Literatur über die Weltausstellungen wenig komparative Studien existieren. Die Zusammenstellung der Fallstudien soll eine solche vergleichende Perspektive ermöglichen. Aus der Fülle der Untersuchungsobjekte, die das Phänomen Weltausstellung bietet, ist der Aspekt der nationalen und kulturellen Repräsentation in seiner Wechselbeziehung mit spezifischen politischen Ambitionen herausgegriffen worden. Diese Auswahl erfolgte mit Bedacht, kommt doch die Ambivalenz der Weltausstellungen gerade in dem Spannungsverhältnis von Nation, Kultur und Machtpolitik zum Vorschein.

Die Beiträge des Heftes nehmen daher die Formen der nationalen und kulturellen Identität, der Art und der Ziele der Selbstdarstellung verschiedener Nationen und Regionen und deren Perzeption durch die Zeitgenossen auf den Weltausstellungen in den Blick. Mit Konzentration auf das 19. Jahrhundert werden dabei mit Lateinamerika unabhängige, aber politisch und wirtschaftlich periphere Staaten, mit Kanada eine westliche Kolonie, mit Rußland ein politisch einflußreiches, aber wirtschaftlich rückständiges Reich an der kulturellen Grenze zwischen Okzident und Orient, mit Deutschland ein junger, aber im Kreise der Imperialmächte zentraler Nationalstaat und mit Polynesien eine nichtwestliche Region und Kolonie behandelt. Die Beispiele zeigen, daß die nationale Repräsentation mit bestimmten Zielvorstellungen verbunden war, die von der spezifischen politischen und kulturellen Stellung im damaligen internationalen Staatensystem abhingen. Wie in den einzelnen Beiträgen deutlich wird, unterschieden sich die Formen dieser nationalen und kulturellen Identitätsstiftung nur unwesentlich. Zu diesen gehörten insbesondere die Architektur, die Kunst, die Volkskultur sowie die Wissenschaften. Die primären Ziele nationaler Selbstdarstellung waren von Fall zu Fall unterschiedlich, aber die Imperialstaaten des Westens blieben der eigentliche Referenzpunkt aller Aussteller und damit die Ursache für die Ambivalenz der jeweiligen nationalen Repräsentanz. Vier Ebenen finden in den Beiträgen besondere Beachtung:

Erstens wird untersucht, wie auf den Weltausstellungen nationale und kulturelle Identität präsentiert und konstruiert wurde. Dies betrifft sowohl die neuen Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts, etwa in Lateinamerika, Deutschland, Italien oder Österreich genauso wie etablierte Nationen, die, wie beispielsweise Frankreich nach der Niederlage von 1871, die Weltausstellungen zur Darstellung eines neuen nationalen Selbstbewußtseins nutzten. Deutlich wird, daß sich die vier in den Fallstudien vorgestellten Regionen und Länder – Lateinamerika, Kanada, Rußland und Deutschland

– in einer Übergangsphase ihrer nationalen Entwicklung befanden und sich dementsprechend auf den Ausstellungen präsentierten. Wie *Ingrid E. Fey* am Beispiel der Pariser Weltausstellung von 1889 verdeutlicht, lokalisierte sich Lateinamerika zwischen vormoderner „Barbarei“ und moderner westlicher Zivilisation. Als nichtkoloniale Länder versuchten die südamerikanischen Staaten, sich durch die Art der Repräsentation als moderne Gesellschaften darzustellen, denen ein Platz unter den entwickelten Industrienationen des Westens zukam. Es war gerade dieses Spannungsverhältnis von Zivilisiertheit und „Barbarei“, das das ausländische Interesse und damit Kapital und Immigranten anziehen sollte. Eine solche Selbstverortung war auf verschiedenen Wegen möglich, wobei die Konstruktion eines idealisierten Bildes von Lateinamerika eine zentrale Bedeutung einnahm. Der „kosmopolitische Nationalismus“ widerspiegelte sich allerdings auf der Ebene der Einzelausstellungen der lateinamerikanischen Länder nicht einheitlich, denn das jeweilige nationale Bewußtsein wurde in der Trias Tradition – Gegenwart – Kultur durchaus unterschiedlich legitimiert.

Im von kulturellen Divergenzen zwischen frankophilen und anglophilen Bewohnern gekennzeichneten Kanada trugen, wie *Brigitte Schroeder-Gudehus* nachweist, die Ausstellungen zur Konstruktion einer kanadischen Identität bei den Weltausstellungen bei. Die angestrebte Demonstration einer nationalen Einheit ist aber immer wieder von Konflikten zwischen Zentral- und Provinzialregierungen überlagert worden. Das ausgestellte Ideal zerbrach hinter den Kulissen angesichts des Konflikts zwischen Anglo- und Franko-Kanadiern, so daß das Problem der Autonomie oder staatlichen Unabhängigkeit von Großbritanniens auf den Weltausstellungen kaum eine Rolle spielte.

Rußland, das wie Lateinamerika und Kanada zu den peripheren Akteuren auf den Weltausstellungen zählte, nahm ebenfalls eine ambivalente Stellung ein. Diese Ambivalenz resultierte aus dem Widerspruch von politischem Einfluß in Europa und schwacher Ausprägung der bürgerlichen Gesellschaft einerseits, seiner Mittlerfunktion zwischen Okzident und Orient andererseits. Wie *David Fisher* überzeugend darlegt, hat es im Zarenreich starke Tendenzen gegeben, sich den Hegemoniebestrebungen des Westens zu entziehen und sich mit explizit nationalistischen Elementen weit weniger dem universalistischen Pathos von westlicher Moderne und technologischem Fortschritt anzuschließen. Dabei spielten unterschiedliche Interessen des Staates auf der einen und den bürgerlichen Ausstellern auf der anderen Seite eine maßgebliche Rolle.

Ging es der Regierung in St. Petersburg vor allem darum, durch eine zentrale Leitung die Kontrolle über die neuen bürgerlichen Eliten zu bewahren, versuchte die deutsche Regierung, durch zentrale staatliche Vorbereitungskommissionen gerade die zögerlichen einheimischen Industri-

ellen von einer Teilnahme an den Weltausstellungen zu überzeugen. Wie *Eckhardt Fuchs* zeigt, zielte die Kontrollfunktion im Deutschen Reich weniger auf Handel und Industrie als auf eine einheitliche nationale Repräsentation. Diese sollte zeigen, daß das geeinte Deutschland im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zu einem politischen Machtfaktor im Kreis der Industriestaaten gehörte und seine kulturelle Tradition es über andere Staaten hinaushob. Wie sehr dabei das politische Kalkül eine Rolle spielte, verdeutlicht die Nichtteilnahme an den Pariser Weltausstellungen von 1878 und 1889.

Zweitens: Mit ihrer nationalen Präsenz auf den Weltausstellungen verbanden die teilnehmenden Länder spezifische außenpolitische Zwecke. Aus Sicht der Industriestaaten sollte, wie das Beispiel Deutschland zeigt, die Hegemonie der eigenen Kultur gegenüber imperialen Konkurrenten und nichtwestlichen Staaten demonstriert werden. Aus der Perspektive der nichtwestlichen oder peripheren Länder wiederum zielte die Repräsentation darauf ab, Anerkennung als moderne Nation und damit einen gleichberechtigten Platz unter den westlichen Industriestaaten zu gewinnen. Das betraf vor allem die Länder Lateinamerikas, aber auch Japan oder China.⁵ Mit dem Selbstimage einer modernen, zivilisierten und ressourcenreichen Region ging es sowohl Kanada als auch Lateinamerika einerseits darum, die westlichen Stereotype über diese Regionen als unzivilisierte „Wildheit“ zu widerlegen, andererseits um die Einwerbung von Kapital und Emigranten.

Drittens: Eine weitere Ebene, die in den Fallstudien behandelt wird, ist die Funktion der nichtwestlichen und indigenen Kulturen bei der nationalen Identitätsbildung.⁶ Mittels der Kolonialausstellungen wurden westliche Stereotype über das Fremde visualisiert und rassische Superiorität bewußt inszeniert. Sowohl in den Ausstellungen Kanadas als auch der lateinamerikanischen Region spielten daher die indianischen Ureinwohner eine besondere Rolle. Für Lateinamerika ging es zum einen darum, sich von den auf den Weltausstellungen präsentierten indigenen Bevölkerung der Kolonien abzusetzen. Das „Verbergen“ der einheimischen Indianer oder deren Repräsentation als eine Gruppe, die als Produkt der Modernisierung zivilisiert und erzogen werden konnte, kennzeichnete die Ausstellungen. Im-

5 Abgesehen von den Weltausstellungen zweiter Klasse in Sydney (1879/80) und Melbourne (1880/81) hat in den ersten hundert Jahren ihrer Geschichte keine Weltausstellung außerhalb Europas und den USA stattgefunden. Die Weltausstellung in Montréal 1967 war die erste außerhalb des europäisch-US-amerikanischen Raumes, die folgende in Osaka 1970 die erste in Asien.

6 Siehe dazu u. a. Kolonialausstellungen – Begegnung mit Afrika? Hrsg. von R. Debusmann und J. Riesz, Frankfurt a. M. 1995; S. Leprun, *Le Théâtre des Colonies. Scénographie, acteurs et discours de l'imaginaire dans les expositions 1855–1937*, Paris 1986; B. Benedict, *International Exhibitions and National Identity*, in: *Anthropology Today* 7 (1991), S. 5-9.

merhin bot aber die exotische Folklore auch eine Attraktivität, die für die nationale Eigenwerbung genutzt werden konnte. Eine ähnliche Ambivalenz kann man in den kanadischen Ausstellungen finden. Die einheimische Urbewölkerung störte einerseits im angestrebten Image einer modernen Nation, deren Exotik diente aber zugleich dazu, eigene zivilisatorische Errungenschaften zu demonstrieren und Neugier zu wecken. Die Darstellung nichtwestlicher Völker erfolgte zumeist durch sogenannte „ethnische“ Dörfer. Der kommerzielle Aspekt dieser Kolonialausstellungen war begleitet von der Demonstration imperialer Herrschaft, die über eine Bandbreite unterschiedlicher Formen erfolgte. Wie *Ewan Johnston* am Beispiel der Polynesier demonstriert, bildeten die ausgestellten indigenen Völker aber keine passive Masse, sondern verfolgten mit ihren Darbietungen auch eigene, mitunter subversive Ziele.

Viertens: Eine außerordentlich bedeutende Rolle spielten im Kontext der Kolonialausstellungen die Wissenschaften.⁷ Die Weltausstellungen boten einen Ort, auf dem die Errungenschaften moderner Wissenschaft mit dem Ziel popularisiert werden konnten, einerseits eine breite internationale Öffentlichkeit zu erreichen, und andererseits, um auf nationaler Ebene staatliche und private Mittel einzufordern. Die Wissenschaften und die technische Umsetzung der wissenschaftlichen Erkenntnisse präsentierten sich als Grundpfeiler der modernen Gesellschaft. Es war jedoch die Verbindung von Wissenschaft, politischer Macht und Rassenlehre, die, wie *Robert Rydell* ausführt, auf den Ausstellungen im Vordergrund stand. Wissenschaft fand ihre gesellschaftliche Legitimität darin, nationale Herrschaftspraktiken abzusichern und das Prestige der jeweils eigenen Nation im internationalen Wettbewerb zu erhöhen. Insbesondere für die Herausbildung der Wissenschaftsdisziplinen Anthropologie und Ethnologie spielten die Weltausstellungen eine zentrale Rolle.⁸ Anhand von Evolutionstheorien wurden Rassenmodelle entworfen, mit denen die Kolonialherrschaft und die Überlegenheit des Westens gerechtfertigt werden sollten.

Eine wichtige Frage besteht darin, inwieweit die mit der nationalen Repräsentation verbundenen Ziele denn auch tatsächlich zur Formung kultureller Identität und der Verbreitung beabsichtigter Bilder geführt haben. *Brenda Hollweg* greift die Fragestellung nach der Bedeutung der Weltausstellungen als „Gedächtnisort“ für die Formung von kultureller Identität am Beispiel der USA an und zeigt, welche Rolle die publizistische Reflexion über die Weltausstellung in Chicago 1893 dabei spielte. Sie zeigt, wie

7 Allgemein dazu P.-G. Forest und B. Schroeder-Gudehus, *La Science à tout faire: à propos des représentations scientifiques et techniques dans les expositions universelles*, in: *Protée* (1988), S. 49–56.

8 In Chicago erhielten Ethnologie und Anthropologie mit dem Department M eine eigene Abteilung in der offiziellen Ausstellungsklassifikation. Dazu ausführlich R. W. Rydell, *All the World's a Fair. Visions of Empire at American International Expositions, 1876–1916*, Chicago/London 1984.

über historische Vergleiche und Mythen ein historisches Gedächtnis und damit nationales Selbstbewußtsein konstituiert werden. Mittels der unterschiedlichen Texte über die Weltausstellung wurden bestimmte Normen, Interessen und Praktiken der amerikanischen Gesellschaft reflektiert, kritisiert und neu produziert. Deutlich wird dadurch, daß die Konstruktion, Vermittlung und Bewahrung einer kulturellen Identität kein eindimensionaler Prozeß, sondern in sich widersprüchlich war, und auch immer die Option alternativer Interpretationen und eine Pluralität der Traditionen zuließ. In der nationalen Identitätsbildung und dem kulturellen Selbstverständnis der amerikanischen Nation wird damit eine ideologische Dimension und Ambivalenz deutlich, nämlich die Spannung von kulturellem europäischem Erbe und amerikanischer Moderne.

Der Mehrzahl der Besucher der Weltausstellungen wird die Tiefenstruktur der politischen und kulturellen Botschaften auf den Weltausstellungen wohl eher verborgen geblieben sein. Natürlich hat dieser Aspekt seine direkte Wirkung nicht verfehlt, dennoch lenkte das Medienspektakel die Aufmerksamkeit oftmals eher auf die den einfachen Alltag beeinflussenden Innovationen, auf Entertainment und das Exotische. Weltausstellungen dienten vor allem der Bildung und der Unterhaltung. Unter diesem Aspekt haben sie von ihrer Anziehungskraft bis heute nichts eingebüßt. Im postkolonialen Zeitalter haben sie sich allerdings als Tempel imperialistischer Herrschaft, nationalistischer Repräsentation und Triebkraft der Moderne überlebt. Angesichts des Generalthemas der Expo in Hannover, „Mensch – Natur – Technik“, wird sich zeigen müssen, welchen Beitrag diese und zukünftige Weltausstellungen zur Lösung der gegenwärtigen globalen Probleme leisten können.⁹

9 Ich danke den Autoren der Beiträge für ihre Bereitschaft, sich an diesem Heft zu beteiligen. Die gesamte Kooperation und Kommunikation erfolgte über das Internet. Die Übersetzungen der Aufsätze von Ingrid Fey, David Fisher, Ewan Johnston und Robert Rydell stammen von mir.

Ingrid E. Fey

Zwischen Zivilisation und Barbarei: Lateinamerika auf der Pariser Weltausstellung von 1889¹

Die Pariser Weltausstellung von 1889 demonstrierte anschaulich Lateinamerikas neue und ambivalente Position zwischen der „Zivilisation“ Westeuropas und der „Barbarei“, die zu dieser Zeit mit den Kolonialvölkern assoziiert wurde. In der Tat widersprachen die realen Umstände in Lateinamerika den Hoffnungen der lateinamerikanischen Eliten auf politische, soziale und ökonomische Modernität ihrer Region. Obwohl politisch unabhängig, ähnelten die gesellschaftlichen und sozialen Bedingungen in den meisten Ländern Lateinamerikas, zumindest oberflächlich, denjenigen in Afrika und Asien, die unter europäischer Kolonialherrschaft standen. Zur gleichen Zeit, als die lateinamerikanischen Länder ihre Souveränität und ihren spezifischen Nationalismus feierten, sahen Außenstehende Lateinamerika als einen unbändigen und wilden Monolithen. Während die politische und wirtschaftliche Macht in den Händen „weißer“ Minderheiten lag, bildeten die nicht-weißen Einwohner die Mehrheit der Bevölkerung. Selbst als überall auf dem Kontinent moderne und sehenswerte Städte entstanden, floß der Reichtum weiterhin vom Land sowohl in diese Städte als auch ins Ausland, und zwar in einer Art und Weise, deren Wurzeln tief in die koloniale Vergangenheit dieser Region reichten. Als die Vorbereitungen für die Weltausstellung begannen, nahm Lateinamerika eine Mittelstellung in der modernen Welt ein; eine Stellung, die zwar nicht derjenigen der Kolonialmächte Europas und der Vereinigten Staaten ebenbürtig war, aber im Vergleich zu den Ländern unter kolonialer Herrschaft doch einen bedeutend größeren Freiraum für die eigene Entwicklung ermöglichte. Daraus folgte, daß Lateinamerika auf der Weltausstellung eine ambivalente, aber zugleich vermittelnde Position in einem Prozeß einnahm, der typisch für alle Ausstellungen dieser Zeit war, und den der Historiker Robert Rydell als ein „hierarchical continuum of material and

1 Dieser Aufsatz ist die gekürzte Fassung eines Kapitels aus meiner Dissertation. Siehe I. E. Fey, *First Tango in Paris: Latin Americans in Turn-of-the-Century France, 1880–1920*, phil. Diss., Los Angeles 1996. Die Forschungen zu diesem Projekt wurden durch Stipendien des *Latin American Center* und des *Department of History* der University of California Los Angeles (UCLA) unterstützt. Der Aufsatz wurde in gekürzter Form auf der Konferenz der *Popular Culture Association* in Orlando 1997 vorgetragen.

racial progress that signified nothing so much as the distance traveled from 'savagery' to 'civilization', bezeichnet hat.²

Es war die Anerkennung und die spezifische Darstellung dieser ambiguen Stellung gegenüber den „zivilisierten“ und „barbarischen“ bzw. „wilden“ Völkern der Welt, durch die sich die lateinamerikanischen Nationen auf der Weltausstellung 1889 voneinander zu unterscheiden suchten. Durch sorgfältig entworfene Pavillons und Rituale sowie eine umfassende Propaganda erzeugten die lateinamerikanischen Ausstellungsorganisatoren Images, in denen gleichzeitig sowohl Modernität und Kosmopolitismus als auch Exotik und „Barbarei“ gerühmt wurden. Die Koexistenz dessen, was die lateinamerikanischen Eliten und ihr europäisches Publikum als barbarisch und zivilisiert ansahen, wurde sorgfältig inszeniert, um alle Beteiligten davon zu überzeugen, daß die „Barbarei“ dieser Region bereit, willig und fähig war, in eine blendende und gewinnbringende „Zivilisation“ transformiert zu werden. Im Zentrum der Ausstellung jeder lateinamerikanischen Nation stand ein Pavillon, der diese Ambiguität deutlich machte. Allerdings ist in diesen Pavillons vor allem der allmähliche Sieg der westlichen Zivilisation über die barbarischen Elemente der lateinamerikanischen Region dargestellt worden; wie dieser Sieg erreicht wurde oder zu erreichen war, spielte eine zentrale Rolle in der Architektur der Pavillons und den Ausstellungsstücken. Die Darstellung der „zurückgebliebenen“ oder „barbarischen“ Völker und der ungezähmten natürlichen Ressourcen nahm einen prominenten Platz in den Anstrengungen Lateinamerikas ein, sich nicht nur voneinander, sondern auch von den europäischen Kolonien zu unterscheiden, mit denen sie um westliches Kapital und Immigranten wetteiferten. Die Beschreibung und Analyse der lateinamerikanischen Pavillons ermöglicht damit auch einen Einblick in die sich überschneidenden kulturellen, ökonomischen und politischen Projekte, mit denen die lateinamerikanischen Eliten den größten Teil des 19. Jahrhunderts beschäftigt waren: die Etablierung effektiver politischer Regimes, die Modernisierung der Wirtschaft und die Schaffung nationaler Identitäten.

Bereits vor 1880 hatten die meisten lateinamerikanischen Nationen an internationalen Ausstellungen teilgenommen, und einige von ihnen waren selbst Gastgeber solcher Ausstellungen. Die Pariser Ausstellung von 1889 war aber von beispielloser Bedeutung für diese Region. Im Jahre 1884 hatte ein in Paris lebender lateinamerikanischer Publizist die Teilnahme an der Ausstellung mit einer an Darwin angelehnten „nationalen Fitness“ verbunden und die lateinamerikanischen Nationen nachhaltig zur Vorbereitung einer Beteiligung aufgefordert. „Eine Weltausstellung wird [1889] in Paris stattfinden“, verkündete er. „Alle *zivilisierten* Nationen sind eingeladen und werden teilnehmen. Lateinamerika sollte sich von jetzt ab darauf

2 R. Rydell, *World of Fairs: The Century of Progress Expositions*, Chicago 1993, S. 19.

vorbereiten, um sich würdevoll zu präsentieren.³ Daß die meisten der teilnehmenden lateinamerikanischen Nationen Pläne zu einem gemeinsamen Pavillon zugunsten von separaten nationalen Ausstellungsgebäuden ablehnten, ist ein weiteres Zeugnis für die große Bedeutung, die sie dieser Ausstellung beimaßen.⁴ Die siebzehn lateinamerikanischen Staaten, die sich an der Ausstellung beteiligten, sahen in ihr eine gute Möglichkeit, sich als unabhängige Nationen in diesem internationalen Forum von Schaustellung und Wettstreit zu präsentieren und wahrgenommen zu werden.⁵ Was die Lateinamerikaner zu *sehen* hofften, waren die letzten Errungenschaften der Modernität, die in ihrem Heimatland angewendet werden konnten. Ihr primäres Ziel bestand allerdings darin, sowohl von den europäischen Investoren als auch von potentiellen Emigranten *gesehen* zu werden. „Laßt uns selbst bekanntmachen! Darin liegt das Geheimnis, unser Land zu Wohlstand zu führen“, wie in einer argentinischen Ausstellungspublikation zu lesen war.⁶ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schienen ausländische Investitionen und Immigration der Schlüssel zu Lateinamerikas ökonomischem, sozialem, kulturellem und rassischem „Fortschritt“ zu sein. Darüber hinaus hatte das spezifische Thema der Ausstellung von 1889, nämlich der Sieg des gemäßigten französischen Republikanismus über Monarchismus und Sozialismus, eine besondere Bedeutung für die lateinamerikanischen Eliten. Diese betrachteten sich selbst und ihre Regierungen als die Erben der Französischen Revolution, waren aber auch bestrebt, die Vorstellung eines Ruhe, Ordnung und Fortschritt verkörpernden Republikanismus in der Welt zu verbreiten. Selbst das Königreich Brasilien versuchte sich als eine Monarchie zu präsentieren, die sich durch republikanische Werte auszeichnete.

Um sowohl europäisches Kapital als auch Immigranten anzulocken, mußten die lateinamerikanischen Pavillons ein vielfältiges Publikum anziehen und scheinbar ambivalente Botschaften vermitteln. Während sie einerseits die Europäer mit ihrer Modernität, d.h. mit ihrer Gleichheit mit

3 „Une exposition universelle aura lieu [en 1889] à Paris. Toutes les nations civilisées seront conviées à y prendre part. L'Amérique latine doit se préparer, dès maintenant, à y être digne ment représentée.“ P. Lamas, Le centenaire de 89 et l'Amérique latine, in: Revue Sud-Américaine 47 (15. Juni 1884), S. 529 (Hervorhebung von mir – I. E. F.).

4 1878 waren die Ausstellungen der lateinamerikanischen Länder in einem einzigen Gebäude untergebracht, und 1889 nutzten Kolumbien und Peru den Pavillon Uruguays für ihre Ausstellungen.

5 Die siebzehn teilnehmenden Staaten waren (angeordnet nach den auf der Weltausstellung 1889 erhaltenen Preisen): Mexiko, Argentinien, Brasilien, Guatemala, Chile, El Salvador, Uruguay, Venezuela, Nikaragua, Ecuador, Bolivien, Dominikanische Republik, Paraguay, Peru, Kolumbien, Honduras und Costa Rica.

6 „¡Hacerse conocer! He ahí el secreto para realizar la prosperidad de nuestro país.“ G. Carrasco, Cartas de viaje por el Paraguay, los territorios nacionales del Chaco, Formosa, y Misiones y las provincias de Corrientes y Entre Ríos, Buenos Aires 1889, S. 15.

Europa, zu beeindrucken hatten, mußten sie diese andererseits mit ihrem offensichtlichen Mangel an Modernität verführen, oder, um es anders auszudrücken, mit ihrem Reichtum an Möglichkeiten für all jene, die willens waren, moderne Technologie für die Erschließung der Naturressourcen Lateinamerikas einzusetzen. Die lateinamerikanischen Ausstellungsorganisatoren lösten diesen scheinbaren Widerspruch durch die Zivilisierung ihrer Barbarei, d.h. dadurch, daß sie diese für die europäischen Besucher interessant und schmackhaft machten. Daraus entstand ein spezifischer ästhetischer Stil (oder Anti-Stil), den zwei argentinische Historiker „cosmopolitan nationalism“ genannt haben.⁷

Das Entwerfen und die Konstruktion dieses kosmopolitischen Nationalismus reflektierte dessen ästhetische und praktische Ziele. Während sich nationale, regionale und lokale Komitees in Lateinamerika mühten, die Ausstellungsgegenstände für die Pavillons in Paris zusammenzutragen, wurden die Komitees derjenigen Lateinamerikaner, die in Paris lebten, mit dem Bau der Pavillons beauftragt. Häufig zeichneten Mitglieder der diplomatischen Missionen in Paris mitverantwortlich für die Ausstellung. Pariser Landsleute wie Publizisten, Journalisten, pensionierte oder reisende Geschäftsleute, Ingenieure, Grundbesitzer und Künstler gesellten sich dazu. Außer dem von einem mexikanischen Ingenieur entworfenen Pavillon Mexikos wurden alle anderen lateinamerikanischen Ausstellungsgebäude von europäischen Architekten im Auftrag von in Europa lebenden Lateinamerikanern kreiert. Die lateinamerikanischen Ausstellungskomitees hielten normalerweise Architekturwettbewerbe ab, wobei die Bestimmungen über den Stil oftmals bewußt vage blieben. Das brasilianische Ausstellungskomitee gab beispielsweise bekannt, daß

„es den Wettbewerbsteilnehmern freigestellt [sei], ihrem Vorschlag einen solchen architektonischen Charakter zu verleihen, von dem sie glauben, er passe zu einem Gebäude, das für die Ausstellung natürlicher Produkte eines Reiches lateinischer und amerikanischer Herkunft bestimmt ist, [das] über reiche Bodenschätze und pflanzliche Ressourcen verfügt.“⁸

Aus der Zusammenarbeit von lateinamerikanischen Planern und europäischen Architekten, Unternehmern und Künstlern entstanden Visionen eines idealisierten Lateinamerikas; Visionen, die von Europäern für ein europäisches Publikum erfunden wurden. Auch wenn die Lateinamerikaner

7 L. A. Prislei/P. A. Gelí, *La Fiesta de la Revolución: Una celebración a dos voces*, in: *Imagen y Recepción de la Revolución Francesa en la Argentina: Jornadas nacionales*, Buenos Aires 1990, S. 319-333.

8 „Les concurrents seront libres [...] de donner à leur composition le caractère architectural qu'ils croiront devoir convenir à un édifice destiné à l'exposition des produits naturels d'un empire latin et américain, particulièrement riche en matières premières d'origine minérale et végétale...“ *Le Pavillon du Brésil*, in: *L'Exposition de Paris*, 3. August 1889, S. 178.

die Diskrepanz zwischen Darstellung und Realität nur selten übersahen, konstruierten sie diese Bilder als ein Mittel, um das repräsentierte Ideal in nicht allzu ferner Zukunft mit der Realität Lateinamerikas verschmelzen lassen zu können.

Die lateinamerikanischen Pavillons bildeten ein kleines Dorf am Fuße des Eiffelturms, das durch Mannigfaltigkeit und Individualität gekennzeichnet war. Ein französischer Journalist beschrieb die Pavillons folgendermaßen:

„Es gibt Paläste, Wohnhäuser, Pavillons, Kioske, Gärten und Treibhäuser, gefüllt mit exotischen Pflanzen. Jede Regierung hat bemerkenswerte Opfer gebracht, um sich mit Würde zu repräsentieren: es hat eine allgemeine Lebhaftigkeit und fröhliche Rivalität gegeben um zu sehen, wer besser, größer und schöner als der Nachbar ist...“⁹

Zugespitzt könnte man sagen, daß die Architektur der Pavillons zwei Richtungen widerspiegelte: eine, die sich auf die Vergangenheit der Nationen konzentrierte, und eine andere, die der modernen Zukunft huldigte. Die Gebäude Mexikos, Ecuadors, Brasiliens und Venezuelas verbanden ihr Image mit einem Architekturstil, der sich an einer früheren Epoche, sei es die vorkoloniale oder die Kolonialzeit, anlehnte. Die Pavillons von Chile, Uruguay und besonders Argentinien symbolisierten hingegen die Modernität ihrer Nationen und ihre kosmopolitische Ausrichtung. Sie hatten daher ein unverblümt unhistorisches äußeres Design ohne nationale Charakteristika. Paraguay, Nikaragua, El Salvador, Bolivien, Guatemala und die Dominikanische Republik nahmen eine Mittelstellung ein, schlossen doch die modernen Strukturen gelegentlich malerische nationalspezifische Verzierungen ein. Diese letzte Gruppe demonstrierte eine Mischung aus zeitgenössischem nationalen und internationalen Design. Die quadratischen Wände des Pavillons von El Salvador waren beispielsweise mit klassischen Verzierungen, Balkonen und Terrassen ausgestattet. Bemalte Fliesen, die als Begrenzungen und Verkleidung dienten, waren mit Bildern landwirtschaftlicher und mineralischer Produkte und Szenen aus dem einheimischen Leben El Salvadors dekoriert.¹⁰

Trotz der unterschiedlichen Architektur war allen lateinamerikanischen Ausstellungsgebäuden mehr oder weniger die Bindung an Ordnung und Fortschritt, ein Wesensmerkmal europäischer und lateinamerikanischer Modernität, gemeinsam. Vergleicht man insbesondere die argentinischen

9 „Il y a là des palais, des maisons d'habitation, des pavillons, des kiosques, des jardins et des serres remplis de plantes exotiques. Chaque gouvernement a fait des sacrifices considérables pour être représenté dignement; il y a eu un entraînement général et un heureuse rivalité; c'est à qui fera mieux et plus grand et plus beau que le voisin...“ Les Pavillons de l'Amérique, in: L'Exposition de Paris, 7. August 1889, S. 248.

10 G. de Barral, L'Amérique Latine à l'Exposition Universelle, in: Revue Sud-Américaine, 214 (18. August 1889), S. 86.

und mexikanischen Pavillons miteinander, wird deutlich, daß die lateinamerikanischen Gebäude durch die zwiespältige Repräsentation von Zivilisation und Barbarei gekennzeichnet waren. Beide waren die teuersten aller lateinamerikanischen Pavillons, und die argentinischen Organisatoren rechtfertigten die immer größeren Ausgaben mit dem Hinweis darauf, daß die mexikanische Regierung große Ressourcen für ihre aztekische Schau nebenan aufwandte. Aber während diese beiden Pavillons im Hinblick auf den Architekturstil sehr unterschiedlich waren, vermittelten sie hinsichtlich des Zivilisationsgrades ihrer Nationen einen sehr ähnlichen Eindruck. Beide Staaten verbargen ihre „Unkultur“ vor den Augen der ausländischen Besucher.

Argentiniens Ausstellungsgebäude reflektierte den offenbaren Mangel der Nation an Geschichte und die produktive Beziehung, die zwischen seiner „Zivilisation und Barbarei“ entstanden war – Begriffe, die tatsächlich von der argentinischen Elite benutzt wurden, um den Konflikt zwischen der europäisierten argentinischen Stadt und dem barbarischen „amerikanischen“ Land kenntlich zu machen. Die Argentinier machten kein Hehl aus ihrer Ablehnung eines nationalen historischen Stiles, um die Europäer mit ihrer Modernität, ihrem Kosmopolitismus und ihrem unbändigen Glauben an die Zukunft zu beeindrucken. So schrieb ein französischer Publizist über den argentinischen Pavillon als „einem Monument, das – ohne einen Nationalcharakter zu bieten – auf der Ausstellung bestens einem Volk entsprach, das sich aus den unterschiedlichsten europäischen Elementen zusammensetzte.“¹¹ Der neuartige eiserne Rahmen des Gebäudes, die Kuppeln, die Flaggen auf den Turmspitzen und das kunstvolle Portal am Eingang ähnelten auf bemerkenswerte Weise dem zentralen Gebäude der französischen Ausstellung und verdeutlichten die Vereinnahmung moderner Architekturformen. Durch die Nutzung elektrischen Lichts für die Beleuchtung der steinernen und gefliesten Wände konnte es der Pavillon durchaus mit dem ebenso beleuchteten Eiffelturm aufnehmen.

Der Eingang und das Foyer des argentinischen Pavillons spiegelten die fruchtbare Beziehung zwischen Argentiniens Zivilisation und seinen Naturschätzen wider, die für diese Zivilisation ausgebeutet wurden. Eine monumentale weibliche, die argentinische Republik repräsentierende Skulptur hieß die Besucher mit einer ausgestreckten Hand willkommen. Sie verkörperte Fruchtbarkeit, politische Stabilität (Republikanismus) und Offenheit gegenüber europäischen Besuchern (Immigranten). Hinter der Skulptur waren die natürlichen Ressourcen ausgestellt, die für diese zivilisierte Nation ausgebeutet wurden. Eine riesige Gipskarte Argentiniens zeigte pla-

11 „C'est un monument qui, sans offrir un caractère national, convient parfaitement à l'Exposition d'un peuple formé des éléments européens les plus divers...“ L. Guilane, *La République Argentine à l'Exposition Universelle de 1889*, in: *Revue Sud-Américaine*, 213 (11. August 1889), S. 62.

stisch die Größe des Landes und die Lücken zwischen den Bevölkerungszentren, die nur darauf warteten, von begierigen europäischen Immigranten gefüllt zu werden. Eine Ausstellung von gekühltem Fleisch befand sich links von der Karte in einem mausoleumsähnlichen Teil. Einige Stücke entfrosten Fleisches wurden immer zur Prüfung hinter Glas ausgestellt und gehörten zu den populärsten Gegenständen der Ausstellung. Gelegentlich wurden Stücke gekochten Fleisches umsonst vergeben.¹² Der besondere Stellenwert dieser Fleischausstellung spiegelte den Wunsch der argentinischen Regierung wider, eine lebensfähige Exportindustrie für Gefrierfleisch aufzubauen, indem man die Europäer überzeugte, daß argentinisches Fleisch mit dem der europäischen Schlächter konkurrieren konnte.¹³ Diese Ausstellung konnte auch zur Immigration ermutigen, indem man vor dem einfachen Franzosen mit der Fülle und der Verfügbarkeit von hochwertiger Nahrung in Argentinien warb. Der argentinische Pavillon verband so Modernität und Kosmopolitismus mit scheinbar grenzenlosen landwirtschaftlichen und natürlichen Ressourcen, die eine solche Modernität erst möglich machten.

Obwohl das mexikanische Ausstellungsgebäude durch die Form einer aztekischen Pyramide augenscheinlich auf das indianische Erbe abhob, betonte es das fortgeschrittene Stadium der nachkolonialen einheimischen Gesellschaften. Mauricio Tenorio Trillo hat in seiner ansgezeichneten Studie über die Beteiligung Mexikos an den Weltausstellungen geschrieben, daß der mexikanische Pavillon „sought to provide a building which would symbolize the Indian past in the heroic, progressive, and civilized fashion which modern late nineteenth century Mexico pretended to have inherited from the Aztecs [...] Indeed, what [the pavillon's architect] did was to select, from what he knew of Aztec architecture, the elements that would meet the requirements of modern nineteenth century allegorical architecture.“¹⁴ So stellten beispielsweise die Skulpturen im aztekischen Stil, die den Eingang schmückten, jene antiken Gottheiten dar, die auch eine moderne Bedeutung hatten und damit auf Resonanz bei den Investoren und landhungrigen Immigranten treffen würden. Zu diesen aztekischen Göttern gehörten Centeotl, Tlaloc und Chalchiuhtlicue, die „Beschützer der Landwirtschaft und Fruchtbarkeit“, Camaxtli, der Jagdgott, Xochiquetzal, die Göttin der Künste, und Yacatecuhtli/Yacatzouhqui, der Beschützer der

12 F. Rivas Moreno, *Exposición de Paris*, in: *Europa y América IX* (1. Juli 1889), S. 3.

13 Ab Jahre 1888 spendete die argentinische Regierung 550.000 Pesos jährlich zur Förderung des Exports von Gefrierfleisch für die nächsten drei Jahre. Vgl. S. I. Rato de Sambucetti, *Del 'Boom' a la crisis: las presidencias de Juárez Celman y Carlos Pellegrini*, in: *Revista de Historia de América* 71 (1971), S. 85.

14 M. Tenorio Trillo, *Crafting the Modern Mexico: Mexico's Presence at World's Fairs, 1880s–1920s*, Phil. Diss., Stanford University 1994, S. 184–185: Die Dissertation wurde veröffentlicht unter dem Titel: *Mexico at the World's Fairs: Crafting a Modern Nation*, Berkeley 1996.

Wege und Gott des Handels. Obwohl die meisten europäischen Besucher nicht fähig waren, diese Götter ohne die Ausstellungsbroschüre zu benennen, vermittelten die visuellen Merkmale der Skulpturen (Mais, Pfeile, Spiele, Blumen, Blitze) die Grundelemente der mexikanischen Wirtschaft. Darüber hinaus symbolisierten sie wiederholt die „Zivilisiertheit“ des indianischen Erbes und untergruben damit die Auffassung, daß Mexiko eine Nation von Barbaren war. Die Nutzung von elektrischem Licht und einem eisernen Gebäudegerüst (das allerdings auch der Gefahr des Einsturzes ausgesetzt war) ließen trotz des indianischen Erbes keinen Zweifel an der „Modernität“ Mexikos zu. Das argentinische und mexikanische Ausstellungsgebäude, die hinsichtlich der Einbeziehung historischer Elemente in die Architektur wohl am unterschiedlichsten waren, verkündeten so eine fast identische Botschaft.

Die Darstellung der verschiedenen Rassen in Lateinamerika gehörte wahrscheinlich zu den kompliziertesten Problemen der Ausstellungsplaner, denn genau in diesem Bereich wurde die Ambiguität der Region zwischen Zivilisation und Barbarei am deutlichsten. Alle lateinamerikanischen Ausstellungsorganisatoren strebten ungeachtet ihrer nationalen Herkunft danach, dem europäischen Vorurteil von einer unzivilisierten Region, das auf dem großen indianischen, afrikanischen und gemischtrassigen Bevölkerungsanteil in dieser Region basierte, etwas entgegenzusetzen. Dies bedeutete, sich selbst – als weiße Elite – und die nicht-weiße Bevölkerung Lateinamerikas von den Einwohnern der europäischen Kolonien, die auf der Ausstellung entweder *in vivo* oder durch andere Artefakte zur Schau gestellt wurden, zu unterscheiden.¹⁵ Diese Herausforderung war allerdings etwas entmutigend, denn die zeitgenössischen Kolonialausstellungen wie in Paris und auf anderen Weltausstellungen dienten dazu, das europäische Stereotyp über die kolonialisierten Völker als fremd, primitiv und barbarisch zu popularisieren.¹⁶ Trotz der Tatsache, daß durch dieses Klischee alle lateinamerikanischen Nationen über einen Kamm geschert wurden, hing die nationale Repräsentation der Rassen in den Pavillons Lateinamerikas in großem Maße von der jeweiligen Größe und Art der nicht-weißen Bevölkerung ab. In einigen Fällen eliminierten lateinamerikanische Organisatoren „minderwertige“ Gruppen einfach aus ihren Ausstellungen. In anderen Fällen, wenn die Entfernung solcher Gruppen wegen ihrer Dominanz in der Bevölkerung faktisch unmöglich war, wurde die „zivilisierte“ Natur dieser Gruppen hervorgehoben. Bezeichnenderweise gab es in Paris keine 'ethnographische' Ausstellung von lebenden India-

15 Die Pariser Weltausstellung von 1889 umfaßte 21 Ausstellungen, in denen Menschen als Ausstellungsstücke fungierten. Siehe B. Benedict, *Rituals of Representation: Ethnic Stereotypes and Colonized Peoples at World's Fairs*, in: R. W. Rydell/N. Gwinn (Hrsg.), *Fair Representations: World's Fairs and the Modern World*, Amsterdam 1994, S. 61.

16 Ebenda, S. 36.

nern aus Lateinamerika, und sie waren auch nur selten auf anderen Ausstellungen vertreten.¹⁷

Argentinien, das wegen der massiven Einwanderung das „europäischste“ lateinamerikanische Land war, legte besonderen Nachdruck auf die Abwesenheit „unzivilisierter“ Gruppen in seinem Ausstellungsgebäude. Wenig war zu sehen von seiner, wenn auch im Vergleich mit anderen lateinamerikanischen Ländern relativ geringen indianischen Bevölkerung. Als eine französische Besucherin einen Angestellten bat, ihr Photos von den „Eingeborenen“ zu zeigen (ihr Interesse war eindeutig durch europäische Stereotype gekennzeichnet), wurde sie höflich darauf hingewiesen, daß in Argentinien keine existierten; alle wären in die Städte gezogen und nun gut ausgebildete und gleichwertige Bürger. Als Beweis wurde der Frau ein argentinischer Angestellter im Pavillon vorgestellt, der vorgab, ein direkter Nachfahre des mächtigsten indianischen *cacique* (Häuptlings) Argentinien zu sein.¹⁸ Die Abwesenheit von „Wilden“ war beabsichtigt: als lokale Ausstellungskomitees anboten, „Kuriositäten“, die von gerade befriedeten Indianern aus den südlichen Provinzen Argentinien hergestellt worden waren, nach Paris zu senden, wurde dies höflich, aber sehr bestimmt abgelehnt. Im Verständnis der Ausstellungsorganisatoren trugen solche Gegenstände wenig dazu bei, die Produktivität des Landes zu demonstrieren und bestätigten nur die falschen Auffassungen über den Stand der argentinischen Kultur.¹⁹

Trotz aller Anstrengungen konnten die argentinischen Organisatoren die Indianer nicht vollständig aus ihrem Pavillon verbannen. Die für den täglichen Besucher sichtbaren Argentinier waren zwanzig Soldaten der Ehrenwache. Die Aufstellung dieser Ehrenwache erwies sich insofern als problematisch, da die Mehrheit der argentinischen Streitkräfte aus *mestizos*, die aus dem inneren Nordwesten des Landes stammten, bestand. Als die Ausstellungskommission in Buenos Aires aus diesem Grund zögerte, ein Kontingent Soldaten nach Paris zu senden, drängte der argentinische Botschafter in Paris die Kommission, ihre Auffassung zu überdenken. Er argumentierte, daß die Rasse der Soldaten verborgen bleiben würde, da die Uniformen denen der ehemaligen französischen Armee ähneln und niemand von Gemischtrassigen solche Disziplin erwarten würde. Noch wichtiger aber war, so der Botschafter, daß „man der Masse ein positives Urteil über die Zivilisation eines weit entfernten Landes am besten durch einen Soldaten einprägt.“²⁰

17 Mexiko, Kuba und Chile waren die einzigen lateinamerikanischen Länder, die je Menschen auf Weltausstellungen ausstellten. Siehe ebenda, S. 61.

18 E. Ortega, Desde París, 9 de Junio de 1889, in: La Prensa, 13. Juli 1889.

19 Julio Vitorica an Governor Acha, Entwurf, Buenos Aires, March, 1888, in: Archivo General de la Nación (Argentina), Sala VII, Leg. 12-5-3.

Der Pavillon Brasiliens betonte den natürlichen Reichtum der Nation und seine Produkte, ohne die dunkelhäutigen Arbeiter zu erwähnen, die diese Güter produzierten. Ausstellungspublikationen hoben die kürzliche Abschaffung der Sklaverei in Brasilien (1888) hervor, implizierten aber zugleich, daß damit alle Sklaven (d.h. Afrikaner oder Brasilianer afrikanischer Herkunft) auch abgeschafft worden wären. In einer Broschüre wurde stolz bekanntgegeben, daß „[...] Brasilien heute wenigstens 14 Millionen Einwohner zählt, und darunter nicht ein Sklave! Selbst das Wort Sklaverei ist aus unserem Land verschwunden und aus unseren Gesetzen gelöscht.“ Freie Arbeitskraft (also Einwanderer) hätte sich in dem Maße ausgebreitet, wie die Sklaverei verschwand.²¹ In den Drucksachen und im Pavillon selbst strebte die brasilianische Ausstellungskommission danach, die Bedeutung der Arbeit der schwarzen Bevölkerung für die Entwicklung des brasilianischen Fortschritts zu minimieren. Damit folgten die Brasilianer den äußerst widersprüchlichen Impulsen von Rassismus und Republikanismus, von denen Frankreich (und Brasilien) zu dieser Zeit beseelt waren, um das Bild von einem tropischen Paradies, das frei von bedrohlichen menschlichen Elementen und offen gegenüber der weißen europäischen Einwanderung war, zu vermitteln.

Brasiliens indigene Bevölkerung wurde völlig aus dem Hauptgebäude verbannt. Nur im kleinen Amazonashaus, das einen Teil der Ausstellung von Charles Garnier zur Geschichte des menschlichen Wohnens bildete, waren sie zugelassen. Koordiniert vom Direktor des Nationalmuseums in Rio, Ladislao Netto, enthielt das Amazonashaus Urnen und andere Gefäße, die von Indianern der Marajó-Insel an der Mündung des Amazonas hergestellt worden waren. Diese Güter widerspiegelten die Tätigkeit von ausgerotteten indianischen Stämmen und unterstrichen damit einerseits die relative Abwesenheit der eingeborenen Bevölkerung in der brasilianischen Gesellschaft des späten 19. Jahrhunderts. Andererseits zeigte deren wissenschaftliche Präsentation Brasiliens Interesse an den ethnographischen Wissenschaften, die zu diesem Zeitpunkt bedeutsam in Europa wurden.

Guatemala, Ecuador, Paraguay und Mexiko hatten alle einen indianischen Bevölkerungsanteil, der zu groß zum Verstecken war. Diese Natio-

20 „por medio de un soldado, en la actualidad, se conseguirá mejor imprimir en las multitudes un juicio favorable de la civilización de un país lejano...“ José Paz an Dr. Norberto Quirno Costa, Paris, 12. February 1889, in: ebenda, Sala VII, Leg. 12-5-1.

21 „Le Brésil compte aujourd'hui quatorze millions d'habitants au moins, et plus un seul esclave! Le mot même d'esclavage a disparu de notre pays, a été rayé de nos lois.“ F. J. de Santa Anna Nery et al., *Le Brésil en 1889 avec une carte de l'Empire en chromolithographie, des tableaux statistiques, des graphiques et des cartes*. Paris 1889, S. XV-XVI. Dain Borges untersucht die Bemühungen Brasiliens, den Beitrag der afro-brasilianischen Bevölkerung für die Nation in dieser Zeit zu ignorieren. Vgl. D. Borges, *Intellectuals and the Forgetting of Slavery in Brazil*, in: *Annals of Scholarship* 11 (1995) 1, S. 37-60.

nen wollten daher ihre Eingeborenen in einer Art präsentieren, die die europäischen Ängste und Vorurteile untergrub. Sie taten dies auf zweierlei miteinander verbundene Weise. Auf der einen Seite hoben sie den relativ fortgeschrittenen Stand der alten indianischen Zivilisationen, die vor der europäischen Eroberung in ihren Ländern existiert hatten, hervor. Auf der anderen Seite wurden „wilde“ Indianer, wenn sie im Pavillon erschienen, als eine von den Kräften des Fortschritts entweder physisch oder/und moralisch besiegte Gruppe dargestellt.

Guatemala stellte eine Auswahl von Produkten der indianischen Bevölkerung aus, um deren arbeitsame Natur zu beweisen. Die Ausstellungsorganisatoren betonten den Nutzen der Arbeit der Eingeborenen und illustrierten deren Vertrautheit mit regulierter Arbeit. Bilder von alten Ruinen aus Tikal und anderswo sollten die europäischen Besucher davon überzeugen, daß die Indianer Guatemalas auf eine lange Geschichte effizienter Produktivität zurückblicken konnten und daß seit der Eroberung die Europäer von deren höherem Grad an Zivilisiertheit im Vergleich mit anderen Bevölkerungsgruppen in der Karibik beeindruckt waren. Eine Broschüre Guatemalas, in der die Produkte der indianischen Bevölkerung beschrieben wurden, stellte fest, daß

„[...] im Ausland schlecht beurteilt, unsere Indianer als schädlich für den Fortschritt, unfähig zur Zivilisation und nutzlos für den Arbeitsprozeß, der eine positive Entwicklung bewirkt, angesehen werden [...] während im Gegensatz dazu die Geschichte beweist und die Fakten aussagen, daß aus dem Schoße dieser Massen intelligente Männer in der Industrie, in den Künsten und in der Armee hervorgegangen sind.“²²

Die Aussteller aus Guatemala versuchten den verschiedenen europäischen Rassentheorien mit ihrem eigenen Glauben, daß die Indianer durch den Prozeß der Zivilisation erlöst werden konnten, entgegenzutreten.²³ Die Ausstellungsorganisatoren stellten daher solche Produkte von Eingeborenen aus, die die Anpassungsfähigkeit der indianischen Bevölkerung und deren Empfänglichkeit für die Glanzstücke der Moderne, vor allem der re-

22 „Mal calificados en el extranjero nuestros indígenas, se les considera refractarios al progreso, incapaces de civilización e inútiles para toda labor que signifique positivo desarrollo en cualquier sentido, cuando, por el contrario, comprueba la historia y atestiguan los hechos, que del seno de esas masas han salido hombres inteligentes en la industria, en las letras, y en las armas.“ Recompensas obtenidas por la República de Guatemala, Guatemala City 1890, S. 10.

23 Die lateinamerikanischen Eliten hingen einer Auffassung an, die wir heute als Sozialdarwinismus bezeichnen würden, daß nämlich bestimmte Rassen existierten, die mehr zum Leben und Herrschen geeignet waren. Die Lateinamerikaner waren aber selektiv in der Übernahme solcher Ideologien, und eine ausführliche Behandlung ihrer Ansichten über die europäischen Rassentheorien kann an dieser Stelle nicht erfolgen. Darüber ausführlicher bei N. L. Stepan, „The Hour of Eugenics“: Race, Gender, and Nation in Latin America, Ithaca, NY 1991.

glementierten Arbeit, unterstrichen. Sie verankerten diese Bilder in einer monumentalen Vergangenheit, die wie die Geschichte der Inkas und Azteken in gewissem Maße mit den Errungenschaften der „westlichen“ antiken Zivilisationen konkurrieren konnten. Im Unterschied zu den Ausstellungen der Kolonialvölker, deren Zivilisationsgrad den Kolonialmächten angerechnet wurde, zeigte der Pavillon Guatemalas eine indigene Zivilisation, die zum einen das Resultat einer berühmten antiken Vergangenheit und zum anderen das Produkt der Modernisierung war.

Ecuador und Paraguay stellten aneuh indigene Produkte aus, aber deren Repräsentation bestärkte eher die europäischen Vorurteile gegenüber den lateinamerikanischen Ureinwohnern. Obwohl von einem französischen Architekt entworfen, war der winzige Pavillon Ecuadors die Nachbildung eines der Sonne gewidmeten Inka-Tempels. Fugère, ein französischer Bildhauer, schuf die Verzierungen des Pavillon, indem er Inkaskulpturen aus dem ethnographischen Museum in Paris als Modell nutzte.²⁴ Für das Innere hatten in Paris lebende ecuadorische Frauen Stickereiarbeiten von indigenen Frauen für die Ausstellung bereitgestellt. Diese Stücke weiblichen Handwerks hatten sich aber gegenüber den Schrumpfköpfen zweier Ibaroindianer zu behaupten, die der frühere französische Konsul in Guayaquil der Ausstellung geliehen hatte.²⁵ Im Pavillon Paraguays waren in Ergänzung zu anderen Produkten auch Waffen der Eingeborenen ausgestellt. Die Darstellung der Kriegsführung der Eingeborenen stieß aber nicht nur auf Zustimmung. Der argentinische Journalist Gabriel Carrasco äußerte sich denientsprechend:

„Ich glaube, daß es nicht nur nutzlos, sondern destruktiv in einer industriellen Ausstellung ist, weil es eine schlechte Vorstellung über ein Land hervorruft, und es ist besser, den Leuten nicht die Waffen der Wilden zu zeigen, sondern den Fortschritt der Zivilisation, den dieses reiche Land bereits hervorgebracht hat.“²⁶

Diese Bemerkung offenbarte die Absicht vieler Lateinamerikaner, einem internationalen Publikum geschönte Bilder von Lateinamerikas Urbevölkerung zu präsentieren. Carrasco fürchtete eindeutig, daß Paraguay, ein vor allem von *Mestizos* bevölkertes Land, durch die Darstellung indigener Waffen alle Anstrengungen, die Aufmerksamkeit von Kapital und Immigranten auf sich zu ziehen, zunichte machen könnte.

Mexikos Betonung der aztekischen Vergangenheit machte die Ambivalenz deutlich, mit der die mexikanische Elite ihre einheimische Bevölke-

24 American Commission, *The Paris Universal Exposition Album*. New York/London/Paris 1889, S. XC.

25 Ebenda, S. XCI.

26 „...lo creo, no solamente inútil, sino contraproducente en una exposición industrial, porque contribuirá a dar una mala idea del país, y conviene hacer que se conozcan, no las armas de los salvajes, sino los progresos que la civilización ha originado ya en ese rico país.“ Gabriel Carrasco, *Exposición de París*, in: *La Prensa*, 11. Juni 1889.

rung sah. Der Tempel knüpfte, wie oben erwähnt, an die Traditionen an, die mexikanische Historiker des 19. Jahrhunderts „erfunden“ hatten, um die Nation auf Grund ihrer heroischen Vergangenheit zu vereinigen. In dieser Sicht haben die „guten“ Indianer im mexikanischen Pavillon den Weg für die europäische Dominanz geöffnet, um vom universalen Fortschritt, den diese Zivilisation mit sich brachte, zu profitieren. Das Schicksal der „schlechten“ Indianer wurde ziemlich anschaulich in der Form des getrockneten Kopfes von Juan Antonio, einem Apachen, der während der Pazifizierung der Indianer des Nordens von der mexikanischen Armee getötet worden war, demonstriert.²⁷ Der aztekische Tempel repräsentierte weniger die wahre Geschichte und das Leben der Indianer, sondern reflektierte statt dessen Mexikos umstrittene Forderung nach kosmopolitischer Akzeptanz. Lebende Indianer, wenn überhaupt dargestellt, erschienen wie auch in den Ausstellungspavillons Guatemalas und Ecuadors nur durch die Produkte ihrer Arbeit. Damit wurden sie als bescheiden, fügsam und arbeitsam präsentiert. Im Geiste der lateinamerikanischen Ausstellungskommissionen war der einzig „gute“ Indianer tot, unterwürfig oder erlöst durch die Annahme der „Zivilisation“.

Die lateinamerikanischen Pavillons auf der Pariser Weltausstellung verwiesen auf die Überzeugung der Eliten, daß der Schlüssel zur Modernisierung in der Werbung, im Sich-Selbst-Bekanntmachen lag. Als der Leiter der Ausstellungskommission die Resultate der Beteiligung Guatemalas zusammenfaßte, versicherte er seiner Regierung, daß

„die Repräsentation Guatemalas in solch einem denkwürdigen Turnier keine [...] vergebliche Show nutzloser Kraftverschwendung [...] sondern ein Schritt zum Wohle unseres Fortschritts gewesen ist.“²⁸

Trotzdem war und ist es schwierig, greifbare Resultate der lateinamerikanischen Präsenz in Paris nachzuweisen. Die lateinamerikanische Meinung über den Erfolg der Pavillons reichte von vernichtend bis entzückend. Europäische Ansichten darüber sind schwerer zu finden. Die Berichterstattung der ausländischen Presse erfolgte oftmals durch Journalisten oder Publizisten, die dafür bezahlt wurden, nichts als positive Dinge über die Ausstellung zu schreiben. Es ist aber wahrscheinlich, daß die subtile Repräsentation der lateinamerikanischen „Barbarei“ umsonst war, denn die meisten europäischen Besucher wollten nur ihre düsteren Phantasien über die lateinamerikanischen „Wilden“ bestätigt sehen. Selbst viele Lateinamerikaner fühlten, daß ihre Pavillons nur die Auffassung bekräftigt hatten, daß die in den Pavillons so gerühmte Zivilisation einfach ein protziger

27 Tenorio Trillo, *Crafting the Modern Mexico* (Anm. 14), S. 21.

28 „La representación de Guatemala en tan memorable torneo no ha sido un lujo industrial, ni un alarde vano de fuerzas inútilmente consumidas...ha sido un paso dado en beneficio de nuestro progreso.“ G. E. Guzmán, *Informe dirigido al Sr. Ministro de Fomento, Guatemala 1890*, S. 9.

Aufguß des europäischen „Originals“ war. Hinsichtlich der Immigration und des Kapitalinvestments ist unzweifelhaft, daß die aktuellen wirtschaftlichen Bedingungen in verschiedenen Ländern dieser Region eine wichtigere Rolle in der Bereitstellung dieser Ressourcen spielte als die Gegenstände auf der Ausstellung. Die Tatsache, daß Lateinamerikaner sich auch weiterhin über die europäische (und später US-amerikanische) Ignoranz ihrer Region beklagten, weist außerdem darauf hin, daß solch eine Werbung nur einen begrenzten Nutzen hatte. Ungeachtet dessen waren und sind die Pavillons eine reiche Quelle, die die ökonomischen, kulturellen, politischen und sozialen Anschauungen der lateinamerikanischen Elite dokumentieren.

Der Begriff „neokolonial“ gehörte nicht zum Vokabular der lateinamerikanischen Ausstellungsorganisatoren, aber die Repräsentation Lateinamerikas auf der Weltausstellung von 1889 verdeutlichte den ambivalenten Status, den dieser Begriff umfaßt. Lateinamerikanische Ausstellungsplaner (und die meisten regierenden Eliten dieser Region) sahen die nationale Entwicklung ihrer Nationen eindeutig auf einem Weg, der den Fußstapfen Westeuropas und der USA folgte. Sie sahen aber ein, daß der gegenwärtige Stand der ökonomischen, sozialen und politischen Entwicklung ihrer Länder in vielerlei Hinsicht demjenigen der europäischen Kolonialbesitzungen ähnlich war. Wie diese Kolonien betrachtete Lateinamerika europäisches Investment, Immigranten und Technologie als wesentliche Voraussetzung für den Fortschritt. Gleichmaßen wiesen die Handelsbedingungen zwischen Lateinamerika und Europa deutliche Parallelen mit denen zwischen Europa und seinen Kolonien, die Rohstoffe für den Export und im Austausch mit Fertigwaren produzierten, auf. Die Ambiguität der Position Lateinamerikas im „hierarchical continuum of material and racial progress“ erschien in den Pavillons als eine Verbindung von besonderen Nationalitäten („Barbarei“) und angeblichen internationalen Standards der Zivilisation. Trotz vieler offensichtlicher Gemeinsamkeiten zwischen Lateinamerika und den europäischen Kolonien sahen die lateinamerikanischen Organisatoren die Ambiguität ihres Status nur als eine zeitweilige Erscheinung; wenigstens in den Pavillons schien der endgültige Sieg über die lateinamerikanischen Barbarei fast handgreiflich.

Brigitte Schroeder-Gudehus

Um ein Bild der Nation: Kanada auf den Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts

Kanadas Auftritt auf der ersten Weltausstellung in London 1851 war bemerkenswert: nicht nur wurde die Mineralien-Sammlung, ein Werk des Direktors der Geologischen Kommission, William Logan, als allem überlegen angesehen, was auf diesem Gebiet im Kristall-Palast zu sehen war. Die Preisrichter fanden auch, daß von den britischen Kolonien Kanada insgesamt die interessanteste und vollständigste Darstellung bot.¹ Dieses positive Urteil mag nicht zuletzt der Tatsache zu verdanken gewesen sein, daß die kanadische Abteilung ein Bild Britisch-Nordamerikas vermittelte, das den Erwartungen der Jury-Mitglieder und überhaupt europäischen Betrachtern entgegenkam – was nicht verwundern sollte, da die Anordnung eben von einem Europäer, nämlich keinem geringeren als Gottfried Semper, konzipiert war²: unter der Decke, quer durch den Raum, hing ein gigantisches Canoe; malerische Pferdeschlitten und Kutschen waren in der Mitte gruppiert, Felle und Geweihe, indianische Gerätschaften, Lederarbeiten und Federschmuck hingen von den Pfeilern, während Rohstoff-Proben – darunter die Mineralien-Vitrinen – und Produkte der Landwirtschaft und des Handwerks am Rande aufgestellt waren. Mochten auch der von kanadischen Kommissaren erstandene Aufbau (eine sog. „Trophäe“) aus Planken verschiedener Hölzer von der *Illustrated London News* als ungeschlacht kritisiert werden³ und, inmitten des Aufmarschs der Industrieländer, die Exponate die Dürftigkeit industrieller Entwicklung unterstreichen, beachtlich war, daß Sempers Inszenierung das Land in seiner

-
- 1 Exhibition of the Works of Industry of All Nations, 1851. Reports by the Juries, London 1852, S. 15-16.
 - 2 Gottfried Semper (1803–1879), einer der einflußreichsten Architekten des 19. Jahrhunderts, hatte wegen Beteiligung an revolutionären Unruhen 1849 aus Dresden fliehen müssen. Er war nicht nur von der kanadischen Kommission engagiert worden, auch die Abteilungen Dänemarks, Schwedens, Ägyptens und der Türkei waren vom ihm konzipiert worden. Sempers Exil, zuerst in Paris, dann in London, endete 1855 mit seiner Berufung ans Züricher Polytechnikum.
 - 3 21. Juni 1851 (Beilage), S. 597-98. Ausführliche Beschreibungen und Ansichten der Ausstellung finden sich während der Ausstellungsdauer in den *London Illustrated News* (bes. auch Beilage vom 3. Mai 1851). Siehe auch Dickinson's *Comprehensive Pictures of the Great Exhibition of 1851 ... for H. R. H. Prince Albert*, 2 Bde., London 1851; J. Tallis, *History and Description of the Crystal Palace and the Exhibition of the World's Industry in 1851*, 3 Bde., London 1851, bes. Bd 1, S. 51-53). Für Pariser Ausstellungen, siehe „L'Illustration“ in den entsprechenden Jahren.

Gesamtheit als Nation anschaulich machte⁴, noch bevor die Bestärkung kollektiven Identitätsbewußtseins allgemein zu einem Anliegen der Aussteller-Nationen wurde.

Die Frage, ob die Herbheit dieses Kanada-Bildes bei seinen Einwohnern – den Politikern, den Geschäftsleuten, den herangereisten Besuchern und dem durch Presseberichte in formierten Publikum im Lande – einhellige Zustimmung fand, kann nicht ohne weiteres bejaht werden. Allerdings drohte kollektiven Selbstdarstellungen, zu denen gerade die *expositions universelles* herausforderten, immer und weiterhin die Gefahr mehr oder minder heftiger Beanstandung von innen, d.h. durch Interessengruppen, besorgte Patrioten oder sonstige „Bedenkenträger“⁵, die sich in dem – implizit oder explizit – projizierten Bild der Nation nicht wiederzuerkennen vermochten. Das Bemühen, sich der Welt zu zeigen, darf ja nicht die Tatsache verschleiern, daß die Repräsentation nicht ohne Wirkung auf die eigenen Bürger blieb, und zwar nicht nur im die ganze Ausstellung ausrichtenden Gastland, sondern auch in den Teilnehmerländern. Denn die Berichterstattung über Weltausstellungen zeichnete sich lange durch eine Üppigkeit aus, durch die auch die Masse der Ferngebliebenen in gewisser Weise zum Publikum des Ereignisses wurde. Die integrierende Wirkung kollektiven Stolzes, die Überzeugungskraft anschaulicher Ordnungs- und Kulturvorstellungen und die daraus resultierende Vertiefung des Bewußtseins nationaler Identität beschränkten sich also, gegebenenfalls, nicht unbedingt auf die möglicherweise recht kleine Zahl der Landsleute, die sich auf den eigenen Augenscheeln berufen konnten.

Allerdings müssen Zeitungsartikel und zeitgenössische Schriften im Zusammenhang mit den großen internationalen Ausstellungen mit der üblichen Vorsicht ausgewertet werden. Zwar zählt diese Berichterstattung zu den unentbehrlichen Quellen, doch wäre es abwegig, von ihrem Volumen und ihrer Tonart ohne weiteres auf eine entsprechende Mobilisierung der gesamten Gesellschaft zu schließen. Weltausstellungen waren damals schon Medienereignisse *par excellence*. Sie gaben Zeitungsschreibern und Publizisten Beschäftigung und erlaubten ihnen, mit ihrer Kompetenz in über das Lokale weit hinausgehenden Dingen und literarisch anspruchsvollem Text zu glänzen und tiefgreifende Fragen – vom Rang der Kultur in der

4 Siehe G. Semper, *Wissenschaft, Industrie und Kunst. Vorschläge zur Anregung nationalen Kunstgefühls*, bei dem Schluss der Londoner Industrie-Ausstellung, Braunschweig 1852 (Neuauflage durch H. M. Wingler [Hrsg.], Gottfried Semper. *Wissenschaft, Industrie und Kunst* und andere Schriften, Berlin/Mainz 1966, S. 27-71) sowie u.a. C. Rapp, *Architektur zwischen Behältnis und Zeichen. Österreichische Pavillons auf den Weltausstellungen bis 1992*, in U. Felber/E. Krasny/C. Rapp (Hrsg.), *Österreich auf Weltausstellungen, 1851–1992. Unveröffentlichter Forschungsbericht im Auftrag des Österreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung*, Wien 1997, Bd. 2, S. 31f.

5 H. Häussermann/W. Siebel, *Die Politik der Festivalisierung und die Festivalisierung der Politik. Große Ereignisse in der Stadtpolitik*, in: *Leviathan* 13 (1993), S. 23.

Weltordnung bis zum Sinn der Geschichte – von hoher Warte zu kommentieren. Mit andern Worten: über ihre eigene Funktion der Informationsvermittlung hinaus genossen Weltausstellungen eine mediale Aufmerksamkeit, die aus historischer Distanz leicht dazu führen könnte, ihren Eindruck auf die Mitwelt zu überschätzen.

Gerade wegen dieser medialen Aufmerksamkeit und des damit verbundenen Protestpotentials waren die Gestalter nationaler Repräsentation im allgemeinen gut beraten, sich von den eingefahrenen Vorstellungen ihrer Mitbürger von Identität und kollektiver Leistung nur schonend zu entfernen. Auch Beispiele aus jüngerer Zeit zeigen, daß Ärger durch Fehleinschätzungen in dieser Hinsicht nicht auf Ausstellungen des 19. Jahrhunderts beschränkt war. Wenn es sich auch im allgemeinen um Vorwürfe des „zuviel“ oder „zuwenig“ handelte, um hier zuviel Protz – wie die vom Reichskommissar Franz Reuleaux schon in Philadelphia 1876 kritisierte Flut von *Germanien* und Kanonen⁶, dort zu wenig Schlagkraft – wie bei Englands Beteiligung in Paris 1878⁷, so gab es doch öfter handfeste Krisen. Im Jahr 1958, noch vor und unmittelbar nach der Eröffnung der Brüsseler Weltausstellung, erregte ein Stand im US-Pavillon den Unwillen einiger offizieller und offiziöser Besucher von daheim, von Congress-Mitgliedern, höheren Beamten und Politikern: unter dem Titel „*Unfinished Work*“ waren hier Mißstände der amerikanischen Gesellschaft wie Rassentrennung, Armut und Raubbau an der Natur dokumentiert. Obwohl die Darstellung selbstbewußt den Willen und die Fähigkeit der amerikanischen Gesellschaft bekundete, mit diesen Problemen über kurz oder lang fertig zu werden, verurteilten jene Besucher sie als überflüssige Selbstbeziehung und erwikten ihre Entfernung.⁸ Ebenso weite Kreise zog 34 Jahre später das nationale Mißfallen, das die Gestaltung des Schweizer Pavillons auf der Weltausstellung in Sevilla erregte. Der Versuch durchgehend ironischer Selbstdarstellung, durch eine Inschrift „*Suiza no existe*“ im Eingang des Pavillons und auf den T-Shirts des Empfangspersonals von vornherein auffällig verkündet, entfesselte Empörung in der Presse und Debatten in der Volksvertretung und trug den verantwortlichen Konzeptoren nationale Ungnade ein.⁹

6 Briefe aus Philadelphia. Braunschweig 1877, S. 5-6.

7 G. Maxwell, *Great international exhibitions*, in: *The Westminster Review* 170 (6), Dez. 1908, S. 674-675. Siehe auch *Nature* 18, 2. Mai 1878.

8 Siehe u.a. M. Cullman, *Ninety Dozen Glasses*. New York 1960, S. 232; D. Brinkle, *Downright Shameful, that Brussels Exhibit*, in: *New Republic* 39, 7. Juli 1958, S. 8; J. Harris, *U.S. Has It, Soviets Don't at Brussels*, in: *Boston Globe*, 20. Juli 1958, sowie U.S. Senate n. House, *Congressional Record*, 85th Congress, 2nd Session, März-Juli 1958; U.S. National Archives, RG 43, *Brussels Exhibition 1958*, Box 12.

9 Siehe u.a. Schweizerische Eidgenossenschaft. Amtliches Bulletin der Bundesversammlung. Nationalrat. Juni und September 1992, S. 849-850; 883-888; 971-972; 1285-1286; 1765-1766; Ständerat. Juni 1992, S. 480-483. *Neue Zürcher Zeitung*, 23.-24. Mai, 11. Juni, 25. Juni, 11. Juli, 16. September u. 7. Oktober 1992.

Obwohl, knapp hundertfünfzig Jahre früher, auch in Kanada die Ausstattung der Abteilung auf der *Great Exhibiton* zu Hause bemängelt wurde, ging es dabei kaum um Divergenzen zwischen deren Konzeption und einem klar umrissenen kollektiven Selbstbild. Noch konnte, um die Jahrhundertmitte, von einer allgemein geteilten Besorgnis um die kanadische Identität nicht die Rede sein. Die eigentliche Provinz Kanada Ost und West (1841 durch die Vereinigung von *Lower/Bas* und *Upper/Haut Canada* entstanden) umfaßte ohnehin nur einen Teil Britisch-Nordamerikas, nämlich nicht mehr als die südlichen Regionen des heutigen Québec und Ontario. Erst 1867 entstand die Kanadische Konföderation durch Zusammenschluß mit den Atlantik-Provinzen Neu-Schottland und Neu-Braunschweig. Zwei Jahre später, noch vor dem Anschluß Britisch-Kolumbiens (1871), überließ die den Pelzhandel beherrschende private Hudson Bay Company gegen eine Summe von eineinhalb Millionen Dollar dem Dominion die Territorien nördlich und nordwestlich von Québec und Ontario (mit Ausnahme ihrer Handelskontore). Eine Reihe von Verträgen mit den weiträumig organisierten Indianervölkern und die Entwicklung eines transkontinentalen Eisenbahnnetzes erlaubten dann die Erschließung der Prairien und die Konstituierung neuer Bundesstaaten: Manitoba (1870), Alberta und Saskatchewan (1905).¹⁰

Als im Oktober 1850 Politiker und Geschäftsleute sich anschickten, in Montréal, dem Sitz der Provinzialregierung, über die nach London zu expedierenden Exponate zu entscheiden, sah die lokale *Gazette* eins der Verdienste der zu diesem Zweck mit großem Pomp veranstalteten Vor-Ausstellung, daß sie den Einwohnern überhaupt erst zu Bewußtsein brachte, wie schlecht es um ihre Kenntnis des eigenen Landes in seiner Gesamtheit und der Vielfalt seiner Reichtümer und Reserven bestellt war.¹¹ Um diese Zeit zählte die Bevölkerung Britisch-Nordamerikas, spärlich über hunderte von Kilometern nördlich der Seen und des Sankt-Lorenz-Stroms und südlich seiner Mündung verteilt, nur knapp zweieinhalb Millionen Seelen. Mit den harten Bedingungen der Kolonisierung konfrontiert hatten vor allem die zahlreichen Einwanderer¹² kaum das dringende Bedürfnis, über den Horizont der täglichen Sorge ums Überleben hinaus der Belebung eines neuen Zugehörigkeitsgefühls viel Beachtung zu schenken und deswegen ihre Vorstellung von Einheit und Vielfalt eines Landes zu vertiefen, dessen Umrisse noch auf Jahre hinaus nicht einmal festgelegt waren. Im Selbstverständnis der Eingewanderten – Reste der kolonialen Aristokratie, Groß- und Kleinbürger, Priester und Pastoren, Arbeiter, Bauern,

10 Die Prinz-Eduard-Insel trat der Kanadischen Föderation 1873 bei, Neufundland erst 1949.

11 Montreal Gazette, Oktober 1850, zitiert nach A. Short, *Canada Exhibited, 1851–1867*, in: *Canadian Historical Review* 48 (1967), S. 355.

12 Im Durchschnitt 30.000 pro Jahr zwischen 1840 und 1867.

Holzfäller und Waldläufer – setzten alte Rivalitäten der Kolonialmächte England und Frankreich, durch Machtgefälle weiterhin genährte Animositäten und divergierende kulturelle Bindungen dem Streben nach nationaler Einmütigkeit und kollektivem Stolz enge Grenzen. Diese Bindungen – an das englische Mutterland der einen (erheblich verstärkt durch den Zustrom der Loyalisten nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg), das Beharren auf vom französischen Regime geprägter Kultur – Sprache, Konfession, Zivilrecht – der andern¹³ – bestimmten, jede für sich, das nationale Selbstverständnis der Kanadier englischer oder französischer Herkunft.¹⁴ Man war weit entfernt, sich über das, was „Kanada“ war und im Sinne aller werden sollte, an einem Grundstock einheitlicher Vorstellungen zu orientieren.

Aber gerade die Dringlichkeit, der Ausstellungen halber dieses Land vorzustellen, es notfalls zu „erfinden“, hatte zur Folge – wie die Historikerin Elsbeth Heaman unlängst herausgearbeitet hat¹⁵ – daß den Einwohnern Kanadas durch die nationalen und internationalen Ausstellungen *volens volens* eine Repräsentation ihres Landes und ein ihm entsprechendes wirtschaftliches, soziales und kulturelles Wertsystem vorgesetzt wurden, noch bevor sich das eine und andere im Alltagsbewußtseins herausgebildet hatte. Die Ausstellungen haben, mit anderen Worten, im 19. Jahrhundert wesentlich zur Konstruktion einer kanadischen Identität beigetragen, wenn diese Konstruktion auch so zerbrechlich blieb, daß noch die Ausstellungen

13 Im Friedensvertrag von Paris 1763 hatte Frankreich seine nordamerikanischen Besitzungen östlich des Mississippi an England abgetreten (außer St-Pierre-et-Miquelon). Die neuen britischen Untertanen bewahrten ihren Besitz und das Recht auf Ausübung ihres katholischen Glaubens sowie, nach 1774, die Beibehaltung des französischen *Code civil* (im Strafrecht galt das englische System). Zur Entwicklung der kanadischen Kolonie und der Konföderation, siehe U. Sautter, Geschichte Kanadas: Das Werden einer Nation (mit statistischem Anhang von B. P. Nolan), Stuttgart 1972; ders., Geschichte Kanadas: Von der europäischen Entdeckung bis zur Gegenwart, bearb. und erw. Aufl., München 1992; C. Brown (Hrsg.), *The Illustrated History of Canada*, Toronto 1996 (1987).

14 J. C. Taché (*Esquisse sur le Canada considéré sous le point de vue économiste*, Paris 1855, S. 113) gibt für 1851 folgende Bevölkerungszahlen an: Franko-Kanadier: 695.945; gebürtige Iren: 227.766; Engländer: 93.929; Schotten: 90.376; Amerikaner: 64.109; Europäer: 18.467). Während um 1841 55 Prozent der Bevölkerung der Vereinigten Kanadischen Provinz englisch sprachen (Schotten und Iren mitgerechnet), war dieser Anteil am Vorabend der Konföderation auf 66 Prozent gestiegen. Zu dem Zeitpunkt waren von den 1,2 Millionen Einwohnern Québecks nur 240.000 Anglophone, die sich vor allen in den Städten konzentrierten. Nur etwa 20 Prozent von Québecks Bevölkerung lebte in Städten, bevor die fortschreitende Industrialisierung am Ende des Jahrhunderts dieses Verhältnis zugunsten der Stadtbevölkerung veränderte (J.-F. Cardin et al., *Histoire du Canada. Espace et différence*, Québec 1996, S. 205 und passim).

15 E. Heaman, *The Inglorious Arts of Peace. Exhibitions in Canadian Society during the Nineteenth Century*, Toronto 1999.

des späten zwanzigsten darauf bedacht sein müssen, sie vorsichtig abzustützen.

Kanada beschickte internationale Ausstellungen mit großer Regelmäßigkeit: die Provinz war auf allen Weltausstellungen der fünfziger und sechziger Jahre des Neuzehnten Jahrhunderts als Britische Kolonie vertreten. Auch nach der Konföderation 1867 ließ das Dominion kaum eine Welt- oder große internationale Ausstellung aus.¹⁶ Sicher galt es, die Existenz Kanadas der Welt überhaupt bekannt zu machen, und gewiß erhoffte man von der Teilnahme eine Belohnung des Handels mit Rohstoffen und landwirtschaftlichen Produkten.¹⁷ Hauptanliegen der kanadischen Ausstellungsbeteiligung war jedoch die Werbung um Menschen und Kapital, um Einwanderer und Investitionen. Erze, Steine, Erden, Hölzer und Getreide, Milchprodukte, Vieh, Obst und Gemüse wurden in erster Linie ausgestellt, um die Welt vom Reichtum an Rohstoffen und der Fruchtbarkeit des Bodens zu überzeugen, durch die dieses Land jedem Wohlstand böte, der bereit wäre, ihm sein Geld oder seine Arbeitskraft anzuvertrauen.

William Logans Mineralien-Kollektion wurde das Prunkstück kanadischer Ausstellungsbeteiligung. In ihrer Vollständigkeit und Systematik entsprach sie ganz den Ansprüchen ernsthafter Gelehrsamkeit in diesem Jahrhundert der „Inventar-Wissenschaften“¹⁸ und demonstrierte damit nicht nur das bemerkenswerte Niveau der kanadischen geologischen Forschung und infolgedessen die Weitsicht einer Regierung – und einer Öffentlichkeit, die solche Unternehmen zu finanzieren bereit waren. Sie belegte auch gleichzeitig, scheinbar distanzlert und objektiv, die Menge und Vielfalt der Bodenschätze. Sie brachte Logan wissenschaftliche Anerkennung sowohl jenseits des Ozeans als im Lande: nach einer neuen, höchsten Auszeichnung für seine Exponate auf der Pariser Weltausstellung von

16 Kanada war vertreten in London 1851, New York 1853, Paris 1855, London 1862, Paris 1867. Bis zum Ersten Weltkrieg beschickte Kanada die Weltausstellungen von Philadelphia 1876, Paris 1878, Antwerpen 1885, Chicago 1893, Paris 1900, Saint-Louis 1904, Lüttich 1905, Brüssel 1910 und Ghent 1913, sowie auch, schon im Krieg aber noch vor Eintritt der Vereinigten Staaten, San Francisco 1915. 1873 in Wien hatten nur einige kanadische Firmen privat teilgenommen, und der Ausstellung in Paris 1889 war Kanada, dem Britischen Mutterland folgend, ferngeblieben. Kanada nahm auch an anderen internationalen Ausstellungen teil, die nicht zu den universalen zählen, wie z.B. Dublin 1865, London 1883 (Fischerei-Ausstellung) und 1886 (Indian and Colonial Exhibition). Zu Weltausstellungen und Teilnahmen im allgemeinen, siehe B. Schroeder-Gudehus/A. Rasmussen, *Les fastes du progrès. Le guide des expositions universelles, 1851–1992*, Paris 1992.

17 Obwohl die Landwirtschaft noch für Jahrzehnte der Schwerpunkt der kanadischen Produktion blieb, bewährten sich auch einige Industrieerzeugnisse auf dem internationalen Markt wie z.B. George Perry's Löschwagen und später Mäh- und Bindemaschinen, Orgeln, Klaviere und Nähmaschinen.

18 Siehe hierzu und dem folgenden S. Zeller, *Inventing Canada: Early Victorian Science and the Idea of a Transcontinental Nation*, Toronto 1987, S. 13–93 und passim, sowie Hearn, *The Inglorious Arts of Peace* (Anm. 15), S. 141–217.

1855 ehrte ihn die Londoner Geologische Gesellschaft mit einer Medaille, und die Königin adelte ihn. Die Provinzialregierung stand nicht zurück und dotierte für die nächsten fünf Jahre seine bis dahin unterfinanzierte Kommission, den *Geological Survey*, mit einem Jahreshaushalt von 5000 £, und die gute Gesellschaft der Provinz feierte ihn. Bei aller Verpflichtung gegenüber der Forschung präsentierte Logan seine Arbeit und seine Exponate ausdrücklich unter dem Gesichtspunkt ihrer Nützlichkeit. Allerdings handelte es sich bei den Proben von Erzen und Steinen, die hier Geldgeber für eine industrielle Ausbeutung gewinnen sollten, um Bodenschätze, die zwar nachgewiesen waren, aber nur vereinzelt und im allgemeinen überhaupt noch nicht gefördert wurden. Auch pflegte er Problemen, wie dem Mangel an der für die Eisernerzverarbeitung so wichtigen Kohle, durch Hinweise auf die schier unerschöpflichen Holzreserven, Wasserkraft und Versorgungsmöglichkeiten aus Neu-Schottland auszuweichen.

Nachdem das Mineralien-Inventar auch 1853 in New York gezeigt worden war, errang es zwei Jahre später in Paris eine *Grande Médaille d'honneur* für Kanada, die einzige Kolonie, die eine so hohe Auszeichnung davontrug. William Logan hatte die Kollektion erweitert und die Vorkommen auf einer ganz Britisch-Nordamerika umfassenden Karte verzeichnet. Diese Präsentation hatte nicht nur den Vorteil, Neu-Schottlands und Neu-Braunschweigs wirtschaftlich so wichtige Kohleflöze mit einzubeziehen, sie prägte nun Kanada samt seinem Stolz und Selbstvertrauen einflößenden Reichtum dem Beschauer als visuell erfassbares Ganzes ein. Die kanadische Presse berichtete weiterhin ausführlich und enthusiastisch von dem anfangs unerwarteten Erfolg auf den Ausstellungen. Es war der Geologie zu verdanken, daß ein nun eventuell erstarkendes kollektives Selbstgefühl sich auf Kanada als Gesamtterritorium beziehen konnte. Logan war sich der Bedeutung dieses Gesamtbildes durchaus bewußt: Kommissar der kanadischen Beteiligung in Paris 1855, erreichte er, daß alle kanadischen Exponate entgegen der allgemeinen Regelung nicht nach Warenkategorien im Industrie-Palast verteilt, sondern zusammen mit den Rohstoffen im dafür vorgesehenen Annex aufgestellt wurden. Es galt hier nicht nur, durch Gruppierung Britisch-Nordamerika überhaupt ins Blickfeld des Ausstellungspublikums zu bringen, sondern auch darum, vor der Welt und der Öffentlichkeit in der Kolonie – und ganz im Einklang mit der Weltausstellungsideologie – die Tunlichkeit, ja die Notwendigkeit einer Kooperation der Provinzen über den Ausstellungsboden hinaus augenfällig zu machen, und zwar, angesichts der offensichtlichen Schwächen der Zersplitterung und der Vorteile gegenseitiger Ergänzung, als ein Gebot der Rationalität, als wissenschaftlich fundierte Bedingung glaubwürdiger Eigenständigkeit. Die überwiegende Mehrzahl der Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die Kanadas Beteiligung an den Ausstellungen betrieben und besorgten, gehörten in der Tat zu den Befürwortern einer

Konföderation der nordamerikanischen Provinzen. Es darf allerdings nicht vergessen werden, daß die *ad hoc* für jede Ausstellungsbeteiligung mit den Provinzen konstituierten Kommissionen im allgemeinen des organisierenden und finanziellen Eingreifens der Provinzial- und später der Bundesregierung bedurften, um den Beteiligungen über individuelle Beiträge hinaus den Charakter eines Gesamtbildes zu sichern. Das war der Fall 1855, 1867 und 1878 in Paris, 1876 und 1893 auf den amerikanischen Weltausstellungen (Philadelphia, Chicago und San Francisco) und vor allem 1886 auf der englischstämmige Einwanderer versprechenden Kolonialausstellung in London. Trotzdem entwickelten sich Kanadas Beteiligungen an internationalen Ausstellungen bis zur Jahrhundertwende – wegen konkurrierender Kompetenz von Zentral- und Provinzialregierungen – eher zu Schauplätzen interprovinzialer Eiferstüchte als zu Demonstrationen nationaler Einheit.¹⁹

Man kam unter den Organisatoren der Ausstellungsbeteiligungen – in der Regel handelte es sich um Bürokraten und Politiker im Umfeld der Landwirtschafts- und Immigrations-Ressorts – ziemlich schnell zu dem Schluß, daß, um neben potentiellen Geldgebern auch auswanderungswillige Menschen nach Kanada zu locken, das Aufstapeln von Rohstoffen und landwirtschaftlichen Produkten als Information unzureichend war. Die Werbung um Einwanderer wurde um so dringlicher, als einerseits nach dem großen Schub aus Irland Ende der vierziger Jahre der Immigrantentstrom deutlich nachließ und andererseits die West- und Nordwärts-Entwicklung der Eisenbahn²⁰ den Bedarf an Menschen zur Besiedelung der fruchtbaren Ebenen bis zum Fuß der Rocky Mountains noch ständig steigerte. Bedauerlicherweise bogen viele europäische Auswanderer in die Vereinigten Staaten ab, und andere Teile des britischen Weltreichs, wie z.B. Australien, machten Kanadas Immigrationspropaganda und seitdem

19 Die Beteiligung Kanadas an internationalen Ausstellungen entschied und organisierte sich für lange Zeit von Fall zu Fall durch die Ernennung einer Ausstellungskommission *ad hoc*. Initiativen von Politikern, Bürokraten und Geschäftsleuten in den Provinzen hatten größere Bedeutung für den Gang der Dinge als eine auf höchster Regierungsebene fest umrissene Ausstellungspolitik. Premier Minister John A. McDonald (1867–1873, 1878–1896) z. B. hielt nichts von internationalen Ausstellungen und entschloß sich zu Beteiligungen hauptsächlich auf den Druck hin, der aus London, den interessierten Ressorts seiner eigenen Regierung und den Provinzen auf ihn ausgeübt wurde. Erst 1902 kam es auf Bundesebene zur Schaffung einer zentralen – allerdings sehr bescheidenen – Koordinierungsstelle: diese permanente Ausstellungskommission bestand aus einem Beamten, der nach Bedarf Mitarbeiter, vorwiegend Zimmerleute und andere Handwerker, einstellte. Zur kanadischen Ausstellungspolitik und ihrer institutionellen Verankerung seit Ende des 19. Jahrhunderts, siehe D. Cloutier, *La participation du Canada aux Expositions universelles de 1867 à 1958* (Thèse de doctorat, dép. d'Histoire, Université de Montréal, in Vorb.).

20 Von knapp 2000 Meilen am Ende der sechziger Jahre wuchs das kanadische Eisenbahnnetz bis zur Jahrhundertwende auf 17.657 Meilen und bis 1914 um mehr als das Doppelte.

Netz von Anwerbern lebhaft Konkurrenz. Obendrein belastete Kanada der Ruf der klimatischen Unwirtlichkeit. Schon 1851 hatten die kanadischen Kommissare mit einer Richtigstellung dem verheerenden Eindruck begegnen müssen, den eine Bemerkung im Offiziellen Katalog zu verbreiten drohte, daß nämlich Kanada zur Hälfte des Jahres mit Eis und Schnee bedeckt und deshalb völlig unproduktiv sei. Der Winter dauere nur zwei bis vier Monate, beeilte sich die hastig produzierte Broschüre diese abschreckende Beschreibung zu korrigieren.²¹ Die Provinzialregierung zog daraus eine Lehre: in Vorbereitung der Pariser Ausstellung von 1855 ermittelte sie über ein Preisausschreiben die drei besten der eingesandten Darstellungen Kanadas, die, in handlicher Form publiziert, als Teil der Präsentation die vielen Vorzüge Kanadas priesen, unter denen unter anderem das „gesunde“ Klima glaubwürdig dem Eis- und Schneegerücht entgegenwirken sollte. Die Schrift des Provinzial-Abgeordneten und Ausstellungskommissars J. C. Taché ließ keinen Zweifel über ihren Zweck, nämlich dem „Überschuß der europäischen Bevölkerung ein Land vorzuführen, in dem der Einwanderer ein neues Vaterland zu finden vermag, ein freies weites Feld für seinen Fleiß und freiheitliche, weise Institutionen, unter deren Schutz ein jeder seinen Neigungen und Traditionen in Frieden nachgehen kann“.²² Die Darstellung war denn auch sehr umfassend, statistisch belegt und erstreckte sich über die wirtschaftlichen Daten hinaus auf die Geschichte der Kolonie, ihre politischen und sozialen Institutionen, das Erziehungswesen und auch das religiöse Leben. Daß die Lektüre dieser Einwanderungspropaganda keineswegs auf Ausstellungsbesucher beschränkt blieb, erhellet nicht nur aus dem Lob, das ihr von Pariser Publizisten gesendet wurde, sondern auch aus der Lebhaftigkeit, mit der in Kanada über diese Texte gestritten wurde: hier über die Darstellung des Franko-Kanadiers J. C. Taché, dort des Anglo-Kanadiers J. S. Hogan, dessen Essay den ersten Preis bekam und dem die französischsprachige Presse Ungenauigkeit, Plagiat und Parteilichkeit zu Lasten der Bevölkerung katholischen Glaubens und französischer Sprache vorwarf. Die Gegenseite trug dafür Taché nach, in Paris – ganz gemäß der üblichen Nonchalance seiner Landsleute – Mondanitäten nachgegangen zu sein und Logan die ganze Arbeit überlassen zu haben.²³

21 Official Catalogue of the Great Exhibition. London 1851 S. 963; A Few Words upon Canada, and her Productions in the Great Exhibition. London 1851, S. 4 (zitiert nach Heaman, *The Inglorious Arts of Peace*, S. 150).

22 „[...] dans la vue d'indiquer au trop-plein de la population européenne un pays où l'émigrant peut trouver une nouvelle patrie, un champ libre et vaste à son industrie, sous la protection d'institutions libres et sages, qui permettent au culte de toutes les affections et de tous les souvenirs de s'exercer en paix.“ Taché, *Esquisse* (Anm. 14), S. 3.

23 J. Sheridan Hogan, *Canada: An Essay*, Montréal 1855. Zu der Kontroverse, siehe Heaman, *The Inglorious Arts of Peace* (Anm. 15), S. 162-166.

Obwohl die Provinzialregierung alles unternommen hatte, um auf dem Ausstellungsboden in Paris unerwünschte Differenzierungen zwischen Ost- und West-, also vorwiegend Französisch- und vorwiegend Englisch-Kanada, zu verhindern, und offiziöse Kommentare sich darin gefielen, angesichts des außenpolitischen Rapprochement zwischen Paris und London gerade Kanada als ein Symbol des harmonischen Zusammenlebens beider Völker vorzustellen²⁴, kristallisierte die Ausstellung Spannungen, die weit tiefer gingen als die bei der Organisation solcher Veranstaltungen unvermeidlichen Querelen. Die in Paris im Vordergrund stehende Werbung um Einwanderer für ein Land, in dem sich – laut Taché – seit 1763 nicht mehr als fünfzig frankophone Familien angesiedelt hatten²⁵, stand selbstverständlich in Zusammenhang mit der Hoffnung Ost-Kanadas, sich dem zunehmenden demographischen Übergewicht des anglophonen West-Kanada und der damit einhergehenden politischen Minorisierung entgegenzustemmen. Tachés bewegende Evozierung des Kampfes der Franko-Kanadier um die Bewahrung ihres Glaubens, ihres Festhaltens an der französischen Sprache und ihrer Treue zu französischen Traditionen²⁶ erregte den Unwillen der englischsprachigen Öffentlichkeit, die inzwischen wohl oder übel den Mißerfolg der Assimilation anerkennen mußte, in der die britische Kolonialmacht lange die einzig mögliche Zukunft ihrer Untertanen französischer Abkunft gesehen hatte.

Es kam immer wieder vor, daß Québec auf internationalen Ausstellungen ostentativ zurückgesetzt wurde, wie zum Beispiel in Paris 1878, als die Bundesregierung einen Kommissar ernannt hatte, der des Französischen nicht mächtig war, mit der französischen Ausstellungsleitung nur über den britischen Kommissar verkehrte, Exponate nur englisch beschriften und nicht einmal auf die Herkunft der Exponate aus Kanada durch Anbringung von Flaggen oder Wimpeln hinweisen ließ.²⁷ Das Bemühen, über die Ausstellungen und deren Zelebrierung friedlichen Wettbewerbs den Spannungen zwischen Anglo- und Franko-Kanadiern ihre Spitze zu nehmen, war sicher nicht ganz erfolglos, denn beide Seiten teilten sich schließlich die Genugtuung über Auszeichnungen und begeisterte Pressereaktionen. Hinter dem offiziellen Bild der jungen, aufstrebenden, von Menschen verschiedener Herkunft getragenen Nation kehrte die Mehrzahl der Kanadier englischer und französischer Abstammung sich dennoch entschieden den Rücken.

Die kollektive Geringschätzung, mit der die Angehörigen der britischen Kolonialmacht ihre französischsprachigen Mitbürger behandelten – und

24 So A. Perry, Kommissar der kanadischen Teilnahme, in: *Gazette (Montreal)*, 14. und 18. September 1855 (zitiert nach Heaman, *The Inglorious Arts of Peace* [Anm. 15], S. 155).

25 Taché, *Esquisse* (Anm. 14), S. 174.

26 Ebenda, *Einleitung*.

27 Vgl. Heaman, *The Inglorious Arts of Peace* (Anm. 15), S. 187ff.

die schon 1839 in einem berühmten Dokument aus der Feder des Generalgouverneurs Lord Durham offiziellen Ausdruck gefunden hatte²⁸ – bekam gegen Ende des Jahrhunderts neuen Auftrieb, als Imperialismus-Theorien und der Glaube an die Überlegenheit und Seidung der englischen Rasse auch in Kanada Zulauf hatten. Je mehr sich unter den englischen Eliten die Überzeugung durchsetzte, daß eine Nation auf der kulturellen – und allemal sprachlichen – Homogenität der Bevölkerung fundiert sein müsse, desto weniger waren sie bereit, die leidenschaftliche Distanziertheit zu tolerieren, mit der die franko-kanadische Gesellschaft ihre besondere Identität zu bewahren suchte (eine Distanziertheit, die ihrerseits keineswegs frei von „völkischen“ Akzenten war), und darin etwas anderes zu sehen als den Beweis von deren Fortschrittsfeindlichkeit, wirtschaftlich-sozialer Inkompetenz und schließlich mangelnder Loyalität. Der „freundschaftliche Wettbewerb“ (*friendly rivalry*), mit dem der offizielle Diskurs der Einwanderungspropaganda diesen tiefen Konflikt zu verharmlosen suchte, formte neben Wohlstand und kulturelle Entfaltung verheißenden Statistiken dennoch das Kanada-Bild nicht nur des Ausstellungsbesuchers und potentiellen Einwanderers. Er versorgte auch die einheimische Öffentlichkeit mit einem „Modell“ der nationalen Entwicklung, mit wieviel Verbitterung man den Kontrast malt der Realität auch täglich erfahren mochte.

Gerade was die Entwicklung des Landes betraf, so waren die beiden „Gründernationen“ bei aller Feindseligkeit sich immerhin einig, in der Eingeborenenbevölkerung im wesentlichen nicht mehr als einen Störfaktor zu sehen, den es zu neutralisieren galt. In der Überzeugung, daß diese Völker – wenn überhaupt – nur durch Assimilation von Kultur und Disziplin der weißen Gesellschaft vor ihrem Untergang zu bewahren wären, glaubten die Väter der Bundesakte von 1867 unter anderem durch die Einrichtung von Reservaten das weitere Schicksal der „Wilden“ angemessen zu regeln. Dennoch war die Begegnung mit deren oft malerischer Fremdartigkeit so sehr Teil kollektiver Erfahrung – und Phantasie, daß auf den ersten Ausstellungen reichlich indianische Festgewänder und Artefakte gezeigt wurden, schon um den eher nüchternen und eintönigen Rohstoff-Präsentationen Kanadas Pracht, Farbe und einen Hauch von Magie zu geben. Sie erregten, kostbar und geschmackvoll, große Bewunderung: „Die Kleidungsstücke dieser Wilden“, schrieb Gottfried Semper unter dem Ein-

28 Für Lord Durham, der scharfsinnig die Feindseligkeit zwischen den Bevölkerungen englischer und französischer Herkunft als das Grundproblem der Kolonie erkannt hatte, war die Anglizisierung der letzteren unausweichlich, angesichts der Überlegenheit des englischen Volkes (*race*), seiner zahlenmäßigen Vorherrschaft auf dem amerikanischen Kontinent und des Fehlens jeder Vitalität und Wachstumsfähigkeit bei den auf der Bewahrung ihrer Sprache und Gebräuche bestehenden Nachkommen der französischen Kolonisation – „einem Volk ohne Geschichte noch Literatur...“ Vgl. *Histoire du Canada par les textes*, hrsg. von G. Frégault und M. Trudel, Ottawa 1963, Bd. I (1534–1854), S. 212f.

druck der *Great Exhibition*, „sind vollendet in stilistischer Hinsicht“²⁹, und auch in Paris 1855 wurden diese Erzeugnisse „einer aussterbenden Rasse“ wegen ihrer Schönheit und Eleganz preisgekrönt³⁰. Indianische Kultur und Kunst waren als Elemente des Kanadabildes allerdings nicht bei allen Mitbürgern willkommen – konnte die Ästhetik indianischen Handwerks doch womöglich zu Mißverständnissen führen und einer Verkenntung der zivilisatorischen Überlegenheit – und Mission – der Kolonisten weißer Rasse Vorschub leisten. Einheimische Kritiker qualifizierten die Exponate als lächerlichen Schnickschnack ab, der im Ausland den Eindruck erwecken könnte, Kanada sei über die Phase „halber Barbarei“ noch nicht hinausgediehen. Man scheute sich zwar nicht, 1878 in Paris am Eingang der kanadischen Abteilung zwei ausgestopfte Bären die Tatze zum Empfang der Visitenkarten ausstrecken zu lassen, aber indianische und Inuit-Artefakte waren seit den sechziger Jahren aus den kanadischen Selbstdarstellungen weitgehend verschwunden. Erst in den 1880er Jahren, mit dem Aufkommen ethnographischer Schaustellungen, wurden Kanadas Indianer und Inuit wieder Teil nationaler Präsentationen: nun aber, oft leibhaftig, als Illustration der zivilisatorischen Aufgaben einer wohlwollenden Regierung und als Beweis erfolgreicher Assimilation.

Wie alle Kolonien waren auch die kanadischen Provinzen empfindlich darauf bedacht zu zeigen, daß sie durchaus in der Lage wären, auf der Ebene von Kultur, Erziehung und feiner Lebensart mit den Metropolen zu wetteifern, und „nicht gerade wilde Irokesen“ seien.³¹ In den Wissenschaften kam Irlor William Logans geologischen Arbeiten und seinem internationalen Renommee exemplarische Bedeutung zu.³² Die Existenz höherer Lehranstalten wurde ins rechte Licht gerückt und die Reichweite und die Qualität des Schulwesens überhaupt in die Errungenschaften eingereiht, die Kanada für Einwanderer so attraktiv machen sollte. Mitte der siebziger Jahren begannen Bildung und Erziehung ohnehin in den Klassifizierungen der Weltausstellungen als Gradmesser des Zivilisationsniveaus industriellen Produkten den Rang abzulaufen.

Bei Kanadas Beteiligungen in diesen Klassen wurden allerdings häufig interne Konflikte ausgetragen. Auf den Ausstellungen von Philadelphia 1876, Paris 1878 und Chicago 1893 lieferten sich die Erziehungssysteme

29 Semper, *Textile Kunst*, in *Wissenschaft, Industrie und Kunst* (Anm. 4), S. 93.

30 Extrait du rapport sur l'Exposition de Paris relativement aux produits du Canada, Toronto 1857, S. 25. Zum Problem der Indianer und Inuit innerhalb kanadischer Teilnahme an internationalen Ausstellungen und zum folgenden siehe Heaman, *The Inglorious Arts of Peace*, S. 297-310, 187.

31 G. Ouimet, Surintendant de l'Éducation, über die Teilnahme Québecks an der Pariser Weltausstellung von 1878, zitiert nach Heaman, *The Inglorious Arts of Peace* (Anm. 15), S. 230.

32 Siehe dazu und zur Bedeutung anderer Naturwissenschaften Zeller, *Inventing Canada* (Anm. 18).

Ontarios und Québecs eine erbitterte Konkurrenz. Québecs Schulverwaltung sah hier eine Möglichkeit, den Vorwürfen von Rückständigkeit und Obskurantismus zu begegnen und zu beweisen, daß weder die Autorität der Kirche in Unterrichtsangelegenheiten noch die Treue der Provinz zum katholischen Glauben und zur französischen Sprache ihre Bewohner zu Gegnern von Fortschritt und Gelehrsamkeit machten und sie daran hinderten, den englischen Provinzen Gleichwertiges zu leisten. Sich diese Kompetenz, ja Überlegenheit, vor aller Welt durch Preise und Medaillen bestätigen zu lassen, war um so begehrt, wenn Québec im republikanischen Paris gleich an zwei Fronten zu kämpfen hatte, nämlich um auch „Frankreich, das so wenig von uns weiß und dem wir so liebend anhängen“, zu zeigen, daß die Provinz über ein solides Erziehungssystem und ein hohes Bildungsniveau verfüge³³.

Québecs Werben um Frankreichs Zuwendung, gipfelnd in der Beteuerung des Kommissars der Provinz in Paris 1900, daß daheim die Tricolore über drei Millionen Franzosen wehe, die – wie auch jeder neue Einwanderer – bei aller Loyalität gegenüber Großbritannien ihre französische Volkzugehörigkeit nie aufgeben würden³⁴, machte böses Blut in England und Englisch-Kanada und verstärkte dort die Ablehnung jeder dualen Konzeption kanadischer Nationalität, unter welchem Gesichtspunkt natürlich eine besondere Förderung französischer Einwanderung nicht tunlich schien. Während die Bevölkerung von Ontario, mehr und mehr dominierend und sprachlich homogener, leichter zum Bewußtsein einer besonderen kanadischen Identität fand – nicht zuletzt im Bemühen, sich von den benachbarten Amerikanern abzusetzen – war Québec weiterhin nicht bereit, sich mit der Vision einer Nation abzufinden, die dem *fait français* nicht voll Rechnung trüge. Je mehr die Produkte der verarbeitenden Industrie in die Fachausstellungen abwanderten und breite Sparten der Weltausstellungen dem Wettbewerb sozialer und kultureller Leistungen überließen, desto weniger vermochte der gemeinsame Wille zur wirtschaftlichen Erschließung des Landes diese steile Verwerfung des kanadischen Selbstverständnisses glaubwürdig zu überdecken. Politische Konflikte vertieften die Spaltung: während des Burenkriegs distanzierte sich Québec deutlich von Englands Politik, und kaum zwanzig Jahre später kam es 1917 bei der Einberufung aller Männer zwischen 20 und 35 zu offenem Widerstand.³⁵ Ein Teil der Nation war nicht bereit, für England und sein Empire in den Krieg zu ziehen.

33 Bericht Gédéon Ouinets, zitiert nach J. G. Hodgins, Special Report to the Honorable Minister of Education on the Ontario Educational Exhibits and the educational Features of the International Exhibition at Philadelphia, 1876, Toronto 1877, S. 159.

34 Israel Tarte, in: *La Patrie*, 30. August 1900.

35 Kanada hatte keine allgemeine Wehrpflicht. Zur *crise de la conscription* siehe die in Anm. 14 angegebene Literatur.

Dieser Aspekt des kollektiven Selbstverständnisses – die Spannung zwischen kolonialer Abhängigkeit und Streben nach Autonomie oder gar Selbstständigkeit – wurde in den Ausstellungen des 19. Jahrhunderts im Prinzip kaum angesprochen. Als Kolonie und als Dominion hatte Kanada keine internationalen Befugnisse. Alle außenpolitischen Fragen wurden in London gehandhabt und auch Kanadas – und der andern Kolonien – Beteiligung an internationalen Ausstellungen fügte sich britischen Direktiven, ob es sich um Zu- oder Absagen handelte oder die Zuteilung von Ausstellungsfläche und deren Lage. Während bei den Veranstaltungen der fünfziger und sechziger Jahre der Ehrgeiz überwog, unter allen Kolonien den ersten Platz als strahlendstes Juwel der englischen Krone zu bewahren, führte nach und nach der häufige Ärger über Gängeleien und bürokratische Schikanen durch die wortführenden englischen Kommissare zu kühleren Betrachtungen. Verfechter größerer Unabhängigkeit hatten wenig Mühe, bei Kanadas Beteiligungen an internationalen Ausstellungen Beweise für die Untragbarkeit britischer Bevormundung zu sammeln und dort gleichzeitig ein Arsenal symbolischer Gesten zu entwickeln. Während auf den frühen Ausstellungen eine enge Nachbarschaft zu Abteilungen des englischen Mutterlandes im allgemeinen stolz als Zeichen besonderer Wertschätzung ausgelegt wurde³⁶, bekam mit der Zeit und dem Aufkommen nationaler Einzel-Pavillons deren Lokalisierung hohen Symbolwert im entgegengesetzten Sinne: in der Distanz von den Gebäuden der Metropolen dokumentierten die Kolonien ihre Forderung, als eigenständige Nationen wahr- und ernstgenommen zu werden. Beispiele für diese diplomatische Dimension der Ausstellungspolitik finden sich eher in den dreißiger Jahren und vor allem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts³⁷, aber schon 1901 wurde auf der Zweiten Internationalen Ausstellung in Glasgow der kanadische Pavillon, der zweitgrößte der Ausstellung (in dessen Mittelpunkt eine Nachbildung der Kuppel der Parlamentsbibliothek in Ottawa aus Getreide, Obst und Gemüse stand), wegen seiner Eleganz gerühmt und als Ausdruck kanadischer Autonomie interpretiert.³⁸

Ein Jahr später, im Jahr 1902, erfuhr die kanadische Ausstellungspolitik eine durchgreifende Änderung, die der konkurrierenden Kompetenz von Bundesregierung und Provinzen und damit eigenständigen provinziellen Beteiligungen und Alleingängen auf ihre Art ein Ende machte: von nun an lag die Organisation der Beteiligung an internationalen Ausstellungen in den Händen eines auf Bundesebene ernannten permanenten Kommissars. Kanada profilierte sich nunmehr regional undifferenziert in seiner Gesamtheit vorwiegend als ein Land der Rohstoffe und der Landwirtschaft. Zeugnisse industrieller Entwicklung, geschweige denn kultureller Leistungen

36 The Globe (Toronto), 8. Mai 1851, S. 2.

37 Zu diesem Thema ausführlich Cloutier, *La participation du Canada* (Anm. 19).

38 Vgl. P. u. J. Kinchin, *Glasgow's Great Exhibitions*, Wendlebury 1991, S. 80.

und provinzieller Besonderheiten wurden kaum noch bemüht.³⁹ Weder die Provinzen noch einzelne Firmen wurden an der Organisation der Ausstellungen beteiligt: die Bundesregierung kaufte die Exponate an.⁴⁰ Diese Bevorzugung rein wirtschaftlicher Zielvorstellungen erlaubte von nun an und bis über die Jahrhundertmitte, komplexen und spannungsreichen Fragen kollektiver Selbstdarstellung im großen und ganzen aus dem Wege zu gehen.

39 Siehe kritisch dazu E. Montpetit, *La conquête économique. III. Perspectives*, Montréal 1913, Kapitel: „Les expositions à l'étranger“, S. 225-294.

40 Siehe Cloutier, *La participation du Canada* (Anm. 19). Ich bin David Cloutier zu Dank verpflichtet für die Großzügigkeit, seine Forschungsergebnisse und Überlegungen mit mir zu teilen.

David C. Fisher

Westliche Hegemonie und Russische Ambivalenz: Das Zarenreich auf der *Centennial Exposition* in Philadelphia 1876

„And here is a genuine surprise“, erklärt in John T. Dales Roman der Reiseführer Ben Beverly, als er die russische Ausstellung auf der Centennial Exposition von Philadelphia im Jahre 1876 betritt. „Wherever we go a surprise awaits us, at the richness and beauty of the articles which meet our eyes.“¹ Amerikanische Beobachter verglichen die russische Ausstellung in Philadelphia mit „dem Öffnen eines versiegelten Buches“, das besondere und alltägliche Facetten einer Kultur offenbarte – einer Kultur, die von europäischen Elemente beeinflusst und gleichzeitig durch einzigartige slawische Merkmale sowie maßlose Prahlerei gekennzeichnet war.² Rußland war zu dieser Zeit weder westlich noch östlich, weder Kolonialmacht noch Kolonie; es war christlich, sogar orthodox, und erzeugte damit eine ambigue Position auf der Ausstellung. Dazu kommt, daß Rußland nicht einfach in unser Verständnis von Weltausstellungen im viktorianischen Zeitalter paßt. Daher ist – wie Ben Beverly – auch jeder, der über die Weltausstellungen forscht, überrascht, in der entsprechenden Ausstellungsliteratur auf Rußland zu stoßen.³ In der Sekundärliteratur wird Rußland zumeist nur als eine „honorary great power“ und als ein Teilnehmer angesehen, dem es an

1 Ben Beverly ist die literarische Gestalt des Autors John T. Dale in: What Ben Beverly Saw at the Great Exposition, Chicago, 1876, S. 19.

2 J. S. Ingram, *The Centennial Exposition* (1876), Reprint New York 1976, S. 470.

3 Zu den wenigen Studien über die Beteiligung Rußlands an den Weltausstellungen siehe L. Aubain, *La Russie à l'Exposition Universelle de 1889*, in: *Cahiers du Monde Russe* 37 (1996) 3, S. 349-367; E. M. Dvoičenko-Markova, *Učenie Rossii na meždunarodnoj vystavke v Filadelfii v 1876 g.*, in: *Novaja i novejšaja istorija* 4 (July 1975), S. 151-153; S. S. Džaparidze, *Gruzija na vystavkach narodnogo chozjaistva v XIX v.*, Tbilisi 1985; N. S. Kutejnikova, *Russko-izobrazitel'noe iskusstvo na vseмирnych vystavkach XIX v.*, Kandidatskaja disertacija, Akademii iskusstv im. I. E. Repina, 1973; A. Šapiro, *Učastie Rossii vo vseмирnych vystavkach XIX i načala XX vv. (Tematičeskii obzor archivnych materialov)*, in: *Archivnoe delo* 49 (1939) 1, S. 92-104; L. Siegelbaum, *Exhibiting Kustar Industry in Late Imperial Russia/Exhibiting Late Imperial Russia in Kustar Industry*, in: *Transforming Peasants: Society, State and the Peasantry, 1861-1930*, hrsg. von J. Pallot, New York, 1998, S. 37-63; und A. S. Sokolov, *Rossija na Vseмирnoj vystavke v Chikago v 1893 g.*, in: *Amerikanskij Ežegodnik* (1984), S. 152-164.

einer „konsistenten Ausstellungspolitik“ mangelte.⁴ Die Tatsache, daß im Zarenreich nie eine internationale Ausstellung in der Dimension der britischen, französischen oder amerikanischen Weltausstellungen stattfand, erklärt auch, warum Rußlands Erfahrungen bislang noch keinen zentralen Gegenstand in den Untersuchungen zu den Ausstellungen bildeten. Mit seiner ambivalenten Stellung auf den Ausstellungen verweigert sich Rußland einer Kategorisierung, die entweder von dominanten oder von untergeordneten Kräften im hegemonialen Prozeß der Modernisierung ausgeht, wie er auf den Weltausstellungen sichtbar wurde. Trotzdem kann auch für das russische Beispiel ein analytischer Rahmen, der auf Hegemonietheorien basiert, angewandt werden. Rußlands Teilnahme an den Weltausstellungen zeigt, wie Auffassungen, die den sozialen, kulturellen und politischen Werten des Westens widersprachen, nebeneinander auf den europäischen und amerikanischen Ausstellungen existierten. Eine Untersuchung der russischen Teilnahme auf der Weltausstellung 1876 bietet die Möglichkeit, die Komplexität und den Wettbewerb innerhalb dieses hegemonialen Prozesses am Beispiel der internationalen Ausstellungsbewegung zu zeigen.

„It would be interesting,“ schrieb Antonio Gramsci in seinen Gefängnisheften, „to study concretely the forms of cultural organization which keep the ideological world in movement within a given country, and to examine how they function in practice.“⁵ Historiker, die über Weltausstellungen arbeiten, haben, basierend auf Gramsci, mit Recht bemerkt, daß die kulturelle Organisation nicht an nationalen Grenzen stoppt, und sie haben implizit oder explizit das Gramscische Hegemoniekonzept als ein Mittel benutzt, die komplexen Prozessen der Machtbeziehungen auf den Ausstellungen zu untersuchen. In den letzten zwanzig Jahren haben Wissenschaftler einer Vielzahl von Disziplinen umfangreiche Studien zur Geschichte internationaler Ausstellungen im Viktorianischen Zeitalter vorgelegt. Ein wichtiges Thema bildet darin die Rolle der Ausstellungen für den Triumph und die universelle Verbreitung des westlichen Modernismus. Ausstellungsorganisatoren werteten die scheinbar endlose Ausdehnung menschlicher Kontrolle über Wissenschaft, Technik und Kunst mit ihren Messen auf. Sie fetischisierten die Maschine sowie Klassifikationsschemen, die eine wohlgeordnete, hierarchische Vision der Weltressourcen, des Wissens und der Völker konstruierten. In den Ländern, in denen am häufigsten und in großem Umfang Weltausstellungen stattfanden – in Großbritannien, Frankreich und den USA – arbeiteten die bürgerlichen und politischen Eliten zusammen, um die Ausstellungen zu finanzieren,

4 C. V. Findley, *An Ottoman Occidental in Europe: Ahmed Midhat Meets Madame Gülnar, 1889*, in: *American Historical Review* 103 (1998), S. 19; P. Greenhalgh, *Ephemeral Vistas: The Expositions Universelles, Great Exhibitions and World's Fairs, 1851–1939*, Manchester 1988, S. 73.

5 A. Gramsci, *Selections from the Prison Notebooks of Antonio Gramsci*, hrsg. von Q. Hoare und G. Nowell Smith, New York 1971, S. 341–42.

aufzubauen und zu fördern. Die Organisatoren bemühten sich auch um eine größtmögliche internationale Beteiligung an den Ausstellungen als Voraussetzung für deren Erfolg. In den einzelnen nationalen Ausstellungen und Pavillons sollten die internationalen Teilnehmer den universalistischen Modernisierungsdiskurs der Weltausstellung in spezifischen nationalen Stilen ausdrücken. Weltausstellungen, so lautete das Argument, stellten „overblown expressions of societies“ dar, „that felt they ruled the material world absolutely“.⁶ In den USA, um ein konkretes Beispiel zu nennen, propagierten diese Ausstellungen, wie Robert Rydell feststellte, „the ideas and values of the country's political, financial, corporate, and intellectual leaders and offered these ideas as the proper interpretation of social and political reality.“⁷ Weltausstellungen sind daher als materielle Verkörperung aktiver hegemonialer Prozesse charakterisiert worden.

Mein Interesse an Hegemonie ist von der Bedeutung beeinflusst, die Gramsci ihrer überzeugenden Funktion, wie sie sich in kulturellen Formen niederschlägt, beimißt. Obwohl Gramsci die ökonomischen Kräfte aus seinem Konzept der Klassenbeziehungen nicht ausschließt, tritt der italienische Marxist für ein komplexeres Verständnis darüber ein, wie sich bestimmte Ideen der herrschenden Klasse in der ganzen Gesellschaft einbürgerten und dann dominant und universal wurden. Viele Wissenschaftler haben sich seither bemüht zu klären, worin dieses komplexere Verständnis besteht. Ich beziehe mich auf jene Rhetorikwissenschaftler und Historiker, die nicht von der Verschmelzung der Begriffe Hegemonie und Herrschaft ausgehen und Hegemonie eher als einen umstrittenen Prozeß denn als eine vollendete soziale Herrschaft interpretieren.⁸ Ich bin daher an dem Wettstreit unter den internationalen Akteuren über Ziele und Sinn innerhalb des hegemonialen Prozesses auf den Weltausstellungen interessiert. Das russische Beispiel zeigt, daß diese Ausstellungen keinesfalls einheitliche hegemoniale Projekte verkörperten. Hinter der Fassade einer einheitlichen und universalisierten Repräsentation von Modernität und Zivilisation existierten zwischen den Teilnehmern zahlreiche Brüche und Risse.

In den ideologischen Anstrengungen, den westlichen Modernismus auf den Weltausstellungen zu universalisieren und zu inthronisieren, kann das russische Reich wohl am besten als ein peripherer Teilnehmer eingeordnet

6 Greenhalgh, *Ephemeral Vistas* (Anm. 4), S. 24.

7 R. W. Rydell, *All the World's a Fair: Visions of Empire at American International Expositions, 1876–1916*, Chicago 1984, S. 3.

8 J. A. Aune, *Rhetoric and Marxism*, Boulder 1994; C. M. Condit, *Hegemony in a Mass-mediated Society: Concordance about Reproductive Technologies*, in: *Critical Studies in Mass Communication* 11 (1994), S. 205–230; T. J. Jackson Lears, *The Concept of Cultural Hegemony: Problems and Possibilities*, in: *American Historical Review* 90 (1985), S. 567–593; G. Joseph/D. Nugent (Hrsg.), *Everyday Forms of State Formation: Revolution and the Negotiation of Rule in Modern Mexico*, Durham 1994.

werden. Zu solchen peripheren Ausstellern gehörten souveräne Staaten wie das Osmanische Reich, die Länder Lateinamerikas und das Japan der Meiji-Epoche. Ihre Rolle bei der Konstruktion des modernistischen Diskurses kann als eine erzwungene Antwort auf das exponentielle Wachstum der politischen, ökonomischen und kulturellen Dominanz des Westens beschrieben werden. Rußlands Stellung auf internationalen Ausstellungen schien etwas ungewiß zwischen zwei Ambitionen zu liegen, nämlich denjenigen von Ländern wie das Osmanische Reich oder Mexiko, die mit der Teilnahme an den Weltausstellungen ihren Anspruch auf Aufnahme in den Kreis der modernen Nationen geltend machten, und denjenigen von Ländern wie China, dessen imperiale Regierung die Weltausstellungen als Möglichkeit ansahen, westliche Praktiken zu beobachten, ohne von diesen korumpiert zu werden.⁹ Im Unterschied zu anderen Staaten hat sich Rußland in seiner Geschichte immer auf der kulturellen Bruchlinie der geographischen Grenze zwischen West und Ost befunden. Die russische Herrschaftselite hat selbst vor den Reformen Peters des Großen zur Verwestlichung des Landes am Anfang des 18. Jahrhunderts regelmäßig westliche politische und kulturelle Modelle eingeführt, während gleichzeitig andere Eliten oder subalterne Gruppen den westlichen Einfluß mit nationalistischer Kritik und Widerstand bekämpften. Trotz dieser Ambivalenz in den Beziehungen Rußlands zum Westen nahm das Zarenreich regelmäßig an den Weltausstellungen – von der Crystal Palace Exhibition in London 1851 bis zur San Francisco Panama-Pacific International Exposition im Jahre 1915 – teil.

Das zaristische Rußland, das sich außerhalb des westlichen Modernismus aber innerhalb der Politik der großen Mächte Europas befand, nahm eine besonders komplizierte periphere Stellung ein. Obwohl Rußland vielen Westeuropäern und Amerikanern in vielerlei Hinsicht exotisch erschien, wurde es von vielen Beobachtern nicht als etwas völlig „Anderes“ gesehen – das war eine Bezeichnung, die der islamischen Welt vorbehalten blieb. Rußlands Beziehung zum Westen war vielmehr durch eine Kombination von politischer Machtstellung in den europäischen Beziehungen, einer ambivalenten kulturellen und politischen Haltung gegenüber der Modernisierung und einer im Vergleich zu den westlichen Industriegiganten relativen ökonomischen Rückständigkeit gekennzeichnet. Wegen seiner politischen Bedeutung erwarteten die Ausstellungsorganisationen der Gastländer, daß sich das Zarenreich an der Spitze der modernen Staaten präsentierte. Die Entscheidung über eine Teilnahme an den Weltausstel-

9 Über die Beteiligung von Ländern aus der Peripherie siehe Z. Çelik, *Displaying the Orient: Architecture of Islam at Nineteenth-Century World's Fairs*, Berkeley, 1992; M. R. Godley, *China's World's Fair of 1910: Lessons from a Forgotten Event*, in: *Modern Asian Studies* 12 (1978), S. 503-522; M. Tenorio-Trillo, *Mexico at the World's Fairs: Crafting a Modern Nation*, Berkeley 1996 und Findley, *An Ottoman Occidentalist* (Anm. 4).

lungen wurde allerdings in den höchsten russischen Regierungskreisen gefällt und hing mehr vom Staatsinteresse als den Wünschen der Ausstellungsorganisatoren ab.

Im Juli 1873 versandten die Organisatoren der Weltausstellung in Philadelphia, die ein Gesetz des amerikanischen Kongresses zur United States Centennial Commission erklärt hatte, die allgemeinen Regeln für ausländische Teilnehmer an die amerikanischen Vertretungen in der ganzen Welt. Marshall Jewell, der amerikanische Botschafter in St. Petersburg, antwortete, daß Rußland eine Teilnahme ablehnte. Er erklärte, daß „the Russians consider America much farther off than Americans do Russia. They are neither a traveling or commission people, nor are they a manufacturing one to any considerable extent.“¹⁰

Mitte der siebziger Jahre hatten die Amerikaner keinen Anlaß, eine Ablehnung Rußlands an der Centennial Exposition zu erwarten. Auf Grund der geographischen Distanz, dem Fehlen von vitalen Interessengegensätzen und einer beiderseitigen Abneigung der britischen Dominanz in der Welt hatten sich längerfristige freundschaftliche Beziehungen zwischen Rußland und Amerika herausgebildet. Wann immer eines der beiden Länder in Konflikt mit Großbritannien geriet, wurden ihre Beziehungen fester. Obwohl Rußland keine offizielle Repräsentation in Philadelphia wünschte, widersetzte sich die Regierung nicht einer auf eigenen Antrieb beruhenden individuellen Teilnahme von russischen Ausstellern. Jewell machte ein großes Interesse an der Weltausstellung unter Erziehern, Künstlern, Händlern und Fabrikanten aus. Entsprechend den Anstellungsverordnungen konnten aber ausländische Aussteller nur unter der Schirmherrschaft einer nationalen Regierungskommission an der Weltausstellung teilnehmen. Die russische Regierung teilte nicht das Interesse der an der Ausstellung interessierten Kreise, und da sie keine politischen Gründe für eine Beteiligung sah, berief sie weder eine Kommission noch stellte sie finanzielle Mittel zur Verfügung. Ironischerweise vergrößerten gerade die Amerikaner, die mehr als alle anderen Ausstellungsorganisatoren von Initiativen und Fonds der Bürger statt des Staates abhingen, die Schwierigkeiten, denen die aufstrebende Klasse der russischen Industriellen und Unternehmer, die auf einen größeren Spielraum gegenüber dem allmächtigen Staat drängten, ausgesetzt waren.

In der Zwischenzeit arbeiteten die privaten Organisatoren der Ausstellung, die Centennial Commission und die amerikanische Regierung zusammen, um eine erfolgreiche und gut besuchte Weltausstellung zu sichern. In Rußland existierte kein Gegenstück zu dem privaten Interesse, wie es in der Centennial Commission zum Ausdruck kam. In den USA hatten gemeinsame Anstrengungen lokaler Politiker, Industrieller und Un-

10 Zit. nach N. E. Saul, *Concord and Conflict: The United States and Russia, 1867–1914*, Lawrence 1996, S. 139.

ternehmer zu der Initiative geführt, die Weltausstellung zu organisieren, wofür sie die offizielle Erlaubnis und die Beteiligung der Regierung gewinnen konnten. In Rußland waren die legalen Voraussetzungen für die Gründung privater Organisationen gerade erst im vorhergegangenen Jahrzehnt der Großen Reform-Ära geschaffen worden. Potentielle Aussteller verfügten nicht über die finanziellen Mittel und die organisatorische Infrastruktur, die zur Gründung einer eigenen Kommission nötig waren. Sie hatten auch nicht den politischen Einfluß, um die Regierung zur Berufung einer solchen Kommission im Finanzministerium, der Institution, die traditionsgemäß für solche Aufgaben zuständig war, zu zwingen. „Initiative“ gehörte in die Verantwortung des Beamtentums, nicht aber in die von Gruppen oder privaten Staatsangehörigen.¹¹

Die amerikanischen diplomatischen Vertreter in St. Petersburg und die amerikanische Presse reagierten negativ auf die Ablehnung der russischen Regierung. Eugene Schuyler, der Leiter der amerikanischen Vertretung, hatte dem russischen Außenminister Baron Westmann Ende Juni 1874 persönlich eine offizielle Einladung von Präsident Grant überreicht. Schuyler versuchte, Westmann in Gesprächen und mit Informationen über den letzten Stand der Vorbereitungen zu einer Revision dieser Entscheidung zu überreden. Der amerikanische Diplomat leitete Informationen über die Weltausstellung an die Moskauer und St. Petersburger Presse weiter, um eine öffentliche Unterstützung zu erzeugen, die dann die Regierung beeinflussen konnte. Diese Anstrengungen blieben aber erfolglos, abgesehen von der unerwarteten Enttäuschung jener Interessenten, die ihre Bewerbung um eine Beteiligung in Philadelphia direkt an ihn in das amerikanische Konsulat gesandt hatten.¹² Die *New York Times* verurteilte diese Haltung, indem sie Rußlands Gleichgültigkeit mit den Ausstellungsvorbereitungen der kleine Bermudas-Inseln verglich. Vielleicht, so meinte die Zeitung spöttisch, gab es „not enough life in Russian industry“. Die *Times* verwies dann – nun etwas ernsthafter – auf die Unterentwicklung der russischen bürgerlichen Gesellschaft und argumentierte, daß es Rußland im Unter-

11 J. Bradley, 'Voluntary Associations, Civic Culture, and Obščestvennost' in Moscow, in: *Between Tsar and People: Educated Society and the Quest for Public Identity in Late Imperial Russia*, hrsg. von E. W. Clowes u. a., Princeton 1991, S. 134-136.

12 Schuyler an Hamilton Fish, Secretary of State, 20.7.1874; Westmann an Schuyler, 25.7./ 6.8.1874, in: *Despatches from United States Ministers (DUSM), Russia (M 35)*, Record Group (RG) 59, National Archives (NA); Fish an Schuyler, 22.8.1874, in: *Diplomatic Instructions (DI)*, M 77, RG 59, NA; und Schuyler an Fish, 23.11.1874, darin enthalten Westmann an Schuyler, 11./23.11.1874, in: *DUSM*, M 35, RG 59, NA. Eine Anmerkung zu den Daten: Bis 1917 benutzte Rußland den Julianischen Kalender, der im 19. Jahrhundert 12 Tage hinter dem Gregorianischen Kalender, der im Westen benutzt wurde, zurücklag. Die Daten, die hier benutzt werden, geben bei Bezugnahme auf Rußland das russische Datum wieder, bei Bezugnahme auf amerikanische Quellen das westliche Datum. Die diplomatische Korrespondenz zwischen Rußland und den USA wurde oftmals mit beiden Daten versehen und erscheint hier ebenso.

schied zur britischen Kolonie Bermudas an „a proper public spirit“ und entsprechender Führung fehlte.¹³

Die amerikanischen Bemühungen um eine russische Beteiligung und die Pressekommentare riefen keine andere Reaktion von Seiten der zaristischen Regierung hervor als den Vorschlag an die Centennial Commission, die Ausstellungsbestimmungen zu ändern. Im Oktober 1875, sieben Monate vor der Eröffnung, änderte sich dann allerdings die Meinung in den obersten Regierungskreisen. Baron Jomini, der neue Außenminister, kündigte an, daß sein „mon Auguste Maître a jugé conforme aux traditions d'amitié qui de tous temps entre la Russie et les Etats Unis, d'accepter l'invitation cordiale“ und sagte damit eine offizielle Teilnahme Rußlands an der Weltausstellung zu.¹⁴ Die Ursache für diesen Meinungsumschwung bleibt in den offiziellen Stellungnahmen des russischen Außenministeriums im Dunkeln. Die veränderten internationalen Beziehungen werfen allerdings ein wenig Licht auf die russischen Motive.

Drei Monate vor der Entscheidung zur Teilnahme, im Juli 1875, rebellierten die den Russen nahestehenden Slawen und Orthodoxen in der Herzegowina und in Bosnien gegen die osmanische Herrschaft. Gemäßigte Kreise in den Regierungen Rußlands, Deutschlands und Österreichs – verbunden durch das Drei-Kaiser-Abkommen von 1873 – versuchten, eine friedliche Lösung zu vermitteln. Die Briten bestärkten die Osmanen allerdings darin, jeden Lösungsvorschlag abzulehnen. In Rußland, wo eine panslawistische Ideologie die nationale Stimmung anheizte, gab es starke Sympathien für die Balkanslawen. Die russische Außenpolitik gegenüber der Türkei und Großbritannien wurde daher immer militanter. Der russische Außenminister wußte, daß England „[was] the power with the greatest interest in the maintenance of the Ottoman Empire and the possible organizer of a coalition against Russia.“¹⁵ Erneut hatte die „orientalische Frage“ Spannungen zwischen dem russischen Reich und der osmanischen Türkei hervorgerufen. Im Falle eines Kriegeausbruches konnte sich eine friedliche Politik den USA gegenüber Rußland als nutzvoll für die internationale Position des Zarenreiches gegenüber Großbritannien erweisen.

Die offiziellen russischen Verlautbarungen über die Entscheidung für eine Beteiligung in Philadelphia geben allerdings keinen Hinweis auf die Spannungen auf dem Balkan. In ihnen kann vielmehr die Verknüpfung von der Bedrohung der russischen Interessen mit einer nativistischen Kritik an den ökonomischen Werten des Westens gesehen werden. In der diplomatischen Korrespondenz und in der Presse hatte der Außenminister die späte

13 Russia and Bermuda, in: New York Times, 1.9.1875.

14 George Boker an Fish, 16.10.1875, darin enthalten Jomini an Boker, 3./15.10.1875, in: DUSM, M 35, RG 59, NA.

15 B. Jelavich, A Century of Russian Foreign Policy 1814–1914, Philadelphia 1964, S. 180 und N. V. Riasanovsky, A History of Russia, New York 1984, S. 384–88.

russische Teilnahme zu erklären. Jomini schrieb so an den neuen amerikanischen Botschafter in St. Petersburg, George Boker, daß Rußland zu Ehren des 100. Jahrestages der amerikanischen Unabhängigkeit, „d'un des plus grand faits dans l'histoire de l'humanité“, an der Ausstellung teilnehmen.¹⁶ Im Unterschied zu vorhergehenden Weltausstellungen stand nämlich die in Philadelphia zum ersten Mal unter dem Motto eines nationalen Jubiläums. Die russische Regierung organisierte und finanzierte ihre Teilnahme dennoch, um die Amerikaner nicht zu beleidigen.

Ein Artikel in der St. Petersburger Zeitung *Golos* [Stimme], der, wie amerikanische Diplomaten vermuteten, im russischen Außenministerium verfaßt wurde, unterstrich Jominis Argumentation. Das Ausstellungsthema zur amerikanischen Unabhängigkeit bot die Möglichkeit, Großbritannien wegen seiner imperialen Expansion, der Willkür in den internationalen Beziehungen und seiner maritimen Vorherrschaft auf den Weltmeeren zu attackieren. *Golos* hob die Beteiligung Rußlands als eine Sache der Ehre hervor, kritisierte aber gleichzeitig die Weltausstellungen als nutzlose Belastung für die Reichsfinanzen. „Die letzte Ausstellung in Wien [1873]“, bemängelte die Zeitung, „hat für die russische Industrie bisher keine Vorteile gebracht.“¹⁷ Sie interpretierte außerdem die staatlichen Beihilfen der amerikanischen Regierung für die Ausstellung fälschlicherweise als eine „radikale Veränderung des Ausstellungscharakters.“ „Durch ein Gesetz des Kongresses“, so *Golos*, „wird verhindert, daß die internationale Ausstellung in Philadelphia ein Unternehmen von Spekulanten, eine Angelegenheit irgendwelcher Aktiengesellschaften wird [...] Die Regierung selbst hat die Organisation und Vorbereitung der Ausstellung unter ihre Kontrolle und Prüfung genommen.“¹⁸ In dieser Kritik spiegelt sich das widersprüchliche Bestreben der politischen Elite Rußlands, einerseits die Industrie zu modernisieren und andererseits die dominante Position des Staates über die Gesellschaft zu bewahren. Den in *Golos* ausgedrückten offiziellen Ansichten wurde in einem langen Artikel über die Ausstellung in der populären Zeitschrift *Otečestvennija zapiski* im März 1876 indirekt widersprochen. Die Zusammensetzung der Organisatoren aus den lokalen politischen und industriellen Kreisen Philadelphias wird darin als ein erfolgreicher Bruch mit den Traditionen der europäischen Weltausstellungen, bei denen die Regierungen die „vollständige und uneingeschränkte Kontrolle“ über die Organisation hatten, beschrieben.¹⁹ Die Zeitung hob hervor, daß in Philadelphia private Investoren die Verantwortung und das Risiko für die Finanzierung, den Bau und die Verwaltung der Centennial Exposition

16 Boker an Fish, 16.10.1875; darin enthalten Jomini an Boker, 3./15.10.1875, in: DUSM, M 35, RG 59, NA.

17 Übersetzung des Aufsatzes aus *Golos*, 8./20.10.1875, in: Boker an Fish, 21.10.1875, in: DUSM, M 35, RG 59, NA.

18 Ebenda.

19 Vsemirnaja vystavka v Amerike, in: *Otečestvennija zapiski* 3 (1876), S. 169-198.

übernommen hätten. Diese entgegengesetzten Ansichten in der russischen Presse offenbaren in gewissem Grade sowohl die der russischen Beteiligung offiziell zugrundeliegenden Prinzipien als auch das Streben der bürgerlichen Gesellschaft nach einem Bruch des Staatsmonopols im Interesse privater Initiativen.

Die Beamten in der russischen Regierung sahen in der Beteiligung an der Weltausstellung nicht die Möglichkeit, den menschlichen Fortschritt zu feiern, die Entwicklung Rußlands in den Wissenschaften und Künsten darzustellen oder Handelsbeziehungen aufzubauen. Natürlich fanden die Ziele der Ausstellung Resonanz in der in Rußland entstehenden bürgerlichen Gesellschaft von Facharbeitern, Unternehmern und Industriellen. Deren Teilnahme wurde aber erst unter Kontrolle gehalten und dann entsprechend den Interessen der Regierung mobilisiert. Indem *Golos* auf die lange Geschichte der freundschaftlichen diplomatischen Beziehungen Rußlands mit den USA zum gegenseitigen Vorteil verwies, konnte sie die russische Teilnahme mit den internationalen Staatenbeziehungen erklären und zugleich das kapitalistische Wesen der Ausstellung verunglimpfen.

Die Bürokraten des Außenministeriums mißverstanden die Beziehung zwischen politischer und Zivilgesellschaft in Amerika vielleicht bewußt. Die Centennial Exposition als ein Produkt des Bündnisses von privaten und Regierungskreisen hatte keine Entsprechung in der russischen Erfahrung und diente als Beispiel einer liberalen und demokratischen Herausforderung gegenüber einer autoritären Herrschaft, wie sie in der Person des Zaren zum Ausdruck kam. Die Fehlinterpretation der Ausstellung als reine Staatsangelegenheit durch *Golos* diente den Interessen der autokratischen Regierung, die zögerte, die Kontrolle über Wirtschaft und Politik mit den bürgerlichen Eliten zu teilen. Die offizielle Position Rußlands zur Beteiligung an der Weltausstellung in Philadelphia spiegelt die unterschiedlichen Ansichten wider, die mit der Idee des Universalismus auf den Weltausstellungen verbunden waren. Im Falle Rußlands bestanden außerdem divergierende Auffassungen über eine Teilnahme zwischen der Regierung und dem aufstrebenden Kreis öffentlicher Akteure in der Wirtschaft, in den Wissenschaften und den Künsten. Die gegenseitige Abhängigkeit von zaristischer Regierung und öffentlicher Elite zusammen mit deren unterschiedlichen Motiven für eine Beteiligung führten in Philadelphia zu einer russischen Ausstellung, die eine Kakophonie von Stimmen und Interpretationen hervorrief.

Dem Vorbild der Beteiligung an vorhergehenden Weltausstellungen folgend, wurde unter der Schirmherrschaft des Finanzministeriums eine Reichskommission für die Organisation der russischen Ausstellung in Philadelphia gegründet. Die Kommission bestand vor allem aus Beamten des Finanzministeriums und zwei Vertretern des Technologischen Instituts in St. Petersburg. Um eine ausreichend große Anzahl von Exponaten zu-

sammenstellen zu können, war die Kommission auf die Hilfe anderer Regierungsstellen angewiesen. Die Kommission appellierte außerdem an die Öffentlichkeit. Am 21. und 22. Oktober 1875 erschien auf den Frontseiten der *Moskovskije vedomosti* ein zweiseitiger Artikel, in dem „Privatleute, Gesellschaften und Regierungsorganisationen“ eingeladen wurden, „an der russischen Abteilung der Philadelphia International Exposition“ teilzunehmen. Die Reichskommission gab interessierten Kreisen bekannt, daß sie sich mit den in der Zeitung abgedruckten Formularen bis zum 15. Dezember 1875, weniger als fünf Monate vor der offiziellen Eröffnung im Mai 1876, um eine Teilnahme an der Ausstellung bewerben konnten. Die Kommission erläuterte zwar nicht die Auswahlkriterien, gab Bewerbern aber den Rat, solche Exponate einzureichen „die im Alltag benutzt werden“. Die Organisatoren behielten sich das Recht vor, alle eingegangenen Exponate zu begutachten und „nach eingehender Prüfung all jene Exponate abzulehnen, die unpassend für eine Ausstellung wären.“ Der 1. Februar 1876 war der letzte Termin, um Ausstellungsgegenstände „in soliden Kisten [...] mit verschraubten, nicht vernagelten Deckeln“ nach St. Petersburg zu liefern.²⁰

Der Großteil der für die russische Beteiligung in Philadelphia notwendigen Kosten wurde aus der Staatskasse finanziert: reduzierte Eisenbahngebühren für den Transport der Exponate nach St. Petersburg, die Verschiffung nach und von Philadelphia, die Versicherung für den Überseetransport und die allgemeinen Ausgaben sowie Unkosten, die für die Organisation und Betreuung der russischen Ausstellung in Philadelphia anfielen, einschließlich des Kaufes von Schaukästen. Der Generaldirektor der Reichskommission, Charles de Bielskij, der versprach, daß die Kommission für eine vorzügliche Ausstellung aller Exponate sorgen würde, war für das Entladen und die Zusammenstellung der Ausstellung zuständig. Regierungsabteilungen, Bildungsinstitutionen, große Unternehmen und kleine Firmen, Künstler, Handwerker und andere individuelle Aussteller folgten dem Aufruf zur Beteiligung. Über 800 Exponate, vor allem aus dem europäischen Teil Rußlands, wurden bei der Reichskommission in St. Petersburg eingereicht.

Die Centennial Exposition öffnete ihre Tore am 10. Mai 1876. „Philadelphia became“, so berichtete überschwenglich ein Beobachter, „the focus toward which were directed the thoughts of all the people of this land if we may not say of all the civilized world.“²¹ Die Ausstellungsvorbereitungen waren aber in vielerlei Hinsicht zu diesem Zeitpunkt noch nicht abgeschlossen. Als Präsident Grant und die begleitende Delegation während der offiziellen Eröffnungszeremonie die Ausstellung besuchten,

20 Položenie o ruskom otele meždunarodnoj vystavki 1876 goda v Filadelfii, in: *Moskovskije vedomosti*, 21.10.1875, S. 1, und 22.10.1875, S. 1.

21 Ingram, *The Centennial Exposition* (Anm. 2), S. 73.

waren zahlreiche Ausstellungsstände, einschließlich des russischen, noch leer. Drei Wochen später trafen die Reichskommission und die Exponate mit einem Gesamtgewicht von 250 Tonnen auf dem französischen Dampfschiff *Amérique*, auf dem sich außerdem die französische Staatsdelegation und die die Fackel haltende Hand der Freiheitsstatue befand, in Philadelphia ein.²² Am 20. Juni waren alle russischen Exponate mit Ausnahme der Gemälde, Skulpturen und Photographien im Gebäude der Feinen Künste ausgestellt. Im Unterschied zu anderen ausländischen Teilnehmern wie Großbritannien, der Türkei oder Spanien, hatte Rußland kein eigenes Nationalgebäude errichtet. Die Mehrzahl der russischen Exponate, vor allem die Industriewaren, waren im Hauptgebäude ausgestellt.²³ Andere Produkte befanden sich in den entsprechenden Gebäuden für Maschinenbau, Landwirtschaft, Schuh- und Lederwaren sowie Kunst.

Bemerkenswert an der russischen Ausstellung war das Vorherrschen nationaler Elemente und das Fehlen von Exponaten, die dem universalistischen Anliegen der Weltausstellung entsprachen. Üppige, den materiellen Reichtum widerspiegelnde und überproportional viele militärische Ausstellungsstücke dominierten in der russischen Sektion. Deren Wahrnehmung durch Beobachter aus Rußland und den Vereinigten Staaten zeigt, daß die russische Ausstellung unterschiedliche Interpretationen hervorrief. Diese entsprachen den amerikanischen Stereotypen gegenüber Rußland und machten gleichzeitig die gegensätzlichen Interessen von russischen Regierungsbeamten und Ausstellern deutlich.

Die russische Sektion im Hauptgebäude der Weltausstellung rief wegen ihrer nicht-westlichen Erscheinung Überraschung und Bewunderung bei amerikanischen Besuchern hervor, wie Frank Leslie in seinem *Register* feststellte:

„No part of the Exhibition has more richly repaid careful study; and this chiefly from the fact that the Russian display differs from those of England and France, no matter how magnificent these may be, in that it comprises works in the arts and manufactures hitherto unknown to Americans.“²⁴

Kostbare ausgestopfte Zobelpelze und riesige, auf ihren Hinterbeinen stehende Bären, exquisiter Schmuck, wertvolle Teeservices, dekorative

22 Der Bildhauer Frédéric Bartholdi hatte gehofft, die Statue zu vollenden und im Hafen von New York bis zum Juli 1876 aufzustellen. Als er dies nicht schaffte, versuchte er moralische Unterstützung und finanzielle Mittel für das Projekt durch das Ausstellen des Armes und der Fackel auf der Weltausstellung zu erreichen. Siehe Moskovskije vedomosti, 31.5.1876, S. 2; und Dvoičenko-Markova, *Učenie Rossii* (Anm. 3), S. 151.

23 Rußland belegte 11.802 Quadratfuß des Ausstellungsraumes in der Hauptausstellungshalle. Das entsprach etwa der Größe der Ausstellung Spaniens, war doppelt so groß wie diejenige Ägyptens oder der Türkei und etwa die Hälfte derjenigen Österreich-Ungarns und Deutschlands.

24 F. Leslie, Frank Leslie's Illustrated Historical Register of the Centennial Exposition, 1876, 1877, Neudruck New York 1976, S. 95f.

Kunstwerke aus Silber, Gold, Malachit und Emaille blendeten die Besucher und schufen den überwältigenden Eindruck von außerordentlichem Reichtum und Glanz. „The collection,“ kommentierte der amerikanische Kritiker Walter Smith, „was of bewildering magnificence and of a splendor which, though the term is questionable, is best described as barbaric.“²⁵ „Nothing was prepared for show“, erklärte Frank Leslie. Die Ausstellung „represented Russia in her every-day dress.“²⁶ Wenn auch die ausgestellten Luxusprodukte kaum den Alltag Rußlands widerspiegeln, so waren sie doch hinsichtlich ihres Stils und ihrer Originalität einzigartig. Die Konzentration auf nationale Formen und Dekor repräsentierte, wie ein amerikanischer Beobachter feststellte, einen „manischen“ slawischen Patriotismus.²⁷

M. M. Vladimirov, ein russischer Abenteurer, reiste – von Gelegenheitsarbeit lebend – Mitte der siebziger Jahre durch die USA. Von Januar bis März 1876 verdiente er zwei Dollar pro Tag als Tischler bei der Errichtung der Ausstellungsgebäude. Nach der Eröffnung der Ausstellung kehrte er als Besucher zurück und war über das russische Image auf der Ausstellung gleichzeitig begeistert und verzweifelt. Vladimirov fand sein Heimatland aufs beste in jenen Exponaten vertreten, in denen sich die russische Kultur von der des Westens unterschieden und die großrussischen Geschmack und Kultur über die der vielen anderen Völker und Ethnien des heterogenen Zarenreiches stellten. Als Großrusse erfreute sich Vladimirov an Kopfbedeckungen aus Fell, Schnitzereien, Bastschuhen und Möbeln, die aus Geweihen gefertigt waren. Das typisch „Russische“ dieser Produkte führte er auf die traditionelle Herstellung von russischen Hütten zurück. „Kein Amerikaner könnte dies herstellen“, prahlte Vladimirov, während er die Schnitzkunst bewunderte. „Hier fertigen sie alles mit Maschinen an.“ Das Silberhandwerk versetzte den russischen Besucher in besondere Verückung. „Ehre und Ruhm den arbeitenden Händen der Arbeiter [...] einhundertundeins Hurra wenn [meine Hervorhebung – D. F.] diese Künstler Russen sind [...] mit einer russischen Seele, einer russischen Denkart von Kopf bis Fuß.“²⁸

Vladimirovs großrussischer Nationalismus zeigte sich auch in seiner Befürchtung, daß die offiziellen Vertreter des russischen Reiches auf der Ausstellung in Philadelphia keine echten ethnischen Russen, sondern zaristische Subjekte mit jüdischem, deutschem oder anderen Hintergrund waren. Dies und das Fehlen von Schrifttafeln in englischer Sprache zur Beschreibung der Exponate verärgerte Vladimirov. Er sah darin eine

25 W. Smith, *Industrial Art, c. 1876-1878*. Neudruck, Bd. 2, *Masterpieces of the Centennial International Exhibition*, New York 1977, S. 280.

26 Leslie, *Frank Leslie's Illustrated Historical Register* (Anm. 24), S. 231

27 Ingram, *The Centennial Exposition* (Anm. 2), S. 470-480.

28 M. M. Vladimirov, *Russkij sredi Amerikantcev: Moi ličnyje vpečatlenija kak tokaria, černorabočogo, plotnika i putešestvennika*, St. Petersburg 1877, S. 325f.

Minderung der russischen Selbstpräsentation und fürchtete, daß die amerikanischen Ausstellungsbesucher einen falschen Eindruck vom „Russischen“ bekämen. In sarkastischem Ton faßte er Kommentare und Fragen von verwunderten Besuchern zusammen, die er mitgehört hatte, als diese die populäre russische Erziehungs- und Bildungsausstellung bestaunten:

„Welche Abteilung ist das?“ – Die spanische, glaube ich. – Nein, es ist die japanische. Hm, es ist die deutsche, hörst du? – sie sprechen deutsch. Aber ein anderer wird sich umdrehen und sagen: ‘Das ist die russische Abteilung’ – und dann breitet es sich aus: ‘Hast du gehört – es ist die russische, weißt du. – Die russische, was für eine Überraschung – es ist russisch’ und so weiter.“²⁹

Der russische Generalkommissar der Ausstellung, de Bielskij, wurde der Zielpunkt der Kritik Vladimirovs und anderer Russen in Philadelphia. Vladimirov beschreibt de Bielskij beißend als eine anti-russische „deutsch-englisch-französisch-polnische Person“, die es abgelehnt hätte, ethnische Russen für die Kaiserliche Kommission einzustellen.³⁰ De Bielskij's angebliche Fehler wurden auch von einem russischen Unternehmer angeprangert, der regelmäßig unter dem Pseudonym „Z“ Depeschen an die *Moskovskije vedomosti* sandte. Wie Vladimirov war „Z“ von den Besuchen im Büro der russischen Delegation frustriert, wo die Vertreter „jede Sprache außer Russisch“ oder gebrochenes Russisch sprachen. Der russische Industrielle beschwerte sich gegenüber dem Generalkommissar, daß die Ausstellung von Exponaten aus seinem Unternehmen so schlecht ausgeführt worden wäre – ohne Beschriftung, Name des Ausstellers und Erklärungen – daß „jedes Wissen über die Produktion verloren gegangen war.“ De Bielskij, „der Mann mit der ausländischen Erscheinung und Akzent“, reagierte wütend, versprach aber, die Sache in Ordnung zu bringen. Beunruhigt durch dieses erste Treffen, fand „Z“ weitere russische Aussteller, mit denen er seine Eindrücke teilen konnte. Sie kamen zu dem Schluß, daß de Bielskij ihre Motive und Interessen nicht verstanden hatte. Der Generalkommissar, so beschwerten sie sich, „war kein Spezialist auf dem Gebiet der Industrie und des Handels“ und deshalb wären nur „goldene Gegenstände und Kanonen“ ausgestellt, nicht aber Manufakturwaren. Die Aussteller der russischen Industrie fürchteten, daß die Amerikaner die Ausstellung mit „einem extrem geringen Wissen über die [russische] Industrie“ verlassen würden.³¹

Das war in der Tat der Fall. In der Maschinenhalle, dem Zentrum aller Weltausstellungen des Viktorianischen Zeitalters, wich die russische Repräsentation des technologischen Fortschritts deutlich von derjenigen der

29 Ebenda, S. 327.

30 Ebenda.

31 Iz Filadel'fii, in: *Moskovskije vedomosti*, 11.8.1876, S. 3.

anderen Großmächte ab. Die vierzehn Morgen große Halle war zu mehr als die Hälfte von amerikanischen Exponaten gefüllt. Im verbliebenen Teil dominierte Großbritannien unter den ausländischen Teilnehmern. Die große Corliss Maschine lieferte die Energie für alle ausgestellten Sägen, Druckmaschinen, Näh- und anderen Maschinen. Dieses Markenzeichen des technologischen Fortschritts der industrialisierten Welt wurde den russischen Lesern der *Moskovskije vedomosti* in unheilvollen und düsteren Farben geschildert: „Die Besucher sind insbesondere von der Maschinenhalle beeindruckt, die alle Maschinen in vollem Betrieb präsentierte – das ist irgendwie fürchterlich und bedrohend [...] es ist die Hölle, die Hölle des mechanischen Erfindens.“³²

Rußlands Ausstellung in der Maschinenhalle war klein und umfaßte nur 51 Exponate. Ihr interessantester und lehrreichster Teil bestand, wie ein Beobachter berichtete, aus verschiedenen Werkzeugen und Maschinen, die in den technologischen Instituten in Moskau und St. Petersburg entwickelt worden waren. Ihr pädagogischer Wert beeindruckte amerikanische Ausbilder vom Massachusetts Institute of Technology und von anderen technischen Schulen dermaßen, daß sie an ihren eigenen Institutionen Werkstätten auf Grundlage des russischen Modells errichteten.³³ Ungeachtet dessen dominierten im russischen Teil Exponate der Armee und Flotte. Der fiktive Ausstellungsführer, Ben Beverly, deutete an, daß die Kriegsrepräsentation Rußlands den größten Eindruck auf die Besucher ausgeübt hätte. „We come now to a spot decidedly warlike in aspect, and look up and find that we are within the confines of Russia. The great bear means to convince us that he is not behind other powers of the earth in his military accouterments.“³⁴ Die Streitkräfte des Zarenreiches stellten eine Auswahl von Kanonen, Gewehren, Kugeln, Patronen und Schiffsmodellen vor. Rußlands militärische Präsenz war besonders in der Maschinenhalle sichtbar, da andere Länder eher Einrichtungen zur Arbeitserleichterung als Militärexponate ausstellten (abgesehen von den Kanonen der Firma Krupp). Neben russischen Artilleriewaffen standen so die neuesten Entwicklungen von Pfahlrammen, Steinbrechmaschinen, Wasserpumpen, Dampfkesseln, Abraumhämmer, Dampfmaschinen usw. aus den USA, Großbritannien und anderen Ländern.

Die Selbstdarstellung Rußlands rief eine Anzahl sich überschneidender Bilder und Interpretationen hervor. Für den ethnischen Chauvinisten Vladimirov mußte die Ausstellung scheitern, wenn sie nicht ausreichend oder inkorrekt das spezifisch „Russische“ widerspiegelte. Die ausgestellten Samoware enttäuschten ihn beispielsweise, weil sie die einzigartige russische

32 *Moskovskije vedomosti*, 14.6.1876, S. 3.

33 Ingram, *The Centennial Exposition* (Anm. 2), S. 480-481; Saul, *Concord and Conflict* (Anm. 10), S. 141-143.

34 Dale, *What Ben Beverly Saw* (Anm. 1), S. 90f.

Manufakturkunst nur schlecht repräsentierten. Ebenso lehnte er eine Silberkanne, auf der ein Rundtanz von russischen Bauernmädchen abgebildet war, ab, da „der Künstler irrigerweise die Nasen zu groß [...] und [...] die Gesichter [...] ein bißchen zu geschwollen“ dargestellt hätte.³⁵ Der Unternehmer „Z“ teilte zwar auch Vladimirovs Besorgnis über das Nicht-Russische in der von de Bielskij geleiteten Reichskommission, aber er war aus anderen Gründen über die russische Ausstellung enttäuscht. In seinen Augen hatte sie es nicht vermocht, die russischen Modernisierungstendenzen ausreichend zu präsentieren. „Die russische Abteilung könnte einen der vorderen Plätze unter den europäischen Ausstellern einnehmen“, berichtete „Z“ seinen Lesern zu Hause. Aber „die Unordnung in der Anordnung der Ausstellung“ und das Fehlen eines nationalen Ausstellungsgebäudes hätten dazu beigetragen, daß die industrielle Kapazität, die Rußland besaß, nicht deutlich gemacht werden konnte.³⁶

Amerikanische Beobachter beschränkten ihre Kritik auf die ursprüngliche Entscheidung Rußlands, nicht an der Weltausstellung teilzunehmen. Die Befürchtungen von Vladimirov und „Z“ kommen daher im amerikanischen Enthusiasmus über die „verwirrende Pracht“ der russischen Ausstellung nicht vor. Amerikanische Besucher bewunderten den „Reichtum und die Schönheit“ der russischen Exponate in der Hauptausstellungshalle und registrierten Rußlands militärische Präsenz in der Maschinenhalle. Sie waren von dem, was sie sahen, überrascht. Typisch war das Erstaunen, daß Rußland ökonomisch und kulturell viel weniger hinter dem Westen zurücklag, als die Amerikaner stereotyperweise gedacht hatten. So stellte Frank Leslie in seinem *Register* fest, daß „no one who has not visited Russia would imagine that in that northern clime arts and science, industry and mechanics were so far advanced.“³⁷

Wena das Zarenreich sich tatsächlich „in its everyday dress“ präsentieren wollte, dann hatten die Amerikaner allen Grund, erstaunt und beeindruckt davon zu sein, was sie in der russischen Abteilung zu sehen bekamen. Das Klassifikationsschema der Centennial Exposition war darauf angelegt, die Errungenschaften des menschlichen Fortschritts auszustellen: von der Förderung des Rohmaterials und seiner Verarbeitung (ermöglicht durch die Fortschritte in Wissenschaft und Bildung) bis hin zu den industriellen, dekorativen und feinen Künsten. Auf der Ausstellung zeigten die Vereinigten Staaten zum Beispiel Exponate aus Fabriken, von Farmen und den Streitkräften um zu demonstrieren, daß sich ihr industrielles, landwirtschaftliches und militärisches Potential seit ihrer Gründung hundert Jahre zuvor zu einem Weltniveau entwickelt hatte. Im Unterschied dazu beeindruckte die russische Ausstellung mit ihren faszinierenden Exponaten, die

35 Vladimirov, *Russkii sredi Amerikantcev* (Anm. 28), S. 325.

36 Iz *Filadel'fii*, in: *Moskovskije vedomosti*, 11.8.1876, S. 3.

37 Leslie, *Frank Leslie's Illustrated Historical Register* (Anm. 24), S. 96.

den verschwenderischen Reichtum und die Ausrüstung der machtvollen Armee und Seestreitkräfte zur Schau stellten. Obwohl Rußlands Methoden der technischen Ausbildung Anerkennung gezollt wurde, konnten Exponate dieses technologischen Fortschritts nicht betrachtet werden. Die industriellen und landwirtschaftlichen Werkzeuge, mit denen die Erzeugnisse des Luxus und der Macht produziert wurden, waren nicht ausgestellt. Das hatte eine Reihe von Gründen. Rußlands Industrie lag 1876 bedeutend hinter der des Westens zurück und das zaristische Beamtentum tat wenig, um industrielles Unternehmertum zu fördern. Dazu kam, daß die unterentwickelte russische Zivilgesellschaft zuwenig Einfluß auf den Staat hatte, um eine größere Rolle bei der Formierung des Rußlandbildes auf den Weltausstellungen zu spielen. Im Kleinen zeigte sich auf der Weltausstellung diese Wechselbeziehung in den Vertretern der Reichskommission und de Bielskijs auf der einen Seite, den Ausstellern und „Z“ auf der anderen.

Rußlands Teilnahme an der Centennial Exposition erschwert den grundsätzlichen Diskurs über einen westlichen Modernismus, der in den Ausstellungen des Viktorianischen Zeitalters verkörpert wird, und fordert Historiker heraus, sich stärker den hegemonialen Prozessen auf den Weltausstellungen zuzuwenden. Die Möglichkeit, die die Weltausstellungen ihren Teilnehmern boten, vielfältige, einander widersprüchliche Interessen zu verfolgen, stellen eine solche Herausforderung dar. Obwohl der russische Staat die Teilnahme an der Centennial Exposition finanzierte, scheuten die Regierung und ihre Vertreter in großem Maße die Ideen und Werte der politischen, ökonomischen und kulturellen Eliten des Westens, von denen die Ausstellung in fundamentaler Weise durchzogen war. Damit setzten die offiziellen Vertreter des Zarenreiches die Unterordnung der entstehenden russischen Zivilgesellschaft unter die Interessen der staatlichen Außenpolitik fort. Obwohl Rußland nicht Schritt mit dem hielt, was wir als das eigentliche Anliegen und die Bedeutung der Ausstellungen bezeichnen, erhielt der Großteil der russischen Ausstellung Lob und Bewunderung durch die amerikanischen Besucher. Die Unterschiede zwischen den amerikanischen und russischen Einschätzungen des Zarenreiches deuten auf den großen Umfang von Erfahrungen und Erwartungen hin, die Ausstellungsbesucher bei der Interpretation einbrachten. Je mehr wir über die Erfahrungen der Besucher – anstelle der Organisatoren – wissen, desto komplexer und unzusammenhängender erscheint der Hegemonieprozeß. Der russische Fall erschwert die hegemonische Interpretation von Ausstellungen auch dadurch, daß er die Bedeutung der internationalen Beziehungen für das Verständnis der Weltausstellungen demonstriert. Rußland profitierte von den hilfreichen diplomatischen Verbindungen, die es sich durch die Beteiligung an der Weltausstellung in Philadelphia zu erhalten

erhofft hatte.³⁸ Die hier beschriebene Komplexität ist Teil der Hegemonieprozesse auf den Ausstellungen und weist darauf hin, daß wir, um diese Prozesse umfassender zu verstehen, fragen müssen, wo die Facetten und Risse des Phänomens liegen, das bisher als monolithische Verkörperung des westlichen Modernismus angesehen worden ist.

38 Im Januar 1877 erreichte ein russisches Geschwader in den USA und verbrachte in den Häfen von Hampton Roads, Virginia, und San Francisco die nächsten vier Monate – bis zum Ausbruch des Krieges mit der Türkei im April. Diese Zeit markierte den Höhepunkt der Spannungen zwischen England und Rußland hinsichtlich der Balkankrise, und die Briten waren mit Recht über den Aufenthalt der russischen Kriegsschiffe in amerikanischen Häfen beunruhigt.

Eckhardt Fuchs

Das Deutsche Reich auf den Weltausstellungen vor dem Ersten Weltkrieg

Als Königin Viktoria am 1. Mai 1851 im Londoner Kristallpalast die erste Weltausstellung feierlich eröffnete, ahnte wohl kaum jemand, daß dieser Festakt den Auftakt zu einer internationalen Ausstellungsbewegung bildete, die bis in das 20. Jahrhundert das technische und industrielle Selbstverständnis der modernen Zivilisation widerspiegeln sollte. Städteplanung, Architektur, Massenunterhaltung, -tourismus, und -konsum, aber auch Wissenschaft und Technik ließen die Weltausstellungen zu „Laboratorien der Modernisierung“ avancieren.¹ Vom Londoner Kristallpalast 1851 über den Eiffelturm 1889 bis zum Riesenrad 1893, um nur einige Beispiele zu nennen, symbolisierten die Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts einen schier unaufhaltsamen Fortschritt und wurden das wohl wichtigste Medium der Popularisierung des neuesten wirtschaftlichen, technischen und wissenschaftlichen Wissens. Als „Encyklopädie der Kulturnationen“ waren diese internationalen Großmessen aber nicht nur ein kulturelles Ereignis für Millionen von Besuchern.² Neben ihrer beträchtlichen wirtschaftlichen Signifikanz für die beteiligten Unternehmen dienten sie darüberhinaus als Plattform nationalstaatlicher Repräsentation und als Formierungsinstanz von nationaler Identität.³

Die folgende Studie konzentriert sich auf das Spannungsverhältnis von ökonomischer und politischer Sphäre, das sich in den öffentlichen Diskus-

1 Vgl. *Fair Representations. World's Fairs at the Modern World*, hrsg. von R. W. Rydell/N. E. Gwinn, Amsterdam 1994, S. 2. Die Weltausstellungen sind aus nationalen Gewerbe- und Industrieausstellungen hervorgegangen. Siehe u. a. U. Beckmann, *Gewerbeausstellungen in Westeuropa vor 1851. Ausstellungswesen in Frankreich, Belgien und Deutschland. Gemeinsamkeiten und Rezeption der Veranstaltungen*, Frankfurt a. Ma., Bern, New York, Paris, Wien 1991; P. Greenhalgh, *Ephemeral Vistas: A History of the Expositions Universelles, Great Exhibitions and World's Fairs, 1851–1939*, Manchester 1988, S. 3ff.

2 L. O. Brandt, *Zur Geschichte und Würdigung der Weltausstellungen*, in: *Zeitschrift für Socialwissenschaft* 7 (1904), S. 83.

3 Eine aktuelle Bibliographie zur Weltausstellungsliteratur findet sich in M. Wörner, *Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900*, Münster u.a. 1999. Ein unentbehrliches Vademekum zur Geschichte der Weltausstellungen ist B. Schroeder-Gudehus/A. Rasmussen (Hrsg.), *Les Fastes du Progrès. Le Guide des Expositions universelles 1851–1992*. Paris 1992. Zur Problematik der nationalen Identität siehe B. Stoklund, *The Role of the International Exhibitions in the Construction of National Cultures in the 19th Century*, in: *Ethnologia Europaea* 24 (1993), S. 35–44.

sionen über eine deutsche Beteiligung an den Ausstellungen widerspiegeln. Den amerikanischen Weltausstellungen in Philadelphia 1876, Chicago 1893, St. Louis 1904 und San Francisco 1915 wird dabei ein besonderer Stellenwert zugesprochen. Angesichts der ununterbrochenen deutschen Beteiligung in der „Neuen Welt“ (mit Ausnahme von San Francisco) eignen sich diese World's Fairs in besonderem Maße, die unterschiedlichen Interessenlagen, die in Abhängigkeit von politischen und wirtschaftlichen Konstellationen in den Kreisen von Politik und Wirtschaft existierten, nachzuzeichnen. Deutschland verband mit den USA spezifische politische, kulturelle und wirtschaftliche Ambitionen, deren Schwerpunkte sich im Laufe der Zeit änderten und die damit auch die Debatte über die Weltausstellung beeinflussten.

Der folgende Überblick beginnt mit einem kurzen Exkurs zur deutschen Beteiligung an den ersten Weltausstellungen (1.). Bei der Untersuchung der amerikanischen Ausstellungen wird chronologisch vorgegangen, wobei Chicago (4.) und St. Louis (5.) ausführlicher, Philadelphia (2.) und San Francisco (6) knapper behandelt werden. Diese Chronologie wird vom dritten Abschnitt unterbrochen, der sich den gescheiterten Versuchen, eine Weltausstellung in Deutschland durchzuführen, zuwendet.

1. Die deutsche Beteiligung auf den ersten Weltausstellungen

Mit Blick auf die deutschen Länder wird man sagen können, daß die Weltausstellungen bis zur Reichsgründung eine eher untergeordnete Rolle gespielt haben. Auf den ersten vier Weltausstellungen, den Londoner von 1851 und 1862 sowie den Pariser von 1855 und 1867, existierte noch keine einheitliche deutsche Ausstellung.⁴ Die deutschen Länder stellten eigene Zentralkommissionen zusammen und beteiligten sich individuell. Die Auswahl der Aussteller hing vor allem von den Handelskammern ab, Fragen der Qualität der Aussteller waren noch kaum Gegenstand der Diskussion. Obwohl erste, wenn auch vergebliche Versuche zu einer einheitlichen nationalen Ausstellung schon 1862 bei der Vorbereitung der Londoner Weltausstellung vom Deutschen Nationalverein unternommen worden waren, hatten politische und wirtschaftliche Eigeninteressen einzelner Länder eine gemeinsame Repräsentation verhindert. Für die vierte Weltausstellung in Paris 1867 wurde auf Initiative der sächsischen Regierung im Dezember 1865 erstmals eine gemeinsame Zentralkommission verschiedener Bundesländer gegründet, zu deren Aufgaben die Anmeldung, Sichtung, Ord-

4 Zu den ersten Weltausstellungen siehe U. Haltern, Die Londoner Weltausstellung von 1851. Ein Beitrag zur Geschichte der bürgerlich-industriellen Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Münster 1971; E. Kroker, Die Weltausstellungen im 19. Jahrhundert. Industrieller Leistungsnachweis, Konkurrenzverhalten und Kommunikationsfunktion unter Berücksichtigung der Montanindustrie des Ruhrgebietes zwischen 1851 und 1880. Göttingen 1975.

nung und Auswahl der Ausstellungsgegenstände sowie die organisatorische Vorbereitung in Paris gehörten.⁵ Auf Druck Preußens, das den Konkurrenten Sachsen aus einer gemeinsamen Ausstellung der Süd- und Mittelstaaten auszuschalten suchte, mußte die Zentralkommission ihre Tätigkeit jedoch bald einstellen. In der französischen Hauptstadt sollten dann mit den gesonderten Ausstellungen der süddeutschen Staaten und Preußens, das eine eigene Zentralkommission unter Einschluß der norddeutschen Staaten aufgestellt hatte, schließlich zwei deutsche Abteilungen existieren.⁶

Während auf diesen ersten Weltausstellungen die Förderung von Handel und Gewerbe den ausschlaggebenden Faktor für eine deutsche Beteiligung bildete, rückte mit der Weltausstellung in Wien 1873 das Schlagwort von der „patriotischen Pflicht“ in das Zentrum der öffentlichen Diskussion. Die Ausstellung in der österreichischen Hauptstadt, die aus Anlaß des 25jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Franz Josephs stattfand, bot dem gerade gegründeten Deutschen Reich erstmals die Gelegenheit zu einer einheitlichen nationalen Repräsentation.⁷ Die Zentralkommission, gegründet als Interessenvertreter aller deutschen Aussteller, wurde mit der Verteilung und Einrichtung des Ausstellungsraumes und der Anfertigung eines Gesamtkatalogs betraut. Die Aufgabe der einzelnen Länderkommissionen bestand vor allem in der Werbung für die Ausstellung. Das Reich übernahm die Kosten für die Geschäftsführung der Zentralkommission und die Vertretung in Wien, für die Jury und die Anfertigung des Katalogs sowie für die Platzmiete und die Ausstellungsgebühr. Die Länder kamen für den Transport, die Behältnisse und die Versicherung auf.⁸ Erstmals warb die Reichsregierung mit dem Appell an die nationale Ehre und patriotische Pflicht und stieß damit auf Gehör bei den deutschen Industriellen. Die Idee einer nationalen Repräsentation und der Notwendigkeit des internationalen Wettstreites, vor allem mit Frankreich und England, dienten als Motivation für eine umfangreiche deutsche Ausstellung in Wien.

5 Protokoll der Sitzung vom 16.10.1865, in: Sächsisches Hauptstaatsarchiv (im folgenden SHSt), Außenministerium, Nr. 7806. Siehe auch Zentralkommission an sächsisches Außenministerium vom 16.12.1865, in: ebd.

6 Kroker, Weltausstellungen im 19. Jahrhundert (Anm. 4), S. 36.

7 Bericht des Ausschusses für Handel und Verkehr über die Vorlage Nr. 120, betreffend die Behandlung der Betheiligung der deutschen Landwirthschaft, Industrie und Kunst an der Wiener Ausstellung als Angelegenheit des Reichs. Berlin den 22.11.1871. Bundesrath. Nr. 181. Session von 1871, in: SHSt, Außenministerium, Nr. 7807.

8 Sächsisches Ministerium des Innern an sächsisches Außenministerium vom 23.2.1872, in: SHSt, Außenministerium, Nr. 7807; auch Schreiben des Reichskanzler-Amtes an sächsisches Außenministerium vom 29.2.1872, in: ebd. Die Zentralkommission bestand aus zwei Vertretern des Reichs, zwei aus Preußen und je einem aus Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen. Vgl. auch Ähnlicher Bericht über die Weltausstellung im Jahre 1873. Erstattet von der Centralcommission des Deutschen Reiches für die Wiener Ausstellung. Braunschweig 1874/77, S. 14.

2. Die *Centennial Exhibition* in Philadelphia 1876

Die erste Weltausstellung außerhalb Europas fand 1876 in Philadelphia aus Anlaß des hundertjährigen Jubiläums der amerikanischen Unabhängigkeit statt. Die Einladung ist vom Bundesrat am 1. Dezember 1873 angenommen worden, und entsprechend dem Wiener Verfahren wurden ein Reichskommissar berufen und eine zentrale Reichskommission gebildet.⁹ Diese mußte allerdings auf ihrer Sitzung im April 1875 feststellen, daß das Ergebnis der Anmeldungen deutscher Aussteller „in hohem Grade unbefriedigend“ war.¹⁰ Hatte die Zahl der deutschen Aussteller in Paris etwa 3600 und in Wien 8600 betragen, so lagen bis April 1875, einem Monat vor Ablauf der Anmeldefrist, erst 500 Anmeldungen vor. Die bedeutenden und namhaften Firmen hatten sich nicht angemeldet, kein Repräsentant aus der chemischen Industrie und nur wenige Vertreter aus der Baumwoll- und Seidenwarenindustrie befanden sich unter den Ausstellern. Auch die industriellen Kreise in Sachsen zeigten wenig Neigung zu einer Beschickung.

Unter diesen Umständen sprach die Kommission die Empfehlung aus, die Teilnahme des Deutschen Reiches an der Weltausstellung zurückzuziehen. Sowohl die negativen Erfahrungen deutscher Aussteller auf der Ausstellung 1853 in New York als auch die zu erwartenden hohen Kosten und die Tatsache, „daß eine Anzahl deutscher Gewerbetreibender in Folge von mit ihren Kommissionären in Amerika getroffenen Vereinigung in der amerikanischen Abtheilung auszustellen beabsichtigt“, wurden von der Kommission als Ursache für das Desinteresse angeführt. Im Unterschied zu Wien, wo das Reich 1,2 Millionen Mark vorgesehen, dann aber 3,12 Millionen ausgegeben hatte, sollten die Kosten für Philadelphia von den Ausstellern selbst getragen werden, eine Regelung, die zu dem geringen Engagement der deutschen Industriellen beitrug.¹¹

Die Reichsregierung setzte sich über den Rat der Kommission hinweg. Obwohl der Bundesrat der Ausstellungskommission nun einen Beitrag in Höhe von 500.000 Mark aus Reichsfonds bewilligte, konnte die Kommission aber in der verbleibenden kurzen Zeit bis zur Eröffnung keine umfassende Repräsentation mehr gewährleisten.¹² Die Weltausstellung bestätigte

9 Schreiben des Bundesbevollmächtigten von Nostitz-Wallwitz an sächsisches Außenministerium vom 14.12.1874, in: SHSt, Außenministerium, Nr. 7808.

10 Schreiben des Bundesbevollmächtigten von Nostitz-Wallwitz an sächsisches Außenministerium vom 9.4.1875, in: ebd.

11 Sitzung des Bundesratsausschusses für Handel und Verkehr am 24.11.1873. Vgl. dazu Schreiben vom 24.11.1873, in: SHSt, Außenministerium, Nr. 7808. Die Zahlenangabe zu den Kosten für die Wiener Ausstellung finden sich im Schreiben des Bundesbevollmächtigten von Nostitz-Wallwitz an sächsisches Außenministerium vom 9.4.1875, in: ebd.

12 Schreiben des Bundesbevollmächtigten von Nostitz-Wallwitz an sächsisches Außenministerium vom 9.4.1875, in: ebd.; dort auch Bundesrat. Protokoll der 18. Sitzung. Berlin, den 10.6.1875. Session von 1875, S. 203-205.

so tatsächlich die Befürchtungen der Kommission und erfüllte daher die in sie gesetzten Erwartungen der Reichsregierung nicht. Insbesondere der Direktor der Berliner Gewerbeakademie, Franz Reuleaux, hat mit seinen neun in der *Nationalzeitung* veröffentlichten Briefen aus Philadelphia die deutsche Ausstellung einer fundamentalen Kritik unterzogen. Die mangelhafte Beteiligung und insbesondere das Grundprinzip der deutschen Industrie, „billig und schlecht“, führten nach Reuleaux zu ihrer Schwächung in der internationalen Konkurrenz und zum Verlust von neuen Märkten. Im Vergleich zu England, Frankreich und insbesondere den USA war, so Reuleaux' Kritik, die deutsche Industrie vor allem hinsichtlich der Qualität ihrer Erzeugnisse zurückgefallen.¹³

Ließe sich das geringe Interesse der deutschen Wirtschaft an Philadelphia zum Teil noch mit der restriktiven Schutzzollpolitik der USA erklären, nahm Deutschland an den zwei folgenden Weltausstellungen in Paris 1878 und 1889 Deutschland aus politischen Gründen nicht teil. Aus Anlaß des 100. Todestages von Voltaire und Rousseau hatte die junge französische Republik im April 1876 zu einer Weltausstellung auf dem Marsfeld eingeladen, um ihren wirtschaftlichen Aufschwung und ihre machtpolitische Potenz zu demonstrieren. Heinz-Alfred Pohl hat die Vorgeschichte der Ausstellung von 1878 und die politisch-diplomatischen Vorgänge zwischen Deutschland und Frankreich als Ausdruck der „Ideologisierung“ der internationalen Beziehungen in Form des Konflikts von Monarchie und Republik untersucht.¹⁴ Die Ablehnung einer deutschen Beteiligung ist von Bismarck aus politischen Motiven erteilt worden, war sie doch für ihn mit

13 Zu dem Bericht Reuleaux' vor der Reichskommission am 20.9.1876 siehe Schreiben von Nostitz-Wallwitz an sächsisches Außenministerium vom 21.9.1876, in: SHSt, Außenministerium, Nr. 7808. Das Zitat findet sich in: F. Reuleaux, Briefe aus Philadelphia, Braunschweig 1877, S. 5. Reuleaux war bei der Wiener Weltausstellung als Sachverständiger der deutschen Unterrichtsausstellung tätig, 1876 in Philadelphia war er leitendes Mitglied der Reichskommission für die Weltausstellung und gehörte, wie auch schon in Paris 1867, der Internationalen Jury an. Siehe Kroker, Weltausstellungen im 19. Jahrhundert (Anm. 4), S. 48f.; H. -J. Braun, Franz Reuleaux und der Technologietransfer zwischen Deutschland und Nordamerika am Ausgang des 19. Jahrhunderts, in: Technikgeschichte 48 (1981), S. 112-130. Zur zeitgenössischen Rezeption der Weltausstellung in Philadelphia siehe auch F. Goldschmidt, Die Weltausstellung in Philadelphia und die Deutsche Industrie, Berlin 1877; G. Seelhorst, Die Philadelphia-Ausstellung und was sie lehrt, Nördlingen 1878; E. Bally, Ein freies Wort über die Weltausstellung in Philadelphia und die industriellen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Aarau 1876. Zur Weltausstellung allgemein siehe J. Maass, The Glorious Enterprise. The Centennial Exhibition of 1876 and H. J. Schwarzmann, Architect-in-Chief, Watkins Glen, New York 1973.

14 H.-A. Pohl, Die Weltausstellungen im 19. Jahrhundert und die Nichtbeteiligung Deutschlands in den Jahren 1878 und 1889. Zum Problem der Ideologisierung der außenpolitischen Beziehungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 97 (1988), S. 381-425.

dem „nationalen Ehrgefühl“ nicht vereinbar.¹⁵ Diesem Votum vom November 1876 hat auch Wilhelm I. zugestimmt, der zunächst eine deutsche Beteiligung befürwortet hatte. Im Dezember sprach sich dann der Bundesrat offiziell für eine Nichtbeteiligung aus. Handelspolitische Interessen oder gar das französisch-deutsche Verhältnis entspannende Gründe für eine deutsche Beteiligung wurden beiseite geschoben oder gar nicht erst berücksichtigt. Während auf vorhergehenden Weltausstellungen die Teilnahme zu einer „nationalen Pflicht“ erklärt wurde, verkehrte sich dieses Argument unter anderen politischen Verhältnissen in sein Gegenteil. Nun, so Bismarck, war es nicht opportun, „für Geldgewinn unsere nationale Würde“ zu opfern, die „nationale Ehre“ verbiete eine Beschickung der Pariser Ausstellung. Bismarck stellte darüber hinaus den Nutzen der Weltausstellungen für Deutschland generell in Frage:

„Wo ist der Vorteil, den die deutsche Industrie von einer der Ausstellungen in Paris, London, Wien, Philadelphia seit 1855 bisher gehabt hat? [...] Deutschland aber hat im Rückblick auf die drei letzten Ausstellungen von 1876, 1873 und 1867 ganz gewiß keinen Anlaß, einer neuen und jedenfalls verfrühten Schauausstellung ganz unverhältnismäßige Opfer zu bringen.“¹⁶

Auch das vom französischen Botschafter im Einladungsschreiben verwandte, von nun an zum Standardrepertoire der Weltausstellungssemantik gehörende Topos von der internationalen, friedensbewahrenden Kooperation stieß in Deutschland auf kein Gehör.¹⁷

15 Ebd., S. 407. Als Hauptargument benutzte Bismarck die antideutsche Stimmung in Frankreich: „Wenn wir dieser, durch die unzweideutigsten Tatsachen kundgegebenen nur Haß und Verachtung kennzeichnenden Stimmung der Franzosen gegenüber eine an alle Welt ergangene Einladung derselben gewissermaßen als Gäste Frankreichs annehmen, so würden wir damit meines Erachtens einen bedauerlichen Mangel an nationalem Ehrgefühl bekunden.“ Vgl. Die Große Politik der Europäischen Kabinette 1871–1914. Sammlung der Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes. Bd. 1. Berlin 1927, Nr. 198, S. 307.

16 Ebd. Die Kostenfrage ist dann auch im Schreiben von Bühlows an den deutschen Botschafter in Paris vom 9.12.1876 in den Vordergrund gerückt worden. Dieser sollte gegenüber der französischen Regierung keinesfalls die politischen Motive der Ablehnung zur Sprache bringen. Siehe ebd., Nr. 200, S. 309f.

17 So schrieb der französische Botschafter in Berlin, Vicomte de Gontaut-Biron, an das Auswärtige Amt vom 21.4.1876: „Nous avons la confiance que tous les Gouvernements répondront à cet appel avec sympathie, pénétrés qu'ils sont des avantages de ces grandes solennités où les peuples contractent de nouveaux liens, trouvent d'utiles et mutuels enseignements et assurent ainsi le développement de leur prospérité par le travail et la paix.“ In: Die Große Politik, Bd. 1, Nr. 197, S. 306. Als Ergebnis der Bemühungen des neu ernannten französischen Botschafters in Berlin, des Grafen de St. Vallier, war Deutschland dann mit einer Gemäldeexposition in Paris präsent. Vgl. den entsprechenden Schriftwechsel vom Anfang 1878 in: Große Politik, Bd. 3, Nr. 650–653, S. 381–386; A. v. Werner, Erlebnisse und Eindrücke 1870–1890, Berlin 1913, S. 210ff. Diese Ausstellung ist durch das Reich finanziert worden.

Auch für die deutsche Nichtteilnahme an der Pariser Weltausstellung von 1889, als deren triumphaler Ausdruck wissenschaftlich-technischer Meisterleistung und Machtsymbol der nun gefestigten Dritten Republik der Eiffelturm galt, waren politische und ideologische Gründe maßgebend.¹⁸ Bereits Ende 1886 hatte sich der deutsche Konsul wegen der deutschlandfeindlichen Stimmung in Frankreich und dem Anlaß der Ausstellung, nämlich das hundertjährige Jubiläum der Französischen Revolution, gegen eine Beteiligung Deutschlands ausgesprochen.¹⁹ Die Reichsregierung schloß sich dieser Argumentation an und begründete die Ablehnung mit der Furcht vor antideutschen Ausschreitungen sowie einer „Übermüdung der deutschen Industrie durch zu viele Ausstellungen seit einer Reihe von Jahren“.²⁰ Im Unterschied zu England und Österreich, die zwar ebenfalls eine offizielle Teilnahme an der Ausstellung ablehnten, aber privaten Ausstellern eine Bestückung erlaubten, war auf Anweisung der deutschen Regierung in Paris kein einziger deutscher Aussteller vertreten.

3. Die gescheiterte Weltausstellung in Deutschland

Im Vorfeld der World's Columbian Exposition von 1893 in Chicago wurden in Deutschland intensive Diskussionen um die Organisation einer Weltausstellung in Berlin geführt. Immerhin hatten in London 1851 und 1862 die erste und dritte Weltausstellung und in Paris 1855, 1867, 1878 und 1889 bereits vier dieser Großveranstaltungen stattgefunden. Eine deutsche Weltausstellung schien daher am besten geeignet zu sein, die wirtschaftliche Potenz des Reiches im Wettbewerb mit den beiden Kontinentalmächten zu demonstrieren. Erste Vorschläge zur Durchführung einer Weltausstellung in Berlin waren bereits 1855 im Bericht zur Pariser Weltausstellung und dann erneut 1869 durch die Bielefelder Handelskammer vorgetragen worden. Ernsthaftere Versuche setzten dann mit einem entsprechenden Antrag des Deutschen Handelstages aus Anlaß der Berliner Gewerbeausstellung 1879 ein, befürchtete dieser doch nach dem Fernbleiben von Paris ein Ausschluß aus dem internationalen Konkurrenzkampf und damit Nachteile für die deutsche Wirtschaft. Als Datum wurde 1885 vorgeschlagen.²¹ Auf dem Deutschen Handelstag, der im Oktober 1880 nach Berlin einberufen wurde, gewann die Diskussion über eine deutsche Weltausstellung besondere Bedeutung. Nach Abwägung aller Pros und

18 B. Schroeder-Gudehus, *Les grandes puissances devant l'Exposition universelle de 1889*, in: *Le Mouvement Social* 149 (1989), S. 15-24.

19 August Laur an Bismack vom 27.11.1886, in: Bundesarchiv Potsdam (im folgenden BAPdm), Auswärtiges Amt (im folgenden AA), Nr. 32735.

20 Schreiben vom 10.6.1888, in: BAPdm, AA, Nr. 32737.

21 Kroker, *Weltausstellungen im 19. Jahrhundert* (Anm. 4), S. 194ff.

Kontras entschieden sich die Delegierten für die Berliner Ausstellung, ohne daß dieser Vorstoß schließlich von Erfolg gekrönt war.²²

Ab Anfang der 1880er Jahre begannen sich zwei im Gefolge der Berliner Gewerbeausstellung von 1879 gegründete Vereinigungen, die Vereinigung „1879“ unter Führung von Fritz Kühnemann und der „Verein Berliner Kaufleute und Industrieller“ unter Vorsitz von Ludwig Max Goldberger für das Weltausstellungsprojekt zu engagieren. Vor allem angesichts der zu erwartenden Kosten und der ablehnenden Positionen unter den deutschen Industriellen führten auch diese Bestrebungen nicht zum Erfolg. Ebenso stieß der Vorschlag von 1888, die Weltausstellung aus Anlaß des 25jährigen Gründungsjubiläums des Reiches für 1896 einzuberufen, zunächst – nicht zuletzt beim Kaiser – auf Ablehnung.²³ Erst nach dem Sturz Bismarcks und angesichts der neuen Handelspolitik Caprivis starteten die Berliner im April 1892 einen erneuten Versuch, die deutsche Regierung und Wirtschaft für die Idee einer Berliner Weltausstellung zu gewinnen.²⁴

Bereits drei Monate zuvor, in der 149. Sitzung des Reichstages im Januar 1892, stand diese Frage im Zentrum innerhalb der Debatte über die Weltausstellung in Chicago. Die Budgetkommission hatte das Problem einer Berliner Weltausstellung bereits beraten, war aber angesichts der zögerlichen Haltung der Landesregierungen noch zu keiner definitiven Entscheidung gelangt.²⁵ Trotz des Interesses gewerblicher Kreise an der Durchführung einer Weltausstellung und der entsprechenden Anfrage des Deutschen Handelstages an die Reichsregierung, waren die Regierungen der Bundesstaaten der Ansicht, eine entsprechende Initiative müßte von der deutschen Industrie kommen. Mehrere Redner hingegen verwiesen auf den notwendigen politischen Impuls, gereichte es doch nicht „zu Deutsch-

22 Vgl. die ablehnende Haltung bei K. Lüders, Das Project einer Weltausstellung zu Berlin im Jahre 1885, in: Preußische Jahrbücher 44 (1879), S. 614-627. Positiver urteilt Brandt, Zur Geschichte und Würdigungen der Weltausstellungen (Anm. 2), S. 91ff.

23 D. Rowe, Georg Simmel and the Berlin Trade Exhibition of 1896, in: Urban History 22 (1995), S. 220f.

24 E. Crome, Berliner Gewerbeausstellung 1896. Betrachtung eines Jahrhundertstücks, in: Die verhinderte Weltausstellung. Beiträge zur Berliner Gewerbeausstellung 1896, hrsg. von Bezirksamt Treptow von Berlin, Berlin 1996, S. 14. Siehe auch H. Hillger, Die deutsche Welt-Ausstellung der Zukunft, Berlin 1892; D., Die Berliner Weltausstellung, in: Preußische Jahrbücher 70 (1892), S. 229-236; Die Krisis des deutschen Weltausstellungsplans. Die Reform des preußischen Wahlrechts, in: ebd., S. 350-359; G. Bobertag, Eine Weltausstellung in Deutschland, Berlin [1892]; H. Hillger, Die Deutsche Weltausstellung von 1897. Eine Forderung und ein gutes Recht der deutschen Nation, Berlin 1892.

25 Vgl. 149. Sitzung des Reichstages vom 16. I. 1892, S. 3673ff., in: Bayerisches Hauptstaatsarchiv (im folgenden BHStA), Nr. MH 9465.

lands Ruhme“, daß dort bislang noch keine Weltausstellung durchgeführt worden war.²⁶

Bevor sich jedoch die deutsche Regierung zu einer Entscheidung durchringen konnte, hatte Paris im Juli 1892 eine Weltausstellung für das Jahr 1900 angekündigt.²⁷ Damit war das Projekt einer deutschen Weltausstellung gescheitert, was zu heftigen Attacken auf die Reichsregierung in der Reichstagssitzung vom Januar 1893 führte. August Bebel etwa machte deutlich, daß der Reichstag die Abhaltung einer Weltausstellung als „Kulturmission“ betrachten und daher die entsprechenden Mittel bereitstellen würde. Hätte die Regierung aber bereits eine Beschickung der Pariser Weltausstellungen von 1879 und 1889 aus politischen Gründen verhindert, so warf Bebel ihr nun vor, auch einer Berliner Weltausstellung ablehnend gegenüber zu stehen. Im Unterchied zur Reichsregierung, die agrarische Interessen vertrat, hätten sich jedoch, so Bebel, die Stadtverordnetenversammlung und der Magistrat von Berlin für eine Weltausstellung ausgesprochen und entsprechende Mittel in Höhe von zehn Millionen Mark bewilligt. Die mangelnde Initiative der deutschen Regierung und das Vorpreschen Frankreichs führten dazu, „daß Deutschland eine schwere moralische Niederlage erlitten hat“²⁸ und, so fand Bebel in diesem Punkt Zustimmung bei anderen Abgeordneten,

„es ist unzweifelhaft, dass in weiten Bevölkerungskreisen, die Arbeiter mit einbegriffen, das Scheitern dieses nationalen und zugleich internationalen Gedankens deprimierend gewirkt hat.“²⁹

Der preußische Minister für Handel und Gewerbe, von Berlepsch, verteidigte in der kontroversen Debatte die Regierung. In seinen Ausführungen wies er auf die Initiativen der preußischen Regierung für eine Berliner Weltausstellung hin, die allerdings in der Wirtschaft keinen Widerhall gefunden hätten. Sich auf eine entsprechende Umfrage beziehend, legte Berlepsch dar, daß bis zum 8. August 1892 von 49 Gewerbe- und industriellen Vereinen 2161 Fragebögen eingegangen waren. Danach hatten sich 1192 Industrielle, davon 313 aus Berlin, für eine solche Ausstellung ausgesprochen, aber nur 971 äußerten ihre Bereitschaft zur Teilnahme. 969 erwarteten keinen wirtschaftlichen Nutzen, 302 von diesen würden aber aus nationalem Interesse ausstellen. 766 hatten sich nicht geäußert, von elf Vereinen war keine Antwort eingetroffen. Berlepsch begründete daher die Entscheidung der Regierung gegen eine Weltausstellung damit, daß sie kein „volles Interesse“ der preußischen Industrie ausmachen konnte, ja die

26 Ebd., S. 3677.

27 Vgl. *Historical Dictionary of World's Fairs and Expositions, 1851–1988*, hrsg. von J. E. Findling und K. D. Pelle, New York, Westport und London 1990, S. 155.

28 32. Sitzung des Reichstages vom 28. 1. 1893, in: BHStA, Nr. MH 9465, S. 737f., 745.

29 Ebd., S. 743.

süddeutsche Industrie gegen die Ausstellung war.³⁰ Auch gleichartige Umfragen in den anderen deutschen Bundesländern hätten zu keinem anderen Ergebnis geführt.³¹

In der Tat hatte Reichskanzler Caprivi bereits im April 1891 eine Berliner Ausstellung für 1896, dem 25jährigen Bestehen des Deutschen Reiches, vorgeschlagen.³² Angesichts der Schwierigkeiten, die deutschen Industriellen von einer Teilnahme in Chicago zu überzeugen, änderte sich aber die Haltung der deutschen Regierung. In einem an den Verein Berliner Kaufleute und Industrieller gerichteten Schreiben, verwies Caprivi darauf, „wie verhängnisvoll es wirken müßte, wenn gerade jetzt die Aufmerksamkeit von dem Unternehmen abgelenkt und durch die Beschäftigung mit einem anderen Projekt verschlungen würde.“ Der Verweis auf die spätere Beteiligung an einer Berliner Weltausstellung könnte als Grund genommen werden, nicht die Chicagoer Ausstellung zu bestücken. Auch die hohen Kosten bei einer nur kurz nach der Chicagoer Ausstellung organisierten Berliner Ausstellung sprächen gegen das Berliner Vorhaben. Caprivi lehnte daher den Vorschlag des Berliner Vereins ab, handelte es sich doch „um eine tatsächlich eingetretene Hemmung jener Vorarbeiten (für Chicago – E. F.)“.³³ Angesichts der ablehnenden Haltung seitens der Regierung und weiter Kreise der deutschen Industriellen sahen die Berliner Initiatoren ihr Projekt gescheitert. Mit der Durchführung einer regionalen Gewerbeausstellung in der Reichshauptstadt 1896 sollte dann aber doch noch eine erfolgreiche internationale Messe in Berlin stattfinden.³⁴

4. Die *World's Columbian Exposition* in Chicago 1893

Nach dem Boykott der beiden Pariser Weltausstellungen von 1878 und 1889 und den gescheiterten Plänen einer deutschen Weltausstellung unternahm das Deutsche Reich große Anstrengungen, um repräsentativ in der „Neuen Welt“ vertreten zu sein. Auf der zur Erinnerung an die Entdeckung

30 Ebd., S. 750ff.

31 Siehe Crome, Berliner Gewerbeausstellung (Anm. 24), S. 15.

32 Vgl. Protokoll der Sitzung des Königlichen Staatsministeriums vom 19.4.1891, in: BAPdm, AA, Nr. 288.

33 Vgl. Politischer Tagesbericht, in: Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 7.6.1892.

34 Siehe Offizieller Hauptkatalog der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896, Berlin 1896, hier auch Angaben zu den Diskussionen über die Berliner Weltausstellung. Eine neue Initiative zur Organisation einer Berliner Weltausstellung zum 25jährigen Regierungsjubiläums Wilhelms II. im Jahre 1913 ist von Goldberger, Rathenau und anderen 1904 gestartet worden. Dieser Vorschlag traf erneut auf Ablehnung des Kaisers, der vor allem die Kosten für ein solches Unternehmen scheute. Eine Umfrage unter deutschen Industriellen drei Jahre später führte zum gleichen Ergebnis. Auch der letzte Versuch von 1909 scheiterte. Vgl. Bethmann-Hollweg an Reichskanzler vom 26.5.1909, in: BAPdm, Reichskanzlei (im folgenden RK), Nr. 585; H. Hillger, Eine Weltausstellung in Berlin, in: Die Gegenwart, 1.5.1909; A. Koch, Eine deutsche Welt-Ausstellung? Darmstadt 1910.

Amerikas organisierten World's Columbian Exposition schien Deutschland all das nachholen zu wollen, was es durch seine Nichtteilnahme in Paris versäumt hatte: die Demonstration nationaler Größe, wirtschaftlicher Macht und kultureller Dominanz. Der Bundesrat nahm bereits im April 1891 die offizielle Einladung durch den amerikanischen Präsidenten vom 24. Dezember 1890 an, und der Reichstag bewilligte in einem Nachtrag zum Reichshaushaltsetat für 1891/92 und für das folgende Haushaltsjahr Mittel in Höhe von insgesamt einer Million Reichsmark.³⁵ Die im Vergleich zu den vorangegangenen Weltausstellungen ungewohnten Aktivitäten des Reichs fanden ihre offizielle Begründung in den bestehenden „freundschaftlichen Beziehungen“ zu den USA und in der Notwendigkeit, „der hohen Bedeutung der Handelsverbindungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika gerecht zu werden und zur Kräftigung dieser Verbindungen beizutragen, zugleich auch darum, die Beziehungen zu anderen überseeischen Ländern zu festigen, auf welche der geplante Wettbewerb sich erstrecken wird.“³⁶

Im Unterschied zu dem Enthusiasmus aus den Kreisen von Staat und Politik hielten sich die deutschen Industriellen zunächst zurück. Bereits auf der Sitzung des Königlich-Preußischen Staatsministeriums vom April 1891 verwies der Minister für Handel auf die ablehnende Haltung weiterer Kreise der deutschen Wirtschaft.³⁷ Diese begründeten ihre Haltung mit der handelsfeindlichen Schutzzollpolitik Amerikas durch die MacKinley Bill, einer generellen Ausstellungsmüdigkeit und der Furcht vor „geistigem Diebstahl“ deutscher Produkte durch die amerikanische Konkurrenz.³⁸ Aber

35 Internes Schreiben vom 19.1.1891, in: BAPdm, AA, Nr. 287; siehe auch Schreiben an den Reichskanzler vom 24.3.1891, in: ebd., Nr. 288. Auch Reichskanzler Caprivi hatte sich angesichts der „freundschaftlichen Beziehungen“ zu den USA und der Bedeutsamkeit der bestehenden Handelsverbindungen gerade angesichts der neuen Schutzzollpolitik für eine deutsche Beteiligung eingesetzt. Vgl. Votum des Ministerpräsidenten (Caprivi) an das Staatsministerium vom 15.4.1891, in: ebd. Bereits im April 1891 hatten sich Preußen, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Gotha, Hamburg und Bremen für eine Beteiligung ausgesprochen.

36 Der Reichs-Kommissar für die Welt-Ausstellung in Chicago 1893. 1.6.1891, in: SHSt, Kultusministerium, Nr. 14324A. Siehe auch Weltausstellung in Chicago. Amtlicher Bericht. Erstattet vom Reichskommissar, Berlin 1894, Bd. 1, S. 21.

37 Protokoll der Sitzung des Königlich-Preußischen Staatsministerium vom 19.4.1891, in: BAPdm, AA, Nr. 288. Von 31 befragten Handelskammern hatten sich nur neun und von den industriellen Verbänden nur ein geringer Teil für eine Beteiligung ausgesprochen. Siehe auch Brief an den Reichskanzler über die auf Anordnung des Reichskanzlers und durch Vermittlung des Staatssekretärs des Innern und des Preußischen Handelsminister erfolgten Umfrage unter den industriellen Verbänden, bedeutendsten Handelskammern und führenden Industriellen erfolgten Umfrage vom 24.3.1891, in: BAPdm, AA, Nr. 288.

38 Dies waren die Hauptargumente der industriellen Verbände, Handelskammern und gewerblichen Vereinigungen, die im Vorfeld von der Reichsverwaltung zur einer Beteiligung an der Weltausstellung befragt worden waren. Vgl. Amtlicher Bericht, Chicago,

auch der zu erwartende finanzielle Aufwand wirkte abschreckend. So lehnte beispielsweise die bayerische Schwer- und Maschinenbauindustrie wegen der immensen Kosten und des hohen Entwicklungsstandes der amerikanischen Maschinenindustrie eine Beteiligung ab. Auch in anderen Teilen Deutschlands überwog zumeist die Skepsis. Insbesondere die rheinische und westfälische Groß- und Kleineisen- sowie Textilindustrie, die Krefelder Samt- und Seiden-, Teile der Tuch- und mittelhheinischen Lederindustrie sowie die Papierindustrie und die Elektrotechnik zögerten mit einer Zusage. Im Unterschied dazu sprachen sich die exportstarken Zweigen wie die Glas-, Porzellan- und Graphitindustrie, die Lebens- und Genußmittelindustrie, Teile der chemischen Industrie sowie das Instrumenten- und Kunstgewerbe für eine Beschickung aus, allerdings unter der Voraussetzung von Zoll- und Frachtermäßigungen sowie einer offiziellen Unterstützung insbesondere kleiner und mittlerer Unternehmen durch das Reich.³⁹ Auch die rheinischen Weinanbauer unterstützten eine deutsche Beteiligung.

Angesichts der zögerlichen Haltung wichtiger Industriezweige versuchte die deutsche Regierung, mittels des am 15. Mai 1891 ernannten deutschen Reichskommissars für die Weltausstellung, Wermuth, die Unternehmer für eine deutsche Kollektivausstellung zu gewinnen.⁴⁰ Wermuths Argumentation bezog sich vor allem auf die wirtschaftlichen Interessen Deutschlands in Südamerika. Besonders hob die Reichskommission die politische Bedeutung der Chicagoer Weltausstellung hervor, die eine Beteiligung unabhängig des wirtschaftlichen Nutzens erforderte. Auf einem Treffen mit bayerischen Politikern und Industriellen im November 1891 in Nürnberg wurde daher die Beschickung zur nationalen „Ehrensache“ erhoben⁴¹; der Reichstag debattierte zwei Monate später vehement die Frage, ob die deut-

Teil I, 1894, S. 20f. Die Amerikaner befürchteten denn auch nicht zu Unrecht eine konzentrierte Aktion Deutschlands, Englands, Österreichs und Italiens, sich wegen des Tarifgesetzes nicht an der Weltausstellung zu beteiligen. Vgl. Chicago Herald vom 22. 12. 1890.

39 Schreiben des Bayerischen Staatsministeriums des Innern vom 16.4.1892, in: BHStA Nr. MA 78867; Amtlicher Bericht, Chicago, Bd. 1, S. 33. Die Ausstellungsmüdigkeit ist ein wiederkehrendes Moment in der Argumentation um eine nationale Beteiligung. Es kommt erstmals 1867 auf und verstärkt sich seit 1878. Immerhin haben zwischen den beiden Pariser Weltausstellungen von 1878 und 1889 sechs weitere sogenannte Weltausstellungen stattgefunden: in Sydney 1879/80, in Melbourne 1880/81, in Antwerpen 1885, in Barcelona und Brüssel 1888 und in Melbourne 1888/89. Zudem entwickelte sich mit der Fachaussstellung langsam ein anderes und für die Industrie effizienteres Ausstellungsforum.

40 Die entsprechenden Argumente dafür finden sich in: Amtlicher Bericht, Chicago, Bd. 1, S. 21f. Wie schon in Wien und Philadelphia ist die Vorbereitung in die Hände eines Generalkommissars gelegt worden. Wermuth war auch schon für die deutsche Beteiligung an der Weltausstellung in Melbourne 1888 verantwortlich.

41 Fränkischer Karier vom 18.11.1893. Siehe auch Einladung zu dieser Versammlung, in: BHStA Nr. MH 9465.

schen Industriellen „persönlich aus patriotischen Gründen die Verpflichtung“ zu einer Teilnahme hätten.⁴² Wie sehr der deutschen Regierung an einer repräsentativen deutschen Ausstellung gelegen war, machten die Bemühungen um die Einbeziehung von Industriellen in die direkte Vorbereitung. Im Frühjahr 1892 konstituierte sich daher auf Initiative Wermuths ein „Centrallausschuss“, der sich aus 86 Sachverständigen aus den Bereichen Kunst, Wissenschaft, Industrie, Gewerbe und Handel zusammensetzte.⁴³ Auf seiner Märzsession bewilligte dann der Reichstag, erneut unter Hinweis auf die „nationale Ehre“, „die Niederlage in Philadelphia“ und der damit verbundenen „alten Scharte“, die es auszuwetzen gälte, einen Nachtragsetat für die Chicagoer Weltausstellung von zwei Millionen Reichsmark, immerhin das Doppelte der zunächst veranschlagten Summe.⁴⁴

Das Engagement Wermuths auf zahllosen Veranstaltungen in ganz Deutschland sowie der Druck der Reichsregierung führten ab dem Herbst 1891 zu einem Umschwung in der Haltung der Industriellen, vor allem in Sachsen und Süddeutschland.⁴⁵ Die Eisenindustrie stimmte nun einer Beteiligung zu, und insbesondere Krupp erklärte sich im Frühjahr 1892 zu einer Ausstellung von Waffen und militärischer Ausrüstung in einem eigenen Pavillon bereit.⁴⁶ Zudem konnte Wermuth 29 Kollektivausstellungen

42 149. Sitzung des Reichstages vom 16.1.1892, in: ebd.

43 Dazu kamen drei Sonderausschüsse, nämlich der Katalog-, der Preß- und der Ausschuss für Transport- und Versicherungswesen. Vgl. Amtlicher Bericht, Chicago, Bd. 1, S. 31. Die Namen der Mitglieder ebd., Anlage 1, I. und II.

44 201. Sitzung des Reichstages vom 23. 3. 1892, in: BHStA Nr. MH 9465, Zitat S. 4957. Wermuth, der sich seit Ende 1892 in Chicago aufhielt, beantragte angesichts der Schwierigkeiten beim Aufbau und der Installation der deutschen Ausstellung und der nicht vorhersehbaren Kosten für die Repräsentation und die dekorative Ausgestaltung, vor allem in der Industriehalle und für die Kunstaussstellung, zusätzlich 600.000 M als Nachtragshaushalt für 1893/94. Der Reichstag bewilligte dies in seiner Sitzung vom 29.4.1893. Vgl. Amtlicher Bericht, Chicago, Bd. 1, S. 27ff. Die Gesamtkosten beliefen sich daher auf 3.600.000 M.

45 Vgl. Reichs-Anzeiger vom 30.11.1891. U. a. befürworteten nun die sächsische Textilindustrie und die süddeutsche Spielwaren-, Metall-, Möbel- und Edelmetall- und Instrumentenindustrie eine Beteiligung. Das Bild, das im Amtlichen Bericht gezeichnet wird, ist daher irreführend. Hier führt Wermuth aus, daß der deutsche Bundestag auf Vorlage des Reichskanzlers die Beteiligung an der Weltausstellung beschloß, weil sich die „Mehrheit der industriellen Vertretungen“ dafür ausgesprochen hätte. Tatsächlich hatte das Reich aus politischen Gründen die Einladung zur Teilnahme angenommen und erst danach begonnen, die deutsche Industrie zur Beteiligung zu überreden. Vgl. Amtlicher Bericht, Chicago, Bd. 1, S. 22.

46 Diese Ausstellung entsprach wegen des großen Gewichts und der überdimensionalen Größe einiger Ausstellungsstücke nicht den vorgegebenen Kriterien der amerikanischen Organisatoren. Die Durchführung der Kruppischen Ausstellung erforderte daher diplomatische Verhandlungen und überaus komplizierte Transport- und Aufstellungsverfahren. Vgl. dazu Innenministerium an AA vom 29.4.1892 sowie Friedrich Krupp an den Reichskommissar vom 26.4.1892, in: BAPdm, AA, Nr. 292. Die zwei zur Vorbereitung

zusammenstellen, die von Buchgewerbe, Architektur und Kunst, Wein-, Obst- und Gartenbau über das Elektrizitätswesen, Maschinenbau, Chemie, Spielwaren und Textilien bis zum Unterrichtswesen reichten. Immerhin rechnete man Ende 1892 mit etwa 4000 deutschen Ausstellern in Chicago, einer vierfachen Beteiligung gegenüber der Weltausstellung in Philadelphia.⁴⁷

In Chicago demonstrierten nicht nur die deutschen Industrieabteilungen und der Krupp'sche Pavillon, sondern die gesamte Ausstellung Deutschlands, wie sehr die nationale Repräsentation als politische Aufgabe verstanden wurde. Ihren administrativen Mittelpunkt bildete das Deutsche Haus, nach dem Urteil des deutschen Gesandten in Washington eines „der bedeutendsten Anziehungspunkte der ganzen Ausstellung“.⁴⁸ Das Deutsche Haus diente, wie ähnliche repräsentative „Staatsgebäude“ anderer Teilnehmerländer, den jeweiligen nationalen Kommissionen zur Vorbereitung der Ausstellung vor Ort, beherbergte aber zugleich Ausstellungen, zumeist von ausgesuchten Kunstgegenständen. Dies traf besonders auf das Deutsche Haus zu, eine eklektische Synthese verschiedener Baustile von der Romanik bis zum Rokoko.⁴⁹ Der deutsche Nationalpavillon war, wie das *Harper's Weekly* feststellte, das beeindruckendste aller Staatsgebäude.⁵⁰

dieser Ausstellung nach Chicago gereisten Krupp-Vertreter erhielten vollste diplomatische und konsularische Unterstützung. Siehe Ministerium des Innern an AA vom 24.4.1892, in: BAPdm, AA, Nr. 292. Krupp hatte bereits in Philadelphia seine Kanonen in der Maschinenhalle ausgestellt. Vgl. Reuleaux, Briefe (Aum. 13), S. 6.

47 Denkschrift, betreffend die Vorbereitungen für die Beteiligung des Reichs an der Weltausstellung in Chicago vom 27.11.1892, in: BAPdm, AA, Nr. 293. Hervorzuheben sind folgende deutsche Gruppenausstellungen: die Weinausstellung (300 Aussteller), die Garten- und Obstausstellung, die Bergbauausstellung, die Ausstellung deutscher Bäder und Brunnen, die Ausstellung von lebendem Vieh, die Maschinenausstellung (100), die Elektrizitätsausstellung (40), die Ausstellung von Instrumenten der Feinmechanik (70), die Ausstellung der Architektur und des Ingenieurwesens, die Ausstellung chemischer Erzeugnisse (100), die Buchgewerbeausstellung (340), die Photographieausstellung, die Frauenausstellung, die Kunstausstellung und die Ausstellung des deutschen Schul- und Erziehungswesens. Dazu kamen die Spielwaren- und die Textil- und Seidenindustrie. Eine Liste aller Kollektivausstellungen findet sich in: Amtlicher Bericht, Chicago, Bd. 1, S. 37ff.

48 Bericht von Hollebens vom 30.6.1893, in: SHSt, Außenministerium, Nr. 7809, S. 5.

49 Über dem Haupteingang stand der Spruch: „Nährhaft und wehrhaft, voll Korn und voll Wein, voll Kraft und Eisen, Klangreich, gedankenreich, ich will dich preisen, Vaterland mein.“ Zum Deutschen Haus siehe auch Amtlicher Bericht, Chicago, Bd. 1, S. 147ff. Im Deutschen Haus waren die Buchgewerbe- und die kirchliche Kunstausstellung untergebracht. Eine Beschreibung des Deutschen Hauses und der darin befindlichen Ausstellung findet sich in: *The World's Fair, Being a Pictorial History of the Columbian-Exposition*, hrsg. von W. E. Cameron, T. W. Palmer und F. E. Willard, Chicago 1893, S. 546ff.

50 „The German building erected under his direction is not only one of the most interesting pieces of architecture on the grounds, but is also by far the most nationally typical of nay, being a really delightful example of the half-timbered schateaux or schlösser, which at the time of the German Renaissance succeeded the feudal castles, and in it is housed the

Stellte das Deutsche Haus den administrativen Mittelpunkt der deutschen Ausstellung dar, wurde das „German Village“, die Nachbildung eines deutschen Dorfes und einer deutschen Burg aus dem 16. Jahrhundert innerhalb der Vergnügungsmeile „Midway Plaisance“, dem „Bazar of all Nations“⁵¹, zum kulturellen Zentrum. Dies war nicht nur auf die zwei, sich neben der Burg befindlichen Ausflugslokale mit einem Fassungsvermögen von 8000 Gästen, den Trachten der Angestellten und den Militärkapellen zurückzuführen, sondern vor allem auf die identitätsstiftende Wirkung dieser romantisierenden Reproduktionen auf die Deutsch-Amerikaner, die in ihnen den ländlichen Nationalcharakter der Deutschen symbolisiert sahen.⁵² Während das Rathaus nach hessischem Vorbild errichtet wurde, repräsentierten die unterschiedlichen Stile der Bauernhäuser andere deutsche Provinzen. Nicht von ungefähr wurde das „German Village“ daher zum „Mecca of Teutonic visitors to the Fair“⁵³. Aber auch deutschlanderfahrene Amerikaner sahen im Deutschen Dorf ihr Image von Deutschlands Landleben im ausgehenden Mittelalter bestätigt, ja in dem vor dem Rathaus stehenden Rolandsdenkmal – das Zeichen freier Handelsbeziehungen und bürgerlicher Freiheit – konnten sie dieselbe Statue entdecken, die sie als Transatlantikreisende bei ihrer Ankunft in Bremen bestaunt hatten. Einen besonderen Anlaß für den Besuch der Ausstellung für die Deutsch-Amerikaner bot der Deutsche Tag, der am 15. Juni, dem Jahrestag der Thronbesteigung Wilhelms II. stattfand. Unter Beteiligung des deutschen Gesandten in Washington, der Vertreter der Ausstellungsbehörde und der Stadt Chicago sowie der ausländischen Ausstellungskommissare wurden vor etwa 200.000 Besuchern „in zündenden Reden [...] die Vereinigten Staaten, das deutsche Vaterland, deutsche Arbeit, deutsche Kunst und Wissenschaft gefeiert“.⁵⁴ Ganz nationalistisch pries Carl Schurz in seiner Festrede die Größe Deutschlands:

educational exhibit, which is one of the most creditable and interesting of all the German displays.“ Vgl. German Day at the World's Fair, in: Harper's Weekly vom 1.7.1893.

51 World's Columbian Exposition, Chicago 1893. Report of the President to the Board of Directors. Chicago 1898, S. 86.

52 Der große Bevölkerungsanteil von Deutsch-Amerikanern in Chicago und Mittleren Westen spielte eine bedeutende Rolle im politischen Kalkül der deutschen Regierung. Eine umfassende Beteiligung an der Weltausstellung könnte, so beispielsweise die Auffassung des Konsulats in Chicago bereits 1890, dazu beitragen, „die Sympathien der Deutsch-Amerikaner und des offiziellen Amerikanerthums für das deutsche Reich zu festigen, was im Hinblick auf die durch die Samoa-Frage hervorgerufene Verstimmung als besonders wünschenswerth bezeichnet werden müsse.“ Vgl. Schreiben aus Washington an AA vom 15. 4. 1890, in: BAPdm, AA, Nr. 287.

53 The World's Fair, S. 662. Zum deutschen Dorf und den Ausstellungen im Rathaus und der Burg siehe: Das interessante Museum im deutschen Dorf, in: Der Westen (Chicago) vom 16.7.1893. Jetzt auch Wörner, Vergnügung und Belehrung (Anm. 3), S. 73ff.

54 Siehe dazu Amtlicher Bericht, Chicago, Bd. I, S. 17.

„Die Politik im Unterbieten des Preises – das war Deutschland in Philadelphia, – ein nachschleichender Schatten des Deutschlands der alten Zeit, der Zeit der Zerrissenheit, der Ohnmacht, der Kleinigkeit, der Selbst-Ironie, des Zweifels an der eigenen Kraft. Die Politik des Überbietens im Werthe, – das ist Deutschland in der Weißen Stadt zu Chicago, – das Deutschland der neuen Zeit, des mächtigen Reiches, des gehobenen Nationalgefühls, der Selbstachtung, der großen Inspirationen, des gewaltigen Könnens und des hohen Wollens, groß in seinem Kriegerthum und nicht weniger groß in den Werken des Friedens.“⁵⁵

Die umfangreichen Vorbereitungen, organisiert durch den Reichskommissar Wernuth, führten zu einem Erfolg der deutschen Ausstellung. „Die stramme Centralisirung in einer Hand erweist sich über alle Maassen heilbringend“, wie ein Beobachter feststellte.⁵⁶ Insbesondere die Manufakturabteilung und die Maschinenausstellung, aber auch die Krupp-Sonderausstellung demonstrierten eindrucksvoll das wirtschaftliche und technische Potential der Industriemacht Deutschland. Auch wenn vereinzelt negative Stimmen zu vernehmen waren⁵⁷, überwog doch das positive Echo. In Bereichen wie dem Verkehrswesen, der Chemie und dem Sozialwesen demonstrierte das Deutsche Reich seine führende Stellung, hervorgehoben wurde die Qualität seiner Industrieausstellung⁵⁸. Immerhin hatte Deutschland mehr als ein Viertel aller Preise gewonnen.⁵⁹ Von Holleben sprach von einem „Sieg“, den Deutschland in Chicago errang.⁶⁰ Das Reich

55 Zit. nach Abendpost vom 16.6.1893. Zum „Deutschen Tag“ siehe auch Amtlicher Bericht, Chicago, Bd. 1, S. 17. Ein Festumzug von 25.000 Personen eröffnete die Feierlichkeiten, ein Schauturnen und musikalische Darbietungen rundeten das Programm des Festtages ab, der schließlich mit einem vom Reichskommissar gegebenen Empfang ausklang.

56 A. v. Palitschek, Europa auf der Weltausstellung in Chicago, in: Handels-Museum vom 8.12.1892. Siehe hier auch Bemerkungen zu den Vorbereitungen anderer europäischer Länder. Ein positives Urteil findet sich auch in W. Mancke, Die Weltausstellung, in: Bank und Handels-Zeitung vom 12.7.1893.

57 „Wir haben zu Ehren der Sachen ein schweres Opfer gebracht.“ In: Auszug aus dem Jahresberichte der Handels- und Gewerbekammer für das Jahr 1893, in: BHStA, Nr. MH 9466.

58 W. Mancke, Die Weltausstellung. Siehe u.a. auch Berliner Börsen-Zeitung vom 10.6.1893 und British and German Exhibits at Chicago, in: London Daily News vom 6.6.1893. Über den „Triumph der deutschen Ausstellung“ von deutsch-amerikanischer Seite siehe Illinois Staats-Zeitung vom 29.5.1893.

59 Reichs-Anzeiger vom 4.11.1893. Wie wichtig diese Preise für das nationale Prestige angesehen wurden, zeigt die Diskussion, ob der deutsche Konsul Bünz den Vorsitz der Jury der Industrieausstellung übernehmen sollte. Dies wurde von der deutschen Regierung befürwortet: „Konsul Bünz würde Vorsitz über internationale aus hundert Juroren bestehende Jury in Industrie-Abtheilung erhalten, wodurch Deutschland in wichtigster Abtheilung denkbar größter Vortheil erwächst [...] zumal Frankreich unbetheiligt ist.“ Telegramm von Wernuth aus Chicago vom 7.7.1893, in: BAPdm, AA, Nr. 297. Zu den Problemen der Preisverleihung siehe auch Schreiben des Stellvertretenden Reichskommissars in Chicago an den Staatssekretär des Innern vom 20.8.1893, in: BAPdm, AA, Nr. 299, auch in SHSt, Außenministerium, Nr. 7809.

60 Bericht von Hollebens vom 30.6.1893, in: SHSt, Außenministerium, Nr. 7809, S. 1.

feierte, so die *Vossische Zeitung* schon kurz nach der Eröffnung, „auf diesem Felde friedlichen Wettbewerbes Triumphe [...] die gewichtiger in die Wagschale fallen, als glänzende Siege der Armeen“. ⁶¹ Insbesondere habe Deutschland nun Frankreich auf industriellem und kunstgewerblichem Gebiet überholt. Dieser Wettstreit mit dem besiegten Rivalen von 1871 bildete ein bestimmendes Element in der Berichterstattung über die Weltausstellung, der Duktus eines „friedensfördernden Völkertreffens“ gehörte der Vergangenheit an. Das Schweizerische Handelsblatt sah denn auch den Grund der Beteiligung der Staaten an der Weltausstellung im „lutte internationale“ und in der „l'idée d'y reconstruire et d'y battre leurs rivaux“. Einerseits ginge es um den handelspolitischen europäisch-amerikanischen Gegensatz, andererseits um die Konkurrenz innerhalb Europas, „spécialement entre l'Allemagne et la France qui luttent pur la clientèle américaine“. ⁶²

5. Die *Louisiana Purchase Exposition* in St. Louis 1904

Insbesondere nach der erfolgreichen Beteiligung Deutschlands in Chicago 1893 nimmt es daher kaum wunder, daß sich die Deutschen auch bei der Vorbereitung der Pariser Weltausstellung 1900 sehr engagierten. Unter Leitung des Reichskommissars Richter ging man ganz im Unterschied zu den vorangegangenen Ausstellungen in der französischen Metropole, mit „erstaunlichem diplomatischen Takt, großer Umsicht und allgemeinem Idealismus“ zu Werke. ⁶³ Angesichts der handelspolitischen Bedeutung für Deutschlands Industrie sollte die deutsche Beteiligung die Leistungsfähigkeit des Deutschen Reiches demonstrieren und ihm einen Spitzenrang unter den führenden Industriestaaten sichern. Im Unterschied zu Chicago unterließen es die Deutschen allerdings, ihr militärisches Potential auszustellen. Die Konzentration auf die wirtschaftlichen, technischen und sozialen Errungenschaften – Deutschland übernahm beispielsweise die komplette elektrische Versorgung der Weltausstellung – war von Erfolg gekrönt. „Der Sieg, der in Chicago eingeleitet war“, so die wohl die allgemeine Stimmung widerspiegelnde Äußerung eines Zeitgenossen, „wurde von Deutschland in Paris 1900 vollendet.“ ⁶⁴ Aber die Weltausstellung ist, wie Thomas Kuchenbuch feststellte, auch als ein diplomatisches Ereignis anzusehen, vermochte es doch die jahrzehntelangen gegenseitigen Vorurteile und Ressentiments zwischen den beiden Nachbarstaaten zumindest zu dämpfen. ⁶⁵

61 Die Weltausstellung in Chicago. Die Deutschen auf der Weltausstellung, in: *Vossische Zeitung* vom 21.5.1893.

62 Schweizerisches Handelsamtsblatt vom 12.7.1893.

63 So laut T. Kuchenbuch, *Die Welt um 1900: Unterhaltungs- und Technikkultur*, Stuttgart 1992, S. 144.

64 Brandt, *Zur Geschichte und Würdigung der Weltausstellungen* (Anm. 2), S. 85.

65 Kuchenbuch, *Die Welt um 1900* (Anm. 63), S. 144.

Angesichts des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Potentials, das sich in der nationalen Repräsentation des Reiches in Chicago und Paris offenbart hatte, optierte die deutsche Regierung nach anfänglichem Zögern – vor allem wegen des kurzen Zeitraumes – für eine Beschickung der Weltausstellung in St. Louis, die für das Jahr 1903 aus Anlaß des 100. Jahrestages des Ankaufs Louisianas von der amerikanischen Regierung im August 1901 einberufen worden war.⁶⁶ Für eine deutsche Teilnahme sprachen der wirtschaftliche Aufschwung der USA nach der Rezession der 1890er Jahre und die Bedeutung Südamerikas für Deutschlands Außenhandel. Aber vor allem die politischen Ambitionen, die Deutschland mit den Beziehungen zu den USA verband, waren von ausschlaggebender Bedeutung für die Zusage.⁶⁷ Auf die Gefahr politischer Mißstimmungen und der Gefährdung der Beziehungen zu den USA im Falle einer deutschen Absage wurde bereits auf der Bundesratssitzung vom Oktober 1902, die die deutsche Teilnahme an der – aufgrund terminlicher Schwierigkeiten der Ausstellungsorganisatoren – um ein Jahr verschobenen Weltausstellung⁶⁸ debattierte, hingewiesen. Durch eine stärkere Bindung an die Amerikaner sollten Vorteile in der machtpolitischen Rivalität mit England und Frankreich geschaffen werden. Angesichts der sich verschlechternden Beziehungen zur Union um die Jahrhundertwende suchte die Reichsleitung nach Wegen, den deutschen Einfluß innerhalb der USA zu verstärken. Es ging daher für Deutschland darum, wie es Reichskommissar Theodor Lewald formulierte, angesichts des „kritischen Wendepunktes“ des deutschen Einflusses in den USA mit einer umfassenden Ausstellung der „Anwendung der Monroe-Doktrin auf das geistige und wirtschaftliche Leben“ entgegenzuwirken.⁶⁹ Hatte bereits der Besuch des Prinzen Heinrich in

66 Reichskanzlei an Bundesrath vom 23.10.1902, in: Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz (im folgenden GStPK), Rep. 76, Vc, Sekt. 1, Titel 11, Teil VI, Nr. 15, Bd. 1. Siehe auch Schreiben des Reichskommissars für die Weltausstellung in St. Louis 1904, 10.1.1903, in: ebd.; Einladungsschreiben an die deutsche Regierung von Botschafter A. D. White vom 4.12.1901, in: BAPdm, AA, Nr. 500. Anfangs überwog die ablehnende Haltung auch in der Regierung. Zu diesem Zeitpunkt war aber der Termin für die Ausstellung noch 1903. Vgl. Staatssekretär des Innern an AA vom 25.10.1901, in: BAPdm, AA, Nr. 500.

67 Staatssekretär des Innern an AA vom 25.10.1901, in: BAPdm, AA, Nr. 500; Sächsischer Gesandter in Berlin an sächsisches Außenministerium vom 31.10.1902, in: SHSt, Wirtschaftsministerium, Nr. 599.

68 Noch bis Mitte 1902 hatte man an der ursprünglichen Planung festgehalten. Im Juni 1903 wurde die Verschiebung auf 1903 öffentlich verkündet. Siehe World's Fair Bulletin vom 3.12.1901, S. 9, und vom 3.6.1902, S. 3.

69 Denkschrift des Reichskommissars für die Weltausstellung in St. Louis 1904 vom 18.2.1904, in: BAPdm, AA, Nr. 503. Das Monroe-Doktrin-Argument findet sich dann wenig später auch in der Presse. Siehe Über die Weltausstellung in St. Louis, in: Dresdener Anzeiger vom 24.2.1903. Allgemein zu den amerikanisch-deutschen Beziehungen in diesem Zeitraum siehe zuletzt Zwei Wege in die Moderne: Aspekte der deutsch-amerikanischen Beziehungen 1900–1918, hrsg. von R. Fiebig-von Hase und J. Heide-

den USA Anfang März 1902, dessen Route auch nach St. Louis führte, ein erstes Signal gesetzt, sollte eine umfassende Beteiligung an der Weltausstellung der amerikanischen Öffentlichkeit die wissenschaftlich-technische und wirtschaftliche Stärke sowie den kulturellen Glanz des Deutschen Reiches demonstrieren. Es ging außerdem wie auch schon in Chicago darum, das deutsch-amerikanische Element – vor allem im Mittleren Westen – zu mobilisieren und so im Kampf mit Frankreich um den größtmöglichen Einfluß in den USA entscheidende Vorteile zu erringen.

Das Hauptaugenmerk der Vorbereitung Lewalds lag zunächst nicht auf einer umfassenden Industrieausstellung, sondern richtete sich auf eine repräsentative deutsche Beteiligung in den Bereichen Kunstgewerbe, Kunst und Erziehungswesen.⁷⁰ Vor allem mit Hinweis auf die Kunstgewerbeausstellungen in Paris 1900, den nationalen Kunstausstellungen in Düsseldorf und in Berlin 1902 sowie der für 1904 geplanten Kunstgewerbeausstellung in München zögerte zwar zunächst das Kunstgewerbe, sich in so kurzem Abstand erneut an einer großen Ausstellung zu beteiligen, aber schon bald erklärten sich Württemberg, Baden und Hessen bereit, die Kunstgewerbeaussteller finanziell zu unterstützen.⁷¹

Auf seiner Werbereise durch zahlreiche deutsche Städte und mit der Herausgabe der „Mitteilungen über die Weltausstellung in St. Louis 1904“ versuchte Lewald, insbesondere Industriezweige mit traditionell guten

king, Trier 1998; *Confrontation and Cooperation. Germany and the United States in the Era of World War I, 1900-1924*, hrsg. von H. -J. Schröder, Providence/Oxford 1993. Noch immer wichtig A. Vagts, *Deutschland und die Vereinigten Staaten in der Weltpolitik*, 2 Bde., New York 1935. Zur französischen und englischen Beteiligung siehe *La Participation de la France à l'Exposition de Sainte-Louis aux Etats-Unis*, in: *Le Figaro* vom 16. 4. 1902, und: *England und die Weltausstellung in St. Louis*, in: *Hamburgischer Korrespondent* vom 2. 5. 1903.

70 Aufzeichnung betreffend die Weltausstellung in St. Louis vom 12. 2. 1903, in: BAPdm, AA, Nr. 503; siehe auch *Deutschland und die Weltausstellung in St. Louis*, in: *Kölnische Zeitung* vom 24. 8. 1902. Auf die Kunst- und Unterrichtsausstellungen kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Siehe zur Kunstausstellung Kultusministerium an Außenministerium vom 24. 4. 1902, in: BAPdm, AA, Nr. 501 und P. Paret, *The Berlin Secession. Modernism and Its Enemies in Imperial Germany*, Cambridge, Mass. /London 1980, Kap. 4. Zu den Unterrichtsausstellungen siehe E. Fuchs, *Zur Popularisierung des deutschen Bildungswesens in den USA um 1900*, in: J. Schriewer und C. Charle (Hrsg.), *Internationalisierung Pädagogischen Wissens* (im Erscheinen).

71 Der Minister für Handel und Gewerbe hatte sich zunächst gegen eine kunstgewerbliche Beteiligung ausgesprochen, es sei denn, daß „politische Erwägungen eine offizielle Beteiligung trotz dieser Bedenken notwendig erscheinen lassen“. Auch hinsichtlich der Unterrichtsausstellung lehnte er eine Beteiligung der in sein Ressort fallenden technischen Fach- und Fortbildungsschulen ab, da diese auf der Düsseldorfer Ausstellung vertreten waren. Minister für Handel und Gewerbe an Kultusministerium vom 24. 7. 1902, in: BAPdm, AA, Nr. 502; *Denkschrift des Reichskommissars für die Weltausstellung in St. Louis 1904* vom 18. 2. 1903, in: BAPdm, AA, Nr. 503. Siehe auch *Das sächsische Kunstgewerbe auf der Weltausstellung St. Louis 1904*, in: *Dresdner Anzeiger* vom 8. 3. 1903.

Handelsverbindungen zu den USA, wie das Buchgewerbe oder die Instrumenten-, Spielwaren- und chemische Industrie, für die Ausstellung zu gewinnen.⁷² Aber wie schon im Vorfeld der Chicagoer Ausstellung sah er sich mit dem Widerstand breiter industrieller Kreise, vor allem in Süd- und Westdeutschland, konfrontiert. Die amerikanische Zollpolitik, eine allgemeine Ausstellungsmüdigkeit, die hohen Kosten einer Beteiligung, der geringe zeitliche Abstand zur vorhergehenden Weltausstellung, aber auch die Unzufriedenheit mit der deutschen Handelspolitik gegenüber den USA waren die entscheidenden Gründe.⁷³ Dazu kam die offene Copyright-Frage. Angesichts der aus diesem Grund zu erwartenden Ablehnungen schaltete sich frühzeitig die deutsche Handelskammer ein.⁷⁴ Bereits im Dezember 1902 traf sich Lewald mit dem Vorsteher des Deutschen Buchgewerbevereins⁷⁵, und im Laufe des Jahres 1903 trafen Regierungsmitglieder und führende Vertreter des deutschen Buchhandels insgesamt dreimal zu Gesprächen über den urheberrechtlichen Schutz in St. Louis zusammen.⁷⁶ Ei-

72 Bundestath. Session 1902. 23. 10. 1902, in: SHSt, Wirtschaftsministerium, Nr. 599.

73 Denkschrift des Reichskommissars für die Weltausstellung in St. Louis 1904 vom 18.2.1903, in: BAPdm, AA, Nr. 503; Amtlicher Bericht über die Weltausstellung in Saint Louis 1904. Erstattet vom Reichskommissar. Teil 1, Berlin 1906, S. 15. Auch die Presse machte nationalistische Stimmung gegen die Weltausstellung. So schrieb beispielsweise die Braunschweiger Landeszeitung vom 4. 2. 1902: „Die deutschen Blätter werden weise und patriotisch handeln, wenn sie alle ihnen umsonst zugehenden, also von der Ausstellungsleitung bezahlten und in deren Interesse gefärbten Berichte in den Papierkorb werfen würden, während die Fabrikanten sich eine Beschickung der Ausstellung reiflich überlegen sollten. Denn ganz abgesehen davon, daß die Ausstellung in erster Reihe zur Glorifizierung des modernen Uebermenschen, des Yankee, bestimmt ist, wird der voraussichtliche Nutzen in keinem Verhältnis zu den Ausgaben stehen; außerdem hat der deutsche Fabrikant stets zu gewärtigen, daß der Amerikaner, verschlagen und rücksichtslos, wie er nun einmal ist, den deutschen Angestellten und Vertreter zum Verrat der Geschäftsgeheimnisse zu bestimmen suchen wird.“

74 Dieser Schritt erfolgte, da der „gewährte Ausstellungsschutz keine hinreichende Sicherheit ihres Eigentums zu bieten schien.“ Vgl. Auszug aus dem Jahresbericht der Handelskammer zu Berlin für 1903, in: Staatsarchiv Leipzig (im folgenden StAL), Börsenverein des deutschen Buchhandels zu Leipzig (im folgenden BV), Nr. 100. Zur Problematik des amerikanischen Copyright berichtete auch Sternburg an v. Bülow, 26.6.1903, in: BAPdm, Reichsministerium des Innern (im folgenden Rdl), Nr. 7605.

75 Sächsischer Generalkonsul in Stuttgart an sächsisches Außenministerium vom 3.2.1903, in: SHSt, Wirtschaftsministerium, Nr. 599.

76 Der Buchhandel und das Buchgewerbe hatten sich zunächst gegen eine Beteiligung ausgesprochen. Der Grund lag im hochentwickelten Stand des amerikanischen Graphik- und Druckereigewerbes, besonders aber in der nicht geklärten Copyrightfrage für deutsche Druckerzeugnisse in den USA. Vgl. Sächsischer Generalkonsul in Stuttgart an sächsisches Außenministerium vom 27.12.1902, in: SHSt, Wirtschaftsministerium, Nr. 599. Siehe auch Die Weltausstellung in St. Louis und der Schutz des geistigen Eigentums in den Vereinigten Staaten, in: Frankfurter Zeitung vom 29.5.1903. Ausführlich zum internationalen Urheberrecht und zur Copyright-Debatte zwischen Deutschland und den USA siehe E. Fuchs, Schriftenaustausch, Copyright und Dokumentation: Das Buch als Medium der internationalen Wissenschaftskommunikation vor dem Ersten Weltkrieg

nigkeit bestand darüber, daß ein Ausstellungsschutz nur begrenzten praktischen Wert besäße, aber dann vorteilhaft wäre, wenn es gelänge, im gemeinsamen Vorgehen vor allem mit Frankreich und England die amerikanischen Copyright-Bestimmungen zu verändern und die USA zum Eintritt in die Berner Konvention zu bewegen.⁷⁷ Die Vereinigten Staaten garantierten dann in der Tat am 7. Januar 1904 einen Interims-Rechtsschutz für alle Ausstellungsgegenstände, ohne jedoch die Copyright Bill zu ändern. Dies ermöglichte aber zumindest eine Teilnahme deutscher Verleger und Buchhändler an der Ausstellung.⁷⁸

Wie sehr auch die Amerikaner an einer starken deutschen Beteiligung interessiert waren, offenbart die Entsendung eines Agenten nach Deutschland.⁷⁹ Auf Vorschlag des vermögenden Deutsch-Amerikaners und Besitzers der großen Bierbrauerei Anheuser-Bush, Adolphus Bush, der eine zentrale Stellung im Organisationskomitee der Louisiana Purchase Exposition einnahm, errichtete Joseph Brucker, der Herausgeber der Illinois Staats-Zeitung, als offizieller Vertreter der Weltausstellungsbehörde im Februar 1902 sein Headquarter in Berlin.⁸⁰ Brucker hatte bereits 1901 in der Reichshauptstadt die deutsch-amerikanische Handelszeitung

unter besonderer Berücksichtigung Deutschlands und der Vereinigten Staaten von Amerika, in: Leipziger Jahrbuch zur Buchgeschichte 7 (1997), S. 140ff.

77 „Wenn jedoch die Regelung der allgemeinen Urheberrechtsbeziehungen trotz des willkommenen Anlasses, den die Weltausstellung böte, zur Zeit nicht durchführbar sei, so erscheine es taktisch richtig und wünschenswert, unbeschadet und unter dem Vorbehalte der grundsätzlichen Forderungen zunächst durch ein Ausstellungsgesetz die Bestimmungen des Copyright Act, wenn auch nur in beschränktem Umfange und für einen kurzen Zeitraum abzuändern“, wobei die Rückversicherung hinsichtlich bereits vor 1904 erschienener Werke für die deutschen Verleger wichtiger als der Zeitraum der Gültigkeit des Ausstellungsgesetzes war. Vgl. Aufzeichnung betreffend den urheberrechtlichen Schutz der zur Weltausstellung in St. Louis gelangenden deutschen Werke, 17.8.1903, in: BAPdm, RdF, Nr. 7605. Siehe auch Ausschnitt aus dem Stenographischen Bericht der Hauptversammlung 1904, in: StAL, BV, Nr. 100.

78 Ohne ein solches Gesetz, das auf die „manufacturing clause“ verzichtete, wären die deutschen Verleger nicht nach St. Louis gefahren. Vgl. Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel Nr. 173 vom 29.7.1903. Zur Beteiligung der Verlage und Verlegervereine siehe International Exhibition St. Louis 1904. Official Catalogue of the Exhibition of the German Empire. Ed. by the Imperial Commissioner. Berlin (1904), S. 407-411; L. Volkmann, Buchgewerbe, in: Amtlicher Bericht, St. Louis, S. 199-216. Eine Kopie von „An Act to afford protection to exhibitors of foreign literary, artistic, or musical works at the Louisiana Purchase Exposition“ vom 7.1.1904 findet sich in: Library of Congress, Manuscript Division, Putnam Papers, Cont. 138, Folder LPE.

79 Executive Committee an Board of Directors vom 23.11.1901, enthalten im Protokoll des Meeting des Board of Directors vom 14.1.1902, S. 146, in: Mississippi Historical Society (im folgenden MHS), Louisiana Purchase Exhibition Company Collection (im folgenden LPE), Box 19, Series XI, Subseries II, Folder 2.

80 Adolphus Bush an David R. Francis vom 21.12.1901, in: MHS, LPE, Box 12, Series IV, Subseries IV, Folder 5. Siehe auch Meeting des Executive Committee vom 30.12.1901, S. 291f., in: ebd., Box 20, Series XI, Subseries III, Folder 3, sowie Meeting des Committee on Foreign Relations vom 30.12.1901, in: ebd. Box 12, Series IV, Subseries IV, Folder 3.

„Columbia“ und wenige Monate später im Februar 1902 einen „German-American Club“ gegründet, vor allem mit dem Ziel, enge Beziehungen zu den wirtschaftlichen und diplomatischen Kreisen sowie zur deutschen Presse aufzubauen.⁸¹ Er sprach mit Industriellen, besuchte Messen, organisierte Werbekampagnen, stand in Kontakt mit mehr als 200 Zeitungen und versuchte, über Empfänge in seinem Klub, über die amerikanische Botschaft und mit Hilfe einflußreicher Deutsch-Amerikaner Einfluß auf die Berliner Regierung auszuüben. Aber obwohl Brucker seine Verdienste an der Entscheidung Deutschlands für eine Teilnahme in St. Louis über Gebühr herausstrich, blieb sein Anteil wohl eher gering und sein Einfluß auf deutsche Industrielle und Politiker sehr beschränkt.⁸² Von größerer Bedeutung dürfte hingegen die Reise einer amerikanischen Delegation unter Leitung des Präsidenten der LPE, David R. Francis, nach Europa gewesen sein, die auch eine Audienz beim Kaiser und Treffen mit Lewald, Brucker sowie deutschen Industriellen und Politikern einschloß.⁸³

Diese Gespräche auf höchster politischer und wirtschaftlicher Ebene und die Anstrengungen Lewalds führten schließlich zum Erfolg. Bedeutende Industriezweige wie die Maschinenindustrie, die Plauener Spitzenindustrie, die Instrumenten-, Papier und Schreibmaterialien- sowie die aufstrebende Automobilindustrie erklärten sich zu einer Teilnahme bereit, ebenso das Eisenbahnwesen, die Landwirtschaft, die Nahrungsmittelindustrie, die Feinmechanik, Spielwaren- und Textilindustrie, der Buchhandel und das Buchgewerbe. Im Unterschied zu Chicago waren aber größere Teile der

⁸¹ Vgl. A. Champion in Berlin, in: St. Louis Globe-Democrat vom 31.3.1901. Siehe auch Brucker an Director of Exploitation, Berlin, vom 4.10.1902, in: MHS, LPE Box 12, Series IV, Subseries IV, Folder 7; Brucker an A. Bush, Berlin, vom 19.8.1901, Brucker an Director of Exploitation, Berlin, vom 19.3.1902, beide in: MHS, LPE, Box 12, Series IV, Subseries IV, Folder 5. Bush war auch der Vize-Präsident der Tyrolean Alps Company, die für die deutsche Ausstellung auf der Vergnügungsmeile zuständig war. Zur Gründung des „German-American Club“ siehe Brucker an Director of Exploitation vom 5.3.1902, in: MHS, LPE, Box 12, Series IV, Subseries IV, Folder 5. Geplant war die Gründung weiterer dieser „Clubs“ in anderen deutschen Städten.

⁸² Siehe z. B. Brucker an Director of Exploitation vom 10.7.1902, in: MHS, LPE, Box 12, Series IV, Subseries IV, Folder 6; Bush an Francis vom 24.7.1901, enthalten im Protokoll des Meeting des Executive Committees, S. 67f., in: MHS, LPE, Box 20, Series XI, Subseries III, Folder 2. Mit der Berufung Lewalds als Generalkommissar für die Weltausstellung bekam Brucker zudem bald Schwierigkeiten, die weitere Existenz seines Büros zu rechtfertigen. Lewald setzte sich aber für Brucker ein, brauchte er doch jede erdenkliche Hilfe bei der Werbung unter den deutschen Industriellen. Vgl. Brucker an Francis, 19.1.1903, in: MHS, LPE, Box 12, Series IV, Subseries IV, Folder 8; Francis an Brucker vom 2.1.1903, in: ebd.; Lewald an W. B. Stevens, Secretary of the Exposition, vom 22.1.1903, in: ebenda. Brucker konnte schließlich seine Arbeit in Berlin bis zum 31.12.1903 fortsetzen. Siehe Francis an Brucker vom 31.12.1903, in: ebd.

⁸³ D. R. Francis, A Tour of Europe in Nineteen Days, St. Louis 1903, S. 39ff., 84ff.

deutschen Großindustrie nicht vertreten, auch Krupp beteiligte sich nicht an der Ausstellung.⁸⁴

St. Louis stellte zweifelsohne den Höhepunkt der deutschen Beteiligung an den Weltausstellungen vor dem Ersten Weltkrieg dar. Das betraf sowohl den industriellen als auch den kulturellen Teil. Wie schon in Chicago bildete in St. Louis das deutsche Staatsgebäude das Zentrum der deutschen Ausstellung. Dem Beispiel Frankreichs und Englands folgend, die ihre Nationalgebäude nach dem Vorbild historischer Schloßbauten, dem Grand Trianon einerseits, dem Schloß Kensington andererseits, errichteten, rekonstruierte man als Deutsches Haus den Mittelteil des kaiserlichen Schlosses in Charlottenburg. Im Unterschied zu Chicago diente es in St. Louis allein Repräsentationszwecken und beherbergte keine Ausstellung. Seine vorzügliche Lage auf einer Anhöhe verdankte das Deutsche Haus den umfassenden Vorbereitungen Lewalds, der bereits 1902 nach St. Louis gereist war, um die Auswahl des deutschen Ausstellungsgeländes vorzunehmen und erste Kontakte mit den einheimischen Deutsch-Amerikanern zu knüpfen.⁸⁵

Was in Chicago „Midway-Plaisance“ hieß, wurde in St. Louis „Pike“ genannt. Unmittelbar am Eingang dieser Vergnügungsstraße hatte die Deutschen eine Nachbildung der „Deutsch-Tiroler Alpen“ errichtet.⁸⁶ Mittels elektrischer Aussichtswagen und Aufzüge konnte der Besucher eine Fahrt durch einen Teil Tirols unternehmen. Umrahmt von riesigen Panoramabildern sind Gebirge, Landschaft und Ortschaften naturgetreu nachgebildet worden. Dazu gehörten auch das Rathaus, Restaurants und eine kleine Dorfkirche, in der die Oberamtniergauer Passionsspiele aufgeführt wurden.

Der kulturellen Höhepunkt bildete wie schon in Chicago der Deutsche Tag, der am 6. Oktober, zur Erinnerung an die Gründung der ersten großen deutschen Kolonie in den USA im Jahre 1683, im deutschen Pavillon mit Reden von Lewald und Carl Schurz festlich begangen wurde. Organisiert von den Deutsch-Amerikanern in St. Louis, wurde dieses Ereignis, an dem auch der deutsche Botschafter Speck von Sternburg teilnahm, zu einer ein-

84 Vgl. 33. Reichstagsitzung vom 15.2.1904, S. 990. Kopie in BHStA, MA 78877 und in BAPdm, AA, Nr. 508. Die Delegierten stimmten in dieser Sitzung einer Erhöhung der finanziellen Zuwendungen zu.

85 Konsulat in St. Louis an Reichskanzler vom 8.12.1902, in: BAPdm, AA, Nr. 503; For German Building, in: St. Louis Daily Globe-Democrat vom 7.12.1902; Lewald an Francis, 20.11.1902, in: MHS, LPE, Box 21, Series XI, Subseries III, Folder 8. Eine Beschreibung des Ausstellungsgeländes bietet der Bericht des Baurats Glasenapp vom 28.2.1903, in: BAPdm, AA, Nr. 504, auch in GStPK, Rep. 76, Vc, Sekt. 1, Titel 11, Teil VI, Nr. 15, Bd. 1.

86 Zu den Auseinandersetzungen zwischen der Tyrolean Alps Company und der Ausstellungsbehörde über unzumutbare äußere Bedingungen und unklare Abrechnungsmodalitäten der Restaurants, die schließlich in der Androhung der Schließung der gesamten Abteilung kulminierten, siehe Francis an Bush, 11.5.1904, MHS, LPE, Box 21, Series XI, Subseries III, Folder 18 und generell ebd., Box 20, Series 21 und 22.

drucksvollen Repräsentation des deutschen Nationalismus. Auch der Ausstellungsdirektor Francis wurde nicht müde, die Deutschen, deren Beitrag zur Entwicklung der USA und die Ausstellung in den höchsten Tönen zu preisen:

„The genius of the German people is manifested in their exhibits here [...] Whether in peace or in war, in commerce or in any other line of human endeavor, the German Empire yields place to no other country on the globe [...] No country has ever made a better exhibit, if indeed as good a one, in a foreign country as Germany is making at this Universal Exposition.“⁸⁷

Viele der 146.000 Besucher (davon etwa 50.000 deutscher Abstammung) – die dritthöchste Anzahl während der gesamten Ausstellungsdauer – lauschten ergriffen der Verlesung eines Grußtelegramms Wilhelms II.

6. Die *Panama-Pacific International Exposition* in San Francisco 1915

Obwohl die deutsche Industrie in großem Umfang auf der Brüsseler Weltausstellung von 1910 vertreten war,⁸⁸ hatte das Interesse der Wirtschaft bereits nach 1904 rapide abgenommen. Wenig wirtschaftlicher Nutzen, hohe Kosten, die Zunahme von internationalen Fachausstellungen, aber auch die zunehmenden internationalen Spannungen sind als Gründe anzuführen. Für die Weltausstellung 1915 in San Francisco – einberufen aus Anlaß der Eröffnung des Panamakanals – zeigten das Reich und die deutsche Industrie gleichermaßen wenig Enthusiasmus.⁸⁹ Die ablehnende Haltung anderer europäischer Staaten, aber besonders der bedeutenden Industriezweige

87 Address of President David R. Francis in Front of the German Pavillon, October 6, 1904, in: MHS, LPE, Box 16d, Series IX, Subseries III. Solcherart Lobeshymnen hatten indes keine wesentliche Bedeutung. Francis pries zu einem anderen Anlaß die Franzosen auf ähnliche Weise. Zum Deutschen Tag siehe Deutscher Tag. Weltausstellung St. Louis. Festprogramm. 6. October 1904; Amtlicher Bericht, St. Louis, Teil 1, S. 49-52. Hier findet sich auch ein Abdruck der Rede Sternburgs.

88 Vgl. Denkschrift, betreffend die Beteiligung des Deutschen Reichs an der Weltausstellung in Brüssel 1910, in: SHSt, Außenministerium, Nr. 7832. Den Schwerpunkt bildete die Maschinenabteilung, aber auch andere Industriezweige wie Feinmechanik und Optik, Eisen- und Automobilindustrie, die Plauener Spitzenindustrie, die Spielwaren-, Musikinstrumenten- und Nahrungsmittelindustrie waren beteiligt. Im Unterschied zu Chicago, Paris und St. Louis wurde daher in Brüssel auf die Organisation einer sozialpolitischen Abteilung und einer Kunstaussstellung verzichtet. Letzteres resultierte auch aus der bereits zugesagten Beteiligung an einer großen internationalen Kunstausstellung in Rom 1911. Erneut entschied sich die deutsche Regierung zur Durchführung einer Unterrichtsausstellung durch das preußische Kultusministerium. Die Ausstellung, an der sich auch Sachsen, Elsaß-Lothringen und Hamburg beteiligten, konzentrierte sich auf das höhere und niedere Schulwesen.

89 Siehe zur skeptischen Auffassung hinsichtlich positiver wirtschaftlicher Effekte den Brief des Generalkonsuls in New York vom 22.8.1913, in: SHSt, Außenministerium, Nr. 7837. Sietzte auch Staatssekretär des Innern an Reichskanzler vom 8.5.1912 und vom 30.4.1913, beides in: BAPdm, RK 583a.

Deutschlands wie der Schwer- und chemischen Industrie, zahlreicher Industrieverbände und Handelskammern sowie der Ständigen Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie ließen die Reichsregierung zögern. Dazu kamen ungünstige Zolltarife und restriktive Patentbestimmungen. Die Großindustriellen sahen ohnehin keinen Nutzen in Weltausstellungen mehr: eine Absatzsteigerung war kaum zu erwarten und die größten deutschen Unternehmen wie Krupp oder AEG hatten bereits ihren internationalen Ruf begründet. Zudem schien auch ein Ausbau des Handels mit Südamerika und Ostasien unwahrscheinlich.⁹⁰ Die Nichtbeteiligung von Deutschlands stärkstem Konkurrenten, England, hat ebenfalls die Absage der Deutschen erleichtert. Im Unterschied zu den vorangegangenen amerikanischen Weltausstellungen spielten für die deutsche Regierung auch das kulturelle Moment und politische Rücksichtnahmen eine wesentlich geringere Rolle. Diplomatische Verstimmungen waren kaum zu erwarten, und es wurde nicht befürchtet,

„daß ein Fernbleiben Deutschlands von der Weltausstellung in San Francisco die Interessen der Deutsch-Amerikaner, deren Anhänglichkeit an ihr angestammtes Heimatland von der Reichsleitung mit voller Sympathie gewürdigt wird, irgendwie [geschädigt werden] könnte.“⁹¹

Nach Abstimmung mit der Ständigen Ausstellungskommission und zahlreichen Industriellen lehnte die deutsche Regierung daher Mitte August 1913 eine Beteiligung an der Weltausstellung ab.

Das starke Engagement des Kultusministeriums für die Organisation einer Unterrichtsausstellung, vor allem mit dem Argument, daß die deutsche Wissenschaft und das deutsche Bildungswesen „nicht mehr unbestritten die Vormacht“ in der Welt behaupteten, zeigt aber, daß innerhalb der Reichsregierung die Auffassungen über eine Beteiligung geteilt waren. Insbesondere im Vergleich mit Frankreich, das im Rahmen seiner internationalen Kulturpolitik zahlreiche Auslandsinstitute gegründet und – analog zu Deutschland – einen Professorenaustausch mit amerikanischen Universitäten vereinbart hatte, schien Deutschland in den USA an kulturellem Einfluß zu verlieren. Diese Tendenz, so die Befürchtung der Befürworter einer deutschen Teilnahme, würde sich angesichts des geringen internationalen Engagements Deutschlands weiter verstärken. Daher gewänne eine deutsche Wissenschafts- und Unterrichtsausstellung in San Francisco große Bedeutung, böte sich doch damit die Gelegenheit,

90 Aufzeichnung für Seine Exzellenz den Herrn Reichskanzler über die Beteiligung an der Weltausstellung in San Francisco (gemäß mündlich übermittelten Auftrages), (7.8.1913), in: BAPdm, RK 583a.

91 Aufzeichnung des Auswärtigen Amts, betreffend die Ausstellung in San Francisco für den Reichstag (Plenum), in: BAPdm, RK 583a. Siehe auch Warum Deutschland nicht nach San Francisco geht, in: Der Tag vom 7.9.1913.

„die Verdienste Deutschlands um Wissenschaft und Bildung der Welt erneut zum Bewußtsein zu bringen [...] Die ganze Veranstaltung würde der in Amerika um sich greifenden Auffassung, man bedürfe deutscher Bildung nicht mehr, ein wirksames Gegengewicht bieten und auf die für uns wichtigen Völker der westlichen Hemisphäre, vor allem Südamerika und China, bleibenden Einfluß gewinnen.“⁹²

Unter Federführung deutscher Industrieller, besonders der Hamburg-Amerika-Linie, und herausragender Deutsch-Amerikaner organisierte sich ein öffentlicher Widerstand aus Intellektuellen- und Wirtschaftskreisen gegen die deutsche Absage. In der Presse erhoben sich zusehends Stimmen für eine deutsche Beteiligung.⁹³ Durch Versammlungen und Kundgebungen verstärkte sich im Frühjahr 1913 der öffentliche Druck auf die Reichsregierung. So fand beispielsweise Mitte September in Leipzig eine Versammlung von Industriellen, Handels- und Gewerbetreibenden, Wissenschaftlern und Künstlern statt, auf der in einer Resolution an die Reichsregierung zur Beteiligung in San Francisco aufgerufen wurde. Insbesondere Karl Lamprecht, der die Veranstaltung leitete und einen Überblick über die Bedeutung der „kulturpolitischen Weltmission“ Deutschlands gab, und Rudolf Eucken engagierten sich vehement für die Weltausstellung.⁹⁴ Die Mobilisierung wissenschaftlichen und kultureller Eliten vermochte die Entscheidung der Reichsregierung jedoch nicht rückgängig zu machen. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges hätte dann ohnehin eine Beteiligung Deutschlands verhindert.

7. Zusammenfassung

Der kurze Überblick über die Haltung des Deutschen Reiches zu und seine Repräsentation auf den amerikanischen Weltausstellungen verdeutlicht das breite Interessenspektrum, das sich in den jeweiligen Debatten über eine Beteiligung widerspiegelte. Dieser Diskurs war stets von einem mehrschichtigen Spannungsverhältnis gekennzeichnet. In Abhängigkeit von der weltpolitischen Situation und unter der Pragmatik konkreter politischer Ziele entschied die Reichsregierung jeweils über eine deutsche Teilnahme.

92 Zur Frage der Kulturausstellung in San Francisco 1915. Anlage zum Brief des Kultusministeriums an Reichskanzlei v. 15.8.1913, in: BAPdm, RK 583a.

93 Als Beispiele siehe Die Beteiligung an der Panama-Ausstellung abgelehnt, in: Berliner Tageblatt vom 17.8.1913; Dr. Wilms, Deutschland und die Weltausstellung San Francisco, in: Der Tag vom 10.9.1913; Für „Frisco“, in: Leipziger Tageblatt vom 27.9.1913; Die deutsche Beteiligung an der Weltausstellung in San Francisco, in: Frankfurter Zeitung vom 16.10.1913. Gegenargumente finden sich u. a. in: Gegen die Beschickung der Ausstellung von San Francisco, in: Preussische (Kreuz) Zeitung vom 9.9.1913; Zur Ausstellung in San Francisco, in: Deutsche Tageszeitung vom 7.10.1913.

94 Eine Leipziger Kundgebung für San Francisco, in: Leipziger Neueste Nachrichten vom 17.9.1913; Wollen wir oder wollen wir nicht? Zu der Leipziger Kundgebung für San Francisco, in: Leipziger Tageblatt vom 16.9.1913.

Dies ging nicht ohne Beteiligung der deutschen Industrie, die aber eigene Interessen verfolgte. Unter dem Aspekt der Profitabilität schätzten weite Kreise der Wirtschaft vor allem am Ende des Jahrhunderts die Weltausstellungen zunehmend kritisch ein oder lehnten sie gar ab. Den politisch motivierten Repräsentationswünschen des Staates ist von deutschen Industriellen daher immer wieder die wirtschafts- und handelspolitische Komponente als Argument gegen eine nationale Beteiligung entgegengesetzt worden. Unter dem Druck der Reichsregierung konnte aber in allen Fällen eine Industrieausstellung organisiert werden, wenn auch oftmals nur unter großem Aufwand und verbunden mit staatlichen Zugeständnissen an die Aussteller.

Das zentrale Motiv für die deutsche Beteiligung ist generell im Versuch des Staates zu sehen, mit Hilfe der Weltausstellung eigene außenpolitische Zielstellungen zu verfolgen. Wie das Beispiel der Pariser Weltausstellung von 1889 deutlich macht, traf dies auch bei einer Nichtteilnahme zu. Aus politischen Gründen verhinderte in diesem Fall die Reichsregierung eine Präsenz deutscher Aussteller. Das Desinteresse der Wirtschaft, aber auch die Inkompetenz der Regierung und die ablehnende Haltung des Kaisers waren die entscheidenden Gründe für das Scheitern einer deutschen Weltausstellung. Zudem schien die Priorität in der Präsentation Deutschlands im Ausland zu liegen. Es fehlte wohl insgesamt der politische Wille zu einer deutschen Weltausstellung, denn – wie die Beispiele anderer Weltausstellungen zeigen – die Reichsregierung hätte ohne Zweifel über genügend Druckmittel verfügt, die deutschen Industriellen zu einer Ausrichtung zu bewegen.

Nach der anfänglichen Begeisterung der Unternehmen über die Weltausstellungen überlagerte in der Folgezeit die nationale Pflicht das wirtschaftliche Interesse.⁹⁵ Nach der Reichseinigung von 1871 spielten nationalpolitische Momente zunehmend die bestimmende Rolle, durch eine umfassende nationale Repräsentation sollten im internationalen Wettbewerb der Imperialstaaten Vorteile errungen und die eigene Kultur propagiert werden. Während in Philadelphia 1876 die politischen Möglichkeiten, die eine Weltausstellung bot, nicht genutzt wurden, präsentierte sich Deutschland in Chicago in vollster wirtschaftlicher und kultureller Pracht. Nach dem Sturz Bismarck hatten sich die politischen Prioritäten geändert. Angesichts von Caprivis „Neuem Kurs“, der die wirtschaftliche Zukunft in der Entwicklung Deutschlands zu einem exportorientierten Industriestaat sah, sowie dessen auf dem Freihandel basierenden Handelsvertragssystems erschien eine starke Beteiligung Deutschlands auf der Weltausstellung in Chicago nur folgerichtig.⁹⁶ Vor allem um die Jahrhundertwende spielten

95 Kroker, Weltausstellungen im 19. Jahrhundert (Anm. 4), S. 58ff.

96 Siehe dazu W. Mommsen, Großmachtstellung und Weltpolitik. Die Außenpolitik des Deutschen Reiches 1870–1914, Frankfurt a. M./Berlin 1993, S. 107ff.

dann die USA eine wichtige Rolle in den imperialistischen Ambitionen deutscher Weltpolitik. Dies betraf nicht nur den politischen Aspekt, sondern erstreckte sich auch auf die Bereiche Wissenschaft und Kultur. Als Vermittler deutscher Kultur nahmen die Weltausstellungen hier eine zentrale Stelle ein, und die Exposition von 1904 kann durchaus zu den Anfängen einer – wenn auch erst später konzeptualisierten – auswärtigen Kulturpolitik gerechnet werden. Mit der Repräsentation der deutschen Nation in der „Neuen Welt“ – über die Alltagskultur, die Kunst-, Erziehungs- und Unterrichtsausstellungen – wurden die Elemente der deutschen Tradition und Kultur ausgestellt, in denen sich die Deutschen anderen Nationen überlegen fühlten. Die Unterstützung der Deutsch-Amerikaner und der angestrebte Export kultureller Werte erfolgte vor dem Hintergrund der französischen Konkurrenz in den USA. Wirtschaftliche Faktoren haben daher bei den Entscheidungen über eine Beteiligung 1893 und 1914 eine geringe Rolle gespielt. Die deutschen Ausstellungen auf den amerikanischen World's Fairs stellten vielmehr einen Versuch dar, über den großen deutschen Bevölkerungsanteil den kulturellen Einfluß in den USA zu erhöhen und damit Frankreichs Kulturoffensive zu begegnen. Erst als in den unmittelbaren Vorkriegsjahren ersichtlich wurde, daß sowohl das politische Konzept einer Einbindung der USA in die außenpolitischen Interessen des Reiches gescheitert als auch die deutsche Kulturpolitik nur geringe Früchte trug, bestand keine politische Notwendigkeit mehr, in San Francisco auszustellen.

Ewan Johnston

**„Polynesien in der Plaisance“:
Das samoanische Dorf und das Theater der
Südseeinseln auf der Weltausstellung in Chicago
1893**

„Everybody today in the United States knows Samoa“, schrieb Joseph Smith in „The Illustrated American“ im Juli 1893,

„not immediately, but vaguely; for upon her coral reefs the timbers of our war vessels are bleaching, and in the pellucid deeps, darkling under her cliffs, the whitened bones of our gallant sailors lie scattered in the submarine garden. Yet, even into this distant speck upon the ocean the fame of the Columbian Exposition had penetrated, and Samoa resolved to send her simple people and simpler products to this rendezvous of the nations, to contribute her mite to the universal glory of the occasion.“¹

Das samoanische Dorf und das Theater der Südseeinseln gehörten zum Vergnügungsteil der Weltausstellung, der Midway Plaisance; abgelegen von den weiß vergipsten, neo-klassischen Fassaden der „Weißen Stadt“ mit ihrem imposanten Ehrenhof. „The Midway Plaisance“, wie Henry Adams sie beschrieb, „was a sweet repose. I revelled in all its fakes and frauds, all its wickedness that seemed not to be understood by our innocent natives, and all its genuineness which was understood still less.“² Inmitten des weltweit ersten Riesenrad, der Miniatureisenbahnen und kleinen Ausstellungen, der Geschäfte, Kioske, Cafes und Restaurants befand sich eine Anzahl „ethnographischer Dörfer“, von denen jedes eine sorgfältig inszenierte Visionen des kulturell oder ethnisch Anderen darstellte. Während die Mehrzahl dieser „Dörfer“ die kolonialisierten und andere „exotische“ außerwestliche Völker repräsentierten, waren nicht alle dieser Ausstellungen auf die Darstellung des rassistisch Anderen beschränkt. Es gab beispielsweise ein österreichisches, ein deutsches und zwei irische Dörfer, in denen für die Ausstellungsbesucher „Traditionen“ inszeniert wurde. Das „Dorf“ war auch nicht das einzige Medium, das zur Ausstellung von Völkern und Kulturen auf dem Midway genutzt wurde. Konzerthallen, Theater

1 J. Smith, Within the Magic City: Polynesia in the Plaisance, in: The Illustrated American 14 (29.7.1893), S. 115.

2 Henry Adams an John Hay, 18. Oktober 1893, in: H. Adams, Letters to a Niece and Prayer to the Virgin of Chartres, with a Niece's Memoirs by Mabel La Farge, Boston 1920, S. 81.

und Zykloramas sowie nachgebaute Basare, Tempel und Paläste trugen – als Gegenstück zum Spektakel der „Weißen Stadt“ – ebenso zum „Rendezvous der Nationen“ bei. Auf dem Midway, so wurde gesagt, „one may study ethnography practically“.³ Aber die „Ethnographie“ als solche blieb nicht auf die Vergnügungsmeile beschränkt. Die aufblühende Wissenschaft der Anthropologie wurde in die großen Ausstellungshallen der „Weißen Stadt“ und die Gesamtklassifikation der Ausstellung integriert. Die Abteilung M, „Ethnologie, Archäologie, Fortschritt der Arbeit und Erfindung“, wurde im Anthropologie-Gebäude unter der Leitung von Frederick W. Putnam und seines Assistenten Franz Boas zusammengestellt. Daß die Völker auf dem Midway sowohl zum Vergnügen als auch aus Profitgründen ausgestellt wurden, ist nicht verheimlicht worden, aber in der „Weißen Stadt“ blieben diese Faktoren hinter den stolzen Kulissen von Wissenschaft, Fortschritt und Bildung verborgen. Ungeachtet dessen trugen die Ausstellungen in beiden Teilen, auf dem Midway Plaisance und in der „Weißen Stadt“, dazu bei, das „Andere“ zu kreieren.

Die Ausstellung von Menschen war weder für internationale Ausstellungen, Welt- oder Universalausstellungen noch für deren Vorläufer neu, aber das Ende des 19. und der Anfang des 20. Jahrhunderts stellten den Höhepunkt dieser menschlichen Spektakel dar. Dies beruhte auf einer Reihe miteinander zusammenhängender Faktoren: der Entwicklung der Anthropologie, der Zuspitzung des imperialen Wettstreites sowie des damit in Verbindung stehenden euro-amerikanischen Nationalismus und seiner Propaganda, sowie der fortschreitenden Popularisierung der internationalen Ausstellungen. Diese Ausstellungen waren seit ihrem Beginn 1851 unverkennbar imperial, und mit der zunehmenden Kommerzialisierung von Imperien und deren Völkern wurde der imperiale Fortschritt zum nationalen Spektakel.⁴ Kolonialisierte Völker wurden neben den Naturressourcen und Fertigwaren ihrer Heimatländer auf Kolonialausstellungen in Amsterdam und London in den achtziger Jahren ausgestellt. Oftmals als „Künstler“ auftretend, wurden diese Menschen durch ihre Ausstellung selbst zu Naturprodukten. Die „ethnologischen Dörfer“ der kolonialisierten und sonstigen „exotischen“ Völker aus dem französischen Kolonialreich, die auf der Pariser Weltausstellung von 1889 ausgestellt wurden, bildeten den Präzedenzfall für solcherart Darbietungen auf internationalen Ausstellungen. Diese Ausstellungstechnik sollte in Chicago 1893 und dann in St. Louis 1904 nachgeahmt und – zumindest in der Größe – überboten werden. In London wurden Kolonialvölker auf dem Earl's Court und den „Weißen Stadt“-Ausstellungen in London um die Jahrhundertwende ge-

3 F. Starr, *Anthropology at the World's Fair*, in: *The Popular Science Monthly* 43 (1893), S. 618f.

4 A. McClintock, *Imperial Leather: Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*, New York/London 1995, S. 56-61.

zeigt, und auf der Französisch-Britischen Ausstellung von 1908, die offensichtlich die Entente Cordiale feierte, wurden Völker aus den Kolonialreichen beider Länder ausgestellt, darunter ein „traditionelles“ irisches Dorf. Solche Ausstellungen waren keinesfalls auf Europa und die USA beschränkt. Auf der Neuseeländischen Internationalen Ausstellung, die 1906/07 in Christchurch stattfand, bewohnten Maori die gesamte Zeit ein „Maori Dorf“. Dazu kamen Menschen von den pazifischen Besitzungen Neuseelands – den Cook-Inseln und Niue – was ein Berichterstatter als „Polynesian Reunion“ bezeichnete.⁵

Der Pazifik und seine Völker sind im Westen seit der Rückkehr der ersten europäischen Reisenden ausgestellt worden. Omai, der mit Cook im Jahre 1775 nach London reiste, war nur einer der Ozeanier, die über die Pazifikregion hinaus reisten und ausgestellt wurden. Einwohner der pazifischen Inseln – als Individuen oder in „Gruppen“ – wurden zum Vergnügen und aus Profitgründen das gesamte 19. und frühe 20. Jahrhundert über ausgestellt. P. T. Barnum stellte eine Anzahl von „Fiji Cannibals“ und seine berühmte „Fejee Mermaid“ aus, die weder eine Meerjungfrau war noch von den Fidschi-Inseln stammte. Solche Ausstellungen und Vorführungen trugen viel zur westlichen Vorstellung der „Südsee“ bei, und sowohl in diesem als auch im Kontext der internationalen Ausstellungen kann das Samoanische Dorf und das Theater der Südseeinseln in Chicago interpretiert werden.

Die in Chicago ansässige Oceanic Trading Company hatte den Amerikaner Harry J. Moors, der mehr als zwanzig Jahre auf Samoa gelebt und gearbeitet hatte, damit beauftragt, eine Schauspielgruppe von samoanischen Eingeborenen anzustellen, so viele indigene Produkte wie möglich zu sammeln, alles nach Chicago zu transportieren und dort ein Südseeinseldorf nachzubauen. Moors war eine schillernde Gestalt und gehörte zu den reichsten Europäern im kolonialen Samoa. Er schlug sich zunächst als Händler, Krämer und Pflanzer durch, und es ist wahrscheinlich, daß nicht alle seine unternehmerischen Aktivitäten legal waren. Es gab Anschuldigungen wegen Bordellbesitzes, Waffenhandels und Spionage. Als Robert Louis Stevenson 1889 in Samoa ankam, wurde Moors dessen lokaler

5 J. Cowan, *Official Record of the New Zealand International Exhibition of Arts and Industries, held at Christchurch, 1906-7. A Descriptive and Historical Account*, Wellington 1910; J. M. Thomson (Hrsg.), *Farewell Colonialism: The New Zealand International Exhibition, Christchurch, 1906-1907*, Palmerston North 1998. Siehe A. I. Coombes, *Reinventing Africa: Museums, Material Culture and Popular Imagination*, New Haven/London 1994, S. 187-213; P. Greenhalgh, *Ephemeral Vistas: The Expositions Universelles, Great Exhibitions and World's Fairs, 1851-1939*, Manchester 1988; B. Kirshenblatt-Gimblett, *Destination Culture: Tourism, Museums, and Heritage*, Berkeley/Los Angeles/London 1998.

Agent.⁶ Mit der Hilfe seiner samoanischen Ehefrau, Fa'animonimo, heuerte Moors eine Gruppe von Schaustellern an, sammelte eine Anzahl von Kanus und andere Objekte der einheimischen materiellen Kultur, einschließlich dreier vorgefertigter „Fales“, und verschiffte alles nach San Francisco. Vor dort reisten sie per Eisenbahn nach Chicago. Das größte der Kanus, ein 70 Foot langes „Taumualua“, wurde für die Reise in einzelne Teile zerlegt und kam bedeckt mit „the thousands of names which silly people wrote in pencil all over its exposed surface“ in Chicago an.⁷

Herbert Howe Bancroft beschreibt in seinem „The Book of the Fair“ das samoanische Dorf als

„essential native, the entrance being in the form of a large war canoe, constructed of dark redwood bound with fibres, and as figurehead, the rude carving of a sea god. Sails made of matting, long oars, a wooden trough or gong, bows, arrows, axes, and other implements of warfare are displayed.“

Innerhalb der drei „Fales“, in denen die Darsteller wohnten und schliefen, befanden sich

„the principle curios, which include specimen of tapa cloth made from pounded and tanned strips of mulberry bark, fans, war-clubs, native ornaments, cooking utensils, miniature canoes, cotton fabrics, and various trinkets, shells and native woods.“⁸

Die restlichen Gebäude auf dem Gelände waren im westlichen Stil errichtet und schlossen ein kleines Museum und einen Laden ein, in dem „Kuriositäten“ gekauft werden konnten. Im Gegensatz zum „primitiven“, aber anmutigen „Fale“ beschrieb Smith eines dieser Gebäude als „a square ugly house of American patter“.⁹ Die Inselbewohner des Pazifik wohnten und arbeiteten auf dem Gelände, und das Dorf diente ebenso als „Bühne“ wie das angrenzende Theater der Südseeinseln. Vorstellungen fanden damit sowohl auf der „echten“ Bühne eines Theaters, ein dem Publikum vertrauter Ort, als auch im Dorf selbst statt. Für das Theater wurden die Stücke sorgfältig bearbeitet und choreographiert, während die Vorstellungen im Dorf „natürlicher“ und weniger formal waren. Das Dorf bildete damit einen Ort, der eher zur – wenn auch nicht notwendigerweise spontanen – Begegnung ermutigte.

Ein Besucher beschrieb die Rollenbesetzung des „Samoanischen Dorfes“ als bestehend aus „one man from Fiji, twenty-four men from Samoa

6 Moors schrieb über seine „Freundschaft“ mit Stevenson in: With Stevenson in Samoa, London 1913.

7 H. J. Moors, Some Recollections of Early Samoa, Apia 1986, S. 108f.

8 H. H. Bancroft, The Book of the Fair: An Historical and Descriptive Presentation of the World's Science, Art, and Industry, as viewed through the Columbian Exposition at Chicago in 1893, Chicago 1895, S. 849-51.

9 Smith, Within the Magic City (Anm. 1), S. 115.

and the Wallis Islands, five Samoan women and one child".¹⁰ Trotz der kulturellen Unterschiede innerhalb dieser Gruppe, wurden die Schauspieler meistens als Samoaner ausgegeben. Die Beschreibungen der Vorstellungen, die sowohl im Theater als auch im Dorf stattfanden, konzentrierten sich eher auf die Schauspieler als auf deren Stücke. Ein Berichterstatter, Julian Hawthorne, der das Dorf angeblich jeden Tag der Weltausstellung besuchte, beschrieb die Menschen, die er beobachtete, als

„the handsomest company of savages ever seen, of likely to be seen, in the civilised world. The young men are models of manly beauty; their bodies are superbly built and developed, but with a flexibility and grace of movement and a flowing smoothness of contour that our own athletes strive for in vain.“

Er wandte dann seinen Blick den Frauen zu, besonders einer, die er als „Lola“ identifizierte, und die, so behauptete er, „as beautiful at all points as any young woman I should care to see“ war. „Her complexion“, so fuhr er fort,

„is a light brown, not much darker nor different in tone as one of our maidens might get from a summer's yachting trip along our coast. Yet, she is a full-blooded savage, and for ought one can say to the contrary, her ancestors have dwelt and died on that atom of coral in the Pacific since the dawn of time. But her face shows the type of the oldest race known; it is Eastern; it is like the faces of the early Daughters of men with whom the Sons of God fell in love. But it is her eyes that most attract you... they show whatever is sweet and charming in woman's nature... She knows nothing of society, or of the English language; she does not know what compliments are, nor does she suspect the fact of her own beauty. Such utter absence of any shadow of coquetry I have never seen in a woman over six years of age; and to find such a creature on the stage of a theatre in the latter years of the Nineteenth Century is a phenomenon worth going miles to see.“¹¹

Dieses Portrait zeigt Parallelen zu Tommos Beschreibung der „beauteous nymph Fayaway“ in Herman Melvilles Buch „Typee“. ¹² In beiden Fällen wird das Objekt der Betrachtung durch die europäische Linse mit deren spezifischen Idealen weiblicher Schönheit gesehen. „Lola“ könnte „one of our maidens“ sein, während es Fayaway erlaubt war, „strange blue eyes“ zu haben. Dies widerspiegelt eine erotische Differenz, aber es gibt mehr Gemeinsamkeiten in diesen Beschreibungen zwischen dem Ideal und dem Anderen als in der Objektivierung beispielsweise der Frauen in den „Streets of Cairo“ nicht weit entfernt auf der Midway Plaisance. Auch Jo-

10 G. M. Scott, *Village Performances: Villages of the Chicago World's Columbian Exposition of 1893*, Ph. D. thesis, New York University 1990, S. 268.

11 J. Hawthorne, *Humors of the Fair, Chicago 1893*, S. 168-70.

12 H. Melville, *Typee: A Narrative of a Four Months' Residence Among the Natives of a Valley of the Marquesas Islands, or, A Peep at Polynesian Life*, London 1893, S. 93-96. „Typee“ wurde erstmalig 1846 veröffentlicht.

soph Smith schien von den Frauen des Dorfes gefesselt gewesen zu sein. Er berichtete, daß er mit „Lola, and Mele, and Feteioa, the Samoan girls“ gesprochen hätte. Aber es ist nicht deren Konversation, sondern ihre Erscheinung, auf die er seine Beschreibung konzentrierte. Sie waren

„clad only in light bodices, of gayly painted fibre, and short kirtles, frilled with ribbons of palm and corn, and necks and bosoms gay with strings of red berries and seashells. Their arms were bare and shining, and they thrust out strong brown legs and feet for us to admire.“

Wiederum ist es Lola, die spezielle Bewunderung hervorrief, wenn Smith sie als „a pure Samoan with the features of a European, the color and graze of a Greek bronze, and the long black bushy hair of a Mestizo“ beschrieb.

„Her big dark eyes striking personality make her look like a chieftainess of Amazons; yet she is as gentle and soft-voiced as a wood pigeon and laughs softly as she spells out her name.“

Wie in Hawthornes Beschreibung von Lola und Melvilles Erfindung von Fayaway sind es diese Attribute, die Lola in die europäische Konzeption weiblicher Schönheit, wie sie oben erwähnt ist, integrieren. „Feteioa“ ist hingegen charakterisiert als

„a purer type of the South seas, less graceful, darker, and with a suggestion of the Negraie in her features. She is shyer than her mates, but is strangely self-possessed and devoid of *gaucherie*.“

Smith beschreibt Mele als

„a pretty little thing of thirteen, with the development of a Caucasian of eighteen – a comely Euronessian, the daughter of an American trader and a Samoan mother, who prattles in a sweet, melodious voice and tells us of the Catholic missionaries who educated her.“¹³

Daß die Frauen nicht nur im Detail beschrieben, sondern auch namentlich genannt werden, spiegelt einen Grad von Kommerzialisierung wider, der sowohl mit deren Geschlecht als auch ihrer „exotischen“ Herkunft zu tun hat. Im Unterschied dazu ist offensichtlich nur ein männlicher Schausteller namentlich in den zeitgenössischen Berichten erwähnt worden, nämlich „Kilalulu, the chief“. Es war wahrscheinlich seine enorme Statur, die eine persönliche Identifizierung erlaubte. Beschreibungen von männlichen Schaustellern konzentrierten sich auf deren physische Merkmale – und auch diese erfolgten aus der Sicht der Ideale der westlichen klassischen Tradition. So wurde berichtet, daß die Smithsonian Institution „secured a plaster cast of Kilalulu for preservation as the form of highly developed man“. ¹⁴

13 Smith, *Within the Magic City* (Anm. 1), S. 115-16.

Smith merkte an, daß die drei weiblichen Schausteller unter die „maternal oversight“ von Fa’animomimo, Moors Ehefrau, gestellt waren, die „spends her leisure in making necklaces of seashells and berries, and in fabricating souvenirs of materials brought from the distant islands“. ¹⁵ Im Dorf, so schien es, existierte eine geschlechtsabhängige Arbeitsteilung. Die Kommerzialisierung der indigenen Objekte materieller Kultur wurde ein integraler Bestandteil nicht nur in den Zurschaustellungen von Menschen auf internationalen Ausstellungen, sondern auch des damit verbundenen und beständig ansteigenden Massentourismus. Die Schaffung und der Verkauf von „authentischen“ Souvenirs gehörte bald zur touristischen Erfahrung – besonders wenn es andere Kulturen betraf. ¹⁶ Unabhängig davon, ob diese „Artefakte“ von ihren Käufern als Ergebnis „primitiver“ Kunst oder ethnographische Objekte angesehen wurden, dienten sie als langlebige Erinnerungsstücke. Daß die Herstellung „traditioneller“ Objekte, die im samoanischen Dorf verkauft wurden, als Teil der öffentlichen Vorstellungen betrachtet werden konnte, garantierte offensichtlich deren Authentizität. Diese „Authentizität“ konnte außerdem durch den Vergleich mit den Ausstellungsstücken im nahegelegenen „Museum“ und insbesondere in der kleinen ozeanischen Ausstellung innerhalb des Anthropologischen Gebäudes in der „Weißen Stadt“ überprüft werden.

Eine Anzahl von Kommentatoren beschrieb die Aspekte des „Dorflebens“ aus ethnographischer Perspektive. „All sing and dance“, schrieb Bancroft,

„partaking at times of kava, the national drink, the mode of life resembling that of the Javanese Village, except that there is more war in the atmosphere. The people are clear and hospitable, and their houses, thatched with wild sugar cane, the floors being spread with mats, are cheerful and airy.“

Er fuhr fort, die Wichtigkeit der Matten zu beschreiben, die einen äußerst wichtigen Bestandteil des samoanischen Lebens ausmachten.

„When a tribe goes to war the first thing to be done is to secure the mats in a place of safety; for they descend as priceless heirlooms from family to family, and without them a bride’s dower would be considered extremely incomplete.“ ¹⁷

Indem er in dieser Art berichtete, machte sich Bancroft mitschuldig an der „wissenschaftlichen“ Rechtfertigung der Ausstellung kolonialisierter und anderer „exotischer“ Völker. Das Verbinden des Java-Dorfes mit dem Dorf der Südseeinseln war ein oftmals benutztes Motiv der Berichterstatter vom

14 The Dream City: A Portfolio of Photographic Views of the World’s Columbian Exposition, St. Louis 1893, o.S.

15 Smith, Within the Magic City (Anm. 1), S. 117.

16 T. Nicks, Indian Villages and Entertainments: Setting the Stage for Tourist Souvenir Sales, in: R. B. Phillips/C. B. Steiner (Hrsg.), Unpacking Culture: Art and Commodity in Colonial and Postcolonial Worlds, Berkeley/Los Angeles/London 1999, S. 301-315.

17 Bancroft, The Book of the Fair (Anm. 8), S. 851.

Midway. Hier konnte nicht nur die Welt an in einem Tag besichtigt werden, sondern die Völker und Kulturen dieser Welt geordnet, eingestuft und mit der in der „Weißen Stadt“ ausgestellten „Zivilisation“ verglichen werden.

Jede Vorstellung im Südseeinseltheater wurde durch eine Parade auf dem Midway angekündigt. Alle Schausteller wurden durch das Trommeln und Singen einiger Dorfbewohner, die sich auf einer erhöhten Plattform am Haupteingang des Dorfes befanden, zusammengerufen. Woher kamen die Schausteller? Vom anderen Stellen des Midway? Vom Gelände anderer Schausteller? Oder gar von der „Weißen Stadt“? Die versammelten Inselbewohner marschierten dann entlang des bevölkerten Midway. Smith erinnert sich, wie er das samoanische Dorf entdeckt hatte, nämlich

„by running into a strange procession of half-naked islanders marching solemnly behind a tall, savage looking instrumentalist whose sonorous drum beat arrested the curious throng that crowded the street [...] The savage drummer takes the lead, then come the girls and the big picturesque islanders, and they march slowly and erect out of the enclosure into the street, through the waiting crowd and into the theatre.“¹⁸

Sobald ein ausreichend großes Publikum im Theater zusammengekommen war, begann die eigentliche Vorstellung. Smith hat uns eine der vollständigsten und umfangreichsten Beschreibungen darüber geliefert. Das Innere des Theaters, so berichtet er, war

„modelled after the conventional concert room, but the walls are frescoed with scenes that recall the tropical luxuriance and beauty of the islands of the Southern seas.“

Er beschreibt detailgetreu fünf Abschnitte, die sowohl Gesang als auch Tanz einschlossen und in denen bestimmte Schausteller die Führung übernahmen und andere sie dabei unterstützten. Es scheint, als hätten die Inselbewohner einen signifikanten Einfluß auf die Passagen, die sie vorführten, gehabt und in wenigstens einem Fall ist ein Teil von den Schaustellern selbst zusammengestellt worden. Smith beschreibt die „Maululu“ (oder Mailulu) als eine Folge von Liedern und Chorgesängen, die die Reise von Samoa nach Chicago zum Inhalt hatten. Die gesamte Gruppe hockte auf der Bühne in Richtung Publikum – Mele in der Mitte und Lola und Feteioa an den Seiten. Feteioa, leicht vorgebeugt, begann das Lied in einem klagenden und trauervollen Sprechgesang, während der Refrain vom Chor gesungen wurde. Sie sang einige Verse, und dann ergänzte ein langsames und anmutiges Schwenken der Arme und Klatschen der Hände – die Handflächen des einen gegen diejenigen des nächsten – den Chor. Dann nahm Lola die Melodie auf und sang in einem hohen vibrierenden Sopran und

18 Smith, *Within the Magic City* (Anm. 1), S. 115-16.

lebhaften Rhythmus, und ihren Versen folgte ein lebhaftes Klatschen der Hände und Schwingen der Körper. Während des Gesangs setzten die Trommler ihren erhabenen Schlag fort, und am Ende sprangen alle auf ihre Füße, umkreisten die Trommler, die einen rasanten Trommelwirbel begannen, und tanzten lebhaft begleitet von freudigem Singen.¹⁹ Jede Bühnenvorstellung endete dann offensichtlich mit einer Südsee-Variante von „Yankee Doodle“, gespielt auf Trommeln und Gongs.²⁰

Das Publikum zahlte 25 Cents Eintritt für das Theater und das Dorf, wo es nicht nur die Bühnenvorstellung, sondern auch die Schausteller in einer „natürlichen Situation“ sehen konnte. Wenn die Vorstellung im Theater beendet war, so beobachtete Smith,

„the big islanders stalk out into the village to laugh and chatter like schoolboys turned loose, to lounge on the mats and smoke and sing and hang in ecstasy upon the music of the drummer“.²¹

Sich in einem der „Fale“ aufhaltend, schrieb Smith in einer von Exotik durchströmter Prosa, daß

„the earthen floor was covered with clean matting, and big, bronzed, semi-naked islanders lay under coverlets of fibrous matting, their heads resting on bamboo poles supported on tiny bamboo legs, which to unaccustomed eyes the acme of discomfort. in a shadowy part of the hut, the drummer sat upon a stool rehearsing his music to admiring audience. Close by, an islander, naked but for a gaudy, fibrous kilt, was squatted, grinding kava root upon a rudely perforated vessel of tin, while beside him sat a lusty young woman, in brief attire, waiting to mix and complete the Samoan brew.“²²

Die handwerklichen Vorführungen wie Weben, Feuermachen und Kava-Zubereitung in der weniger formellen Atmosphäre des Dorfes wurden vom Publikum als spontane kulturelle Darbietungen wahrgenommen. Dies kann als ein frühes Beispiel für eine Erscheinung angesehen werden, die Christopher B. Balme in seinem Aufsatz über das Polynesisches Kulturzentrum in Hawai als „the basis forms of entertainment designed for the tourist gaze“, als „fictionalized real encounter“ beschrieben hat.²³ Die rituali-

19 Ebenda, S. 116-17.

20 R. Muccigrosso, *Celebrating the New World: Chicago's Columbian Exposition of 1893*, Chicago 1993, S. 164f.

21 Smith, *Within the Magic City* (Anm. 1), S. 117.

22 Ebenda, S. 115.

23 C. B. Balme, *Staging the Pacific: Framing Authenticity in Performances for Tourists at the Polynesian Cultural Centre*, in: *Theatre Journal* 50 (1998) 1, S. 56. Balme gibt ein zeitgenössisches Beispiel für eine „fiktionalisierte reale Begegnung“ in Papua New Guinea, das er von F. Errington und D. Gwertz, *Tourism and Anthropology in a Post-modern World*, in: *Oceania* 60 (1989), S. 37-54, übernommen hat. Er schreibt, daß die zwei Anthropologen „who were present at an initiation ritual among the Chambri people of Papua New Guinea to which tourists – for a price – were privy, note that when the tourists were told they could clap and take photographs because the ritual was over, they

sierte Darbietung des Zubereitens und Trinkens von Kava war eine der am meisten beschriebenen Phänomene des Dorfes, und viele Berichterstatter bezeichneten Kava als ein „Nationalgetränk“. Dabei blieb unerwähnt, daß die Kava-Zeremonie innerhalb der auf der Ausstellung repräsentierten pazifischen Inseln unterschiedlich war. Wie der kommerzielle Charakter auch anderer Kulturen auf dem Midway zeigte, war es sowohl für die Organisatoren als auch für die Zuschauer einfacher, absolute Wertungen vorzunehmen. So wurde mit deutlicher Erleichterung berichtet, daß „the traditional method of chewing the root and letting the herbal saliva ferment was departed from in deference to American squeamishness and prejudice“.²⁴ Theresa Dean, eine der weiblichen Kommentatoren der Vorstellung, beschrieb deren Vorbereitung detailliert und berichtete, daß sie sich nach dem Kosten des „green-looking stuff“ erfrischt gefühlt hätte.²⁵

Die Mehrzahl der „Dorfbewohner“ war an Missionarsschulen ausgebildet worden, und Besucher äußerten oftmals ihr Erstaunen über deren unerwartete Konversationsfähigkeiten und das Interesse an ihrer Umgebung. „For them“, schrieb Smith,

„the Midway Plaisance is more wonderful and strange than they themselves are to the wandering visitors. They listen in rapt wonder to the questioning visitors, and answer queries with the innocent eagerness of children.“²⁶

Insbesondere die Männer, so wurde berichtet, waren bestrebt, „to give visitors a correct idea of their home life and customs“²⁷, und zeigten damit einen gewissen Grad an Kontrolle über die Ausstellung, was das Publikum nicht immer honorierte. Einige Besucher zeigten sich enttäuscht darüber, daß die „Eingeborenen“ von jenen Inseln stammten, die am meisten vom Westen beeinflusst waren. Bei ihrer Ankunft in den Vereinigten Staaten hatten einige Inselbewohner die westliche Kleidung übernommen, andere hatten ihr Haar kurz geschnitten. So berichtete die Lokalpresse, daß der Manager der Ausstellung wütend wurde, daß die „Dorfbewohner“ „[made] a heroic and laudable effort to resume their natural status of barbarism“.²⁸

were annoyed and consternated“. S. 68. Siehe auch M. E. Stanton, *The Polynesian Cultural Center: A Multi-Ethnic Model of Seven Pacific Cultures*, in: V. L. Smith (Hrsg.), *Hosts and Guests: The Anthropology of Tourism*, Philadelphia 1989, S. 247-62; und T. D. Webb, *Highly Structured Tourist Art: Form and Meaning of the Polynesian Cultural Center*, in: *The Contemporary Pacific*, 6 (1994) 1, S. 59-85. Vgl. auch K. Heli-Thaman, *Beyond Hula, Hotels, and Handicrafts: A Pacific Islander's Perspective of Tourism Development*, in: *The Contemporary Pacific* 5 (1993) 1, S. 104.

24 Smith, *Within the Magic City* (Anm. 1), S. 115.

25 T. Dean, *White City Chips*, Chicago 1895, S. 158. Zit. nach Scott, *Performances* (Anm. 10), S. 273f.

26 Smith, *Within the Magic City* (Anm. 1), S. 117.

27 Scott, *Performances* (Anm. 10), S. 274f.

28 *Samoa Surprises*, in: *The Daily Inter Ocean* (Supplement), 14.6.1893, S. 4.

Wie Robert Rydell ausführte, ist in den letzten Jahren viel über die „commodification of the exotic“ geschrieben worden, hingegen sind

„the motives and reactions of the people put on display [...] less clear. The people who endured exploitative conditions were not just passive victims of world's fairs authorities, entrepreneurial anthropologists, and mercenary concessionaries.“²⁹

Während einige dieser ausgestellten Menschen bewußt in ihre Zurschau-stellung einwilligten, wehrten sich andere gegen eine solche Behandlung und ihren Status. Bancroft berichtet, daß „

most of the orientals employed on the plaisance took home with them a considerable sum of money; the Turks from \$200 to \$300, the dancing girls at least \$500, and the donkey boys a larger amount.“³⁰

Es ist nicht überliefert, was den Darstellern im samoanischen Dorf und im Südseeinseltheater bezahlt wurde, aber sie wurden mit Sicherheit besser behandelt als die Einwohner des „Eskimo-Dorfes“ auf der Ausstellung. Eine Anzahl von Familien, die schlechten Lebens- und Arbeitsbedingungen (einschließlich des Zwanges, Felle zu tragen, wenn es zu heiß war) ausgesetzt war, verklagte die Konzessionäre. Sie wurden daraufhin aus ihren Verträgen entlassen und bauten ihre eigene Show außerhalb des Ausstellungsgeländes auf.³¹

Die Reaktionen über das Dorf der Südseeinseln variierten in großem Maße: von primitiv und minderwertig zu schön, idyllisch und romantisch. Viele Kommentatoren zeigten sich einmütig überrascht von der Qualität der Vorstellungen. E. B. McDowell schreibt beispielsweise in *Frank Leslie's Popular Monthly*, daß er die Lieder „tuneful“ und „really pleasing to the civilized ear“ fand, besonders als Produkte des „cannibalistic mind“. ³² Ein anderer Beobachter war „captivated by the melodious qualities of their performances which he attributed to their island environment and their deep connection with the sea“. Die Vorstellung, so schrieb er, „caught the spirit of the waves“ und ihr Rhythmus was „truly oceanic“. ³³ Trotzdem bezeichneten die meisten Berichterstatter die Darsteller als „Wilde“ oder gar „Kannibalen“. Ein Darsteller ist von Smith als „a big, good-natured Fijian,

29 R. W. Rydell, A Cultural Frankenstein? The Chicago World's Columbian Exposition of 1893, in: N. Harris et al., *Grand Illusions: Chicago's World's Fair of 1893*, Chicago 1993, S. 158-60.

30 Bancroft, *The Book of the Fair* (Anm. 8), S. 883. Quoted in C. H. Hinsley, *The World as Marketplace: Commodification of the Exotic at the World's Columbian Exposition, 1893*, in: I. Karp/S. D. Lavine (Hrsg.), *Exhibiting Cultures: The Poetics and Politics of Museum Display*, Washington/London 1991, S. 362.

31 Rydell, A Cultural Frankenstein (Anm. 29), S. 158-60.

32 E. B. McDowell, *The World's Fair Cosmopolis*, in: *Frank Leslie's Popular Monthly* 36:4 (1893), S. 410. Zitiert nach Scott, *Performances* (Anm. 10), S. 276.

33 D. J. Snider, *World's Fair Studies, Chicago/St. Louis 1893*, S. 346-348. Zitiert nach Scott, *Performances* (Anm. 10), S. 277.

who has possibly eaten his missionary in his day“ charakterisiert worden, und ein Schild warnte die Besucher „not to mention cannibalism as it is very offensive to them“. Aber genau damit sind diese Stereotypen bestärkt worden.³⁴ Es ist wichtig daran zu erinnern, daß die Darsteller von Gemeinschaften stammten, die schon in einem frühen Stadium ihres Kontaktes mit dem Westen christianisiert worden waren. Daher kann angenommen werden, daß sich hinter der „Wildheit“ der Bühnenvorstellungen und der weniger formellen Darbietungen im Dorf ein gehöriges Maß an Ironie und Humor verbarg. Die Darsteller mögen mit den für sie produzierten Stereotypen als „a variation on colonial mimicry“ gespielt haben, wie Balme es anhand eines anderen Beispiels bezeichnet hat.³⁵ In der kolonialen Machtbeziehung kann das Lachen vielfältige Bedeutungsformen annehmen: es kann subversiv und gleichzeitig ein Machtinstrument sein. „The mocking laughter of Polynesian islanders at the cultural absurdities of intruding strangers“, hat Greg Denning festgestellt, „was a first step to resistance.“³⁶ Man sollte daher die Bedeutung des kulturellen Stolzes in den Vorführungen der Bewohner der verschiedenen Pazifikinseln im Dorf nicht unterschätzen.

Für einige Besucher bestand die Attraktivität des Dorfes in seiner scheinbaren Ruhe – ein *pazifischer* Kontrast zum Gedränge und Gewühl auf dem Midway. Die Stereotype der Südsee hatten Aufnahme in die populäre Phantasie gefunden und damit auch die aufkommende Vorstellung von der amerikanischen „Verantwortlichkeit“ gegenüber dieser Region. Das fand seinen Ausdruck insbesondere in der Annexion Hawaiis, wurde aber zu dieser Zeit wohl am deutlichsten in den Handlungen von Individuen wie Moors, Melvilles und anderen. Der Pazifik wurde die neue amerikanische *frontier*. Das idealisierte Paradies Eden war der am meisten benutzte Topos, oftmals um die Aufmerksamkeit auf die angeblich korrupten Elemente der „Zivilisation“ zu lenken. „For ages“, schrieb Smith,

„these islands existed in joyous ignorance of our civilization, and, when discovered, were simply touched at by whalers and seekers after sandalwood and bêche de mer. Then went the zealous missionary, like the serpent to Eden, to give the simple natives the knowledge of good and evil, and disrupt the innocent methods of this Pacific paradise; and fasten upon his heels came the trader and his traffic, with his poisons and his vices, carrying the dubious benefits of our civilization to those who were happy without them.“³⁷

34 Smith, *Within the Magic City* (Anm. 1), S. 115, Snider, *World's Fair Studies*, S. 346. Zitiert nach Scott, *Performances* (Anm. 10), S. 278.

35 Balme, *Staging the Pacific* (Anm. 23), S. 60.

36 G. Denning, *Laughing into Empire*, in: *Readings/Writings*, Melbourne 1998, S. 150.

37 Smith, *Within the Magic City* (Anm. 1), S. 115.

Ironischerweise kann Moors als genau solch ein Händler bezeichnet werden, und in seinem Fall fand der „Handel“ im „pazifischen Paradies“ selbst statt.

Die „Südseeinsel-Ausstellung“, so urteilte Moors später,

„was a decided financial and artistic success [...] Any old photographs of the Chicago Exhibition will show that we did present a very attractive exhibit, and the results of our gate takings were highly satisfactory, and justified the expenditure of the \$30,000 we had outlaid before we opened for business.“

Die World's Columbian Exposition wurde im Oktober 1893 geschlossen, und Moors kehrte mit seiner Truppe im Dezember zurück nach Samoa. Er berichtete, daß er „all of his natives“ in guter Gesundheit nach Hause zurückgebracht hätte. Nach der Rückkehr, so erinnerte sich Moors, „a new company was now engaged and new supplies of all kinds had to be accumulated and shipped.“ Nach einem zweiwöchigen Aufenthalt in Apia brach er zu seinem zweiten Abenteuer in die USA auf „via other South Sea Islands with an exhibition party [of] 42 Islanders.“³⁸ Die Leichtigkeit, mit der Moors seine zweite Truppe zusammenstellte, scheint auf ein größeres Interesse der Inselbewohner und deren Enthusiasmus für diese wagemutige Reise hinzuweisen. Die zweite Truppe trat auf der California Midwinter Exposition in San Francisco und später auch in New York an, einer Ausstellung, die Moors beschrieb als

„a very large enterprise [...] in connection with the managers of the Ferris Wheels Company, Hagenbeck's Trained Animals [who had been positioned alongside the South Islands Village in Chicago], and the Buffalo Bill Company, all first-class concerns.“³⁹

Während die Aussteller in New York waren, wurden einige Mitglieder der Truppe für P. T. Barnums „great ethnological congress of curious people from all parts of the world“ herangezogen. 74 Teilnehmer aus verschiedenen Teilen der Welt, von denen viele in Chicago dabei waren, fanden sich unter einem Leinwanddach zusammen.⁴⁰ In welchem Ausmaß sich diese „curious people“ untereinander vermischt hatten, muß reine Spekulation bleiben. In Barnums Zirkus, wie auch auf der Chicago Midway, hat sich aber mit Sicherheit eine Vielzahl interkultureller Begegnungen ereignet.

Auf dem „World's Congress of Historians and Historical Students“, der in Zusammenhang mit der American Historical Association auf der Chicagoer Weltausstellung stattfand, hat Frederick Jackson Turner seinen einflußreichen Vortrag über „The Significance of the Frontier in American History“ vorgetragen. Die zurückweichende Grenze, durch die das ameri-

38 Moors, *Some Recollections* (Anm. 7), S. 110.

39 Ebenda, S. 109.

40 R. Bogdan, *FreakShow: Presenting Human Oddities for Amusement and Profit*, Chicago/London 1988, S. 185.

kanische Volk geformt wurde, war verschwunden, erklärte Turner, und „with its going has closed the first period of American history.“⁴¹ Das Schließen dieser Grenze und damit eines Kapitels der amerikanischen Geschichte fiel mit dem wachsenden Interesse an einer neuen amerikanischen *frontier* – weiter westlich – in den pazifischen Inseln zusammen. Der öffentliche Anklang, den Moors Südseeinseltheater und das samoanische Dorf auf dem Midway und das naheliegende hawaiische „Kilauea Panorama“ fanden, verdeutlichte dieses Interesse, das sich dann in der Etablierung der USA als führende Kolonialmacht in Ozeanien um die Jahrhundertwende manifestierte. Die Bilder von der Südsee, die von Moors und seiner Truppe auf der Chicagoer Weltausstellung beschworen und wiedererschaffen wurden, fanden ihren Weg in die amerikanische Vorstellung und wurden integrale Merkmale der Weltausstellungen bis weit in das 20. Jahrhundert hinein.

41 F. J. Turner, The Significance of the Frontier in American History, in: The Frontier in American History, New York 1937, S. 1-38; R. A. Billington, Frederick Jackson Turner: Historian, Scholar, Teacher, New York 1973, S. 124-31.

Brenda Hollweg

Recollecting the Past: Erinnerungs(schau)spiele in den Texten zur *World's Columbian Exposition* in Chicago 1893¹

1. Die *World's Columbian Exposition* und ihre Texte

Der Beginn der letzten Dekade des 19. Jahrhunderts markiert in den USA gemeinhin die Wasserscheide zwischen dem viktorianischen Zeitalter und der anbrechenden Moderne. Insbesondere dem Jahr 1893 wird dabei eine Schlüsselstellung zugewiesen: „The year of 1893 was a time of immense and lasting change. The precarious economic boom of the previous years tripped into a deep depression. Unemployment, strikes, business collapse, and political realignment changed America profoundly.“² Für zahlreiche US-Amerikaner begann der Aufbruch in ein neues Zeitalter aber auch auf vernünftige Art: mit einer Reise zum Lake Michigan. Ob Städter aus Boston oder Farmer aus Kansas – zu Hunderttausenden pilgerten die Bürger der Vereinigten Staaten im Sommer 1893 nach Chicago, wo von Mai bis Ende Oktober die bis dahin größte und kostspieligste Weltausstellung stattfand: die *World's Columbian Exposition*, wie sie zur 400-Jahr-Feier Amerikas und zu Ehren des 'Entdeckers' Christoph Kolumbus benannt wurde. Innerhalb weniger Wochen avancierte diese Ausstellung zu einem kulturellen Schlüsselereignis, an dem insgesamt rund 20 Millionen Menschen aus den USA und Übersee, vor allem Europa, partizipierten.

Die beiden Bereiche der *World's Columbian Exposition* – die White City, wo sich ausgehend von einem griechisch anmutenden Säulengang, dem Court of Honor, zahlreiche im Beaux Arts-Stil erbaute weiße Schaulustpaläste biaxial um ein großes, künstlich angelegtes Wasserbecken (das Grand Basin) erstreckten,³ und die Midway Plaisance, eine eineinhalb Ki-

1 Dieser Beitrag ist Bestandteil einer längeren Arbeit zu Formationsprozessen kultureller Identität in den Texten zur *World's Columbian Exposition*.

2 J. Gilbert, *Perfect Cities: Chicagos Utopias of 1893*, Chicago 1991, S. 1.

3 Zu den Palästen der White City gehörten u.a. das Manufactures and Liberal Arts Building, das Fine Arts Building, die Machinery Hall, die Electricity Hall, das Mines and Mining Building, das Transportation Building, das Agricultural und das Horticultural Building sowie einige kleinere Gebäude mit Viehställen und Milchwirtschaft. In diesen Gebäuden waren die technischen, (land-) wirtschaftlichen, handwerklichen und künstlerischen Exponate untergebracht. An der südlichen Front der White City, die sich zum Lake Michigan hin öffnete und aus der das Gelände per Schiff und über einen Steg zu erreichen war, lagen fest vertäut die Nachbauten der drei Schiffe La Niña, La Pinta und La Santa Maria. Nicht weit davon stand das in Originalgröße rekonstruierte spanische Kloster La Rabida, von dem aus Kolumbus seine Reise in die Neue Welt angetreten

lometer lange Ausstellungs- und Vergnügungsmeile, auf der sich unterschiedliche wissenschaftliche, völkerkundliche, folkloristische und jahrmärktsähnliche Elemente mischten – waren so zueinander angelegt, daß sie ihren Besuchern den stetigen Vergleich zwischen dem Eigenem und 'Anderen', der Heimat und Fremde ermöglichten. Dabei galt die White City, deren Schauhallen zum größten Teil die technischen, wirtschaftlichen, handwerklichen Exponate und Kunstwerke der USA und Europas beherbergten, als Inbegriff eines modernen Fortschrittsgeistes und zivilisatorischer Schaffenskraft, während die Midway Plaisance trotz ihres offiziellen Anspruchs, auf 'wissenschaftliche' Weise zu bilden, stets der Ruf begleitete, das elitäre Bildungs- und Erziehungskonzept der Weltausstellung mit einem auf die Massen zugeschnittenen *info-* bzw. *edutainment* – einer bunten Mischung aus Information, leichter Unterhaltung, Animation und Spektakel – zu unterlaufen. Das kühne Vorhaben, das wie nie zuvor Grenzüberschreitung als Wert *per se* konstituierte, katapultierte Chicago, die für ihre *backwardness* traditionell belächelte Großstadt im Mittleren Westen, über Nacht ins Rampenlicht nationaler und internationaler Aufmerksamkeit.

Die World's Columbian Exposition zeigte nicht nur in wirtschaftlicher und regionalpolitischer Hinsicht Wirkung. Sie brachte eine publizistische Tätigkeit hervor, die in keiner Weltausstellung vor und nach 1893 ihresgleichen findet. „The Fair“, schreibt Carl Smith zurecht, „inspired a literary response big enough to have provided an exhibit in itself.“⁴ Unter den mehreren tausend Veröffentlichungen befinden sich historische Dokumente, Kataloge, Reiseberichte, Kriminalromane, Dramen und Gedichte, aber auch illustrierte Kochbücher und Satirezeitschriften, wie z.B. der *World's Fair Puck*, sowie zahllose Beiträge in der Tagespresse und in populären Magazinen wie *The Cosmopolitan*, *Harper's Weekly*, *Harper's New Monthly*, *The Review of Reviews* oder *Frank Leslie's Popular Monthly*. An diesen Publikationen zur Weltausstellung läßt sich zeigen, welche entscheidende Bedeutung Texten (und Populärliteratur im besonderen) bei der Formation kultureller Identität und dem Aufbau des kulturellen Gedächtnisses zukommt. In ihrer Funktion als „Verschriftlichungen kollektiver oder sozial ausdifferenzierter Einstellungen und Praktiken“⁵ haben die Texte die gegen Ende des 19. Jahrhunderts vorherrschenden

hatte. Den geographischen Mittelpunkt der Exposition bildete das Woman's Building. Dieses von weißen Mittelklassefrauen und vor allem für Frauen gestaltete Schaugebäude, das mit dem angebauten Children's Building und der Kindertagesstätte im Westen der White City lag, war eine der Hauptattraktionen der Columbian Exposition. Viele Zeitgenossen hielten es – zumindest architektonisch – für eines der anspruchsvollsten Gebäude. Durch dieses Gebäude gelangten die Besucher in den zweiten Großbereich der Ausstellung, die Midway Plaisance.

4 C. Smith, *Chicago and the American Literary Imagination, 1880–1920*, Chicago/London 1984, S. 141.

Werte, Normen und Interessen der amerikanischen Gesellschaft nicht nur reflektiert und mitproduziert, sondern auch auf vielschichtige Weise problematisiert.

2. Erinnerungskultur und Aufbau eines kulturelles Gedächtnisses

Die Vertexung der Weltausstellung als Repräsentations- und Anschauungsraum einerseits und Erlebnisraum andererseits berücksichtigt eine Vielfalt unterschiedlicher Rezeptionsweisen, die sowohl die imitativen, machterhaltenden und statischen Elemente kultureller Identitätsformation, als auch die grenzüberschreitenden, dynamischen und explorativen Momente aufscheinen lassen. Ein Faktor spielt im Rahmen solcher Vertexungs- und Formationsprozesse von kultureller Identität eine zentrale Rolle: Es ist die Erinnerung – oder genauer: der (Wieder-)Gebrauch, die Verarbeitung und Transformation des Vergangenen in der Erinnerung. Denn „Identitätssuche verläuft ganz allgemein über Rekonstruktion, Entwurf, Bestimmung von Herkunft, ist also geschichtsrelevant.“⁶ Erst durch solche aktiven Rekonstruktions- bzw. Erinnerungsprozesse ist der Aufbau des kulturellen Gedächtnisses und damit kultureller Identität in einer Gesellschaft möglich. Das kulturelle Gedächtnis existiert stets

„in zwei Modi: einmal im Modus der Potentialität als Archiv, als Totalhorizont angesamelter Texte, Bilder, Handlungsmuster, und zum zweiten im Modus der Aktualität, als der von einer jeweiligen Gegenwart aus aktualisierte und perspektivierte Bestand an objektiviertem Sinn.“⁷

5 H.-J. Lüsebrink, *Romanische Landeskunde zwischen Literaturwissenschaft und Mentalitätsgeschichte*, in: K. P. Hansen (Hrsg.), *Kulturbegriff und Methode: Der stille Paradigmenwechsel in den Geisteswissenschaften*, Tübingen 1993, S. 89-90.

6 W. Lipp, *Natur – Geschichte – Denkmal: Zur Entstehung des Denkmalsbewußtseins der bürgerlichen Gesellschaft*, Frankfurt a. M./New York 1987, S. 64.

7 J. Assmann, *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*, in: J. Assmann/Th. Hölscher (Hrsg.), *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt a. M. 1988, S. 13. Vgl. auch N. Witoszek, *Tradition: Erfunden oder erinnert? Postmoderne Theorie und die Tartuer Semiotik*, in: B. Henningsen/St. M. Schröder (Hrsg.), *Vom Ende der Humboldt-Kosmen: Konturen von Kulturwissenschaft*, Baden-Baden 1997, die vom 'manifesten' im Unterschied zum 'fundamentalen' Gedächtnis spricht. Für sie stellt das „fundamentale Gedächtnis [...] den relativ stabilen, symbolischen Kern einer Kultur dar, ein mit Werten aufgeladenes Programm, das sich über Jahrhunderte herausgebildet hat und sich auf die vorherrschende gesellschaftliche Gesinnung auswirkt.“ Das manifeste Gedächtnis verfährt demgegenüber „oft transitorisch und zweckdienlich – und bleibt im Unklaren über sich selbst.“ (S. 249) R. Lachmann, *Gedächtnis und Literatur. Intertextualität in der Russischen Moderne*, Frankfurt a. M. 1990, unterscheidet das 'informative' vom 'kreativen' Gedächtnis. Das erste unterscheidet sich vom zweiten darin, daß es linear funktioniert und über eine Zeitdimension verfügt, während das zweite panchron und raumkontinuierlich gedacht wird. Das kreative Gedächtnis ist zeitresistent, in ihm liegt das gesamte Textmassiv einer Kultur potentiell aktiv vor. (S. 47)

Entscheidend für die folgenden Analysen ist dieser zweite, auf den spezifischen historischen Augenblick und die Bedürfnisse der Zeitgenossen in der jeweiligen Kultur zugeschnittene Bestand an Bildern. Er beruht auf dem Regulativ der Selektion und Variation: Nicht alles, was potentiell in der Vergangenheit geschehen ist bzw. Geschichte ausmacht, wird in der Gegenwart erinnert oder als erinnerungswürdig erachtet, aber das, was erinnert wird, ist „immer von spezifischen Motiven, Erwartungen, Hoffnungen, Zielen geleitet und von den Bezugsrahmen einer Gegenwart geformt“.⁸ Fortlaufend wird sich des Vergangenen auf diese Weise in den Diskursen einer Gesellschaft 'bemächtigt'.⁹

Der historische Zeitraum, auf den sich die Autoren und Autorinnen in ihren Darstellungen beziehen, umfaßt zum einen die unmittelbare Vergangenheit, also jene zehn bis zwanzig Jahre, deren Ereignisse das kollektive Kurzzeitgedächtnis der Zeitgenossen geprägt haben. Erinnerungs- und Rekonstruktionsprozesse im Rahmen dieses Zeitabschnittes bilden ein Stück 'gelebter Erinnerung'. Im Mittelpunkt ge-/erlebter, also in Zeitzeugen verkörperter Erinnerung, stehen Erinnerungsprozesse, die die Kulturteilnehmer mit anderen Zeitgenossen teilen. Sie können ebenso leidvoll wie heilsam und schön sein. Greift der Rekonstruktionsprozeß weiter zurück, dann liegt 'tradierte Erinnerung' vor. Sie gebraucht gegenüber der erlebten Erinnerung einen entsprechend größeren Fundus an Memen, d.h. überlieferter literarischer Bilder, Topoi und Mythen, die sich auf weiter zurückliegende Zeiten beziehen, sich über die Jahre, Jahrzehnte oder Jahrhunderte aber herausgebildet und auf die vorherrschende gesellschaftliche Gesinnung auswirkt haben. Beide Formen von Erinnerung unterliegen bestimmten 'Kulturzwecken', die wirtschaftlicher, politischer oder sozialer Art sein können.

3. Fundierende Erinnerung

3.1. Rückgriff auf Topoi und Mythen aus der Antike und italienischen Renaissance

In der literarischen Vertextung der Chicagoer Weltausstellung spielt der Gebrauch von Bildern, Topoi und Mythen aus der griechisch-römischen Antike und der italienischen Renaissance eine elementare Rolle. Sie werden in den Texten so eingesetzt, daß die Gegenwart als unabänderliche Zwischenstation auf dem Weg in eine bessere Zukunft erscheint: Der Erinnerung kommt also – in Assmanns Terminologie – 'fundierende' Funktion

8 J. Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis*, München 1992, S. 88.

9 „Vergangenes historisch artikulieren heißt nicht, es erkennen 'wie es denn eigentlich gewesen ist': Es heißt, sich einer Erinnerung bemächtigen [...]“ Siehe W. Benjamin, *Gesammelte Schriften* I, 2, hrsg. von R. Tiedemann und H. Schweppenhäuser, Frankfurt a. M. 1990, S. 695.

zu. Die Charakterisierung 'fundierend' gilt dabei nicht für den Mythos als solchen, sondern vielmehr für die selbstbildformende und handlungsleitende Bedeutung, die er für eine Gegenwart hat, die orientierende Kraft, die er für eine Gruppe in einer bestimmten Situation besitzt.¹⁰ John Hall Ingham praktiziert in seinem Gedichtband mit dem programmatischen Titel *Pompeii of the West, And Other Poems* (1903) eine solche Erinnerungsform. Das einführende Gedicht des Bandes, das er rückblickend der Columbian Exposition widmete, stellt eine Ode an die amerikanische Nation, ihren Fortschritt, ihre Schaffenskraft und Einzigartigkeit dar. Mit dem Aufruf von Topoi aus der klassischen Antike konstruiert Ingham Entsprechungen, Ähnlichkeiten und Kontinuitäten zwischen dem zeitgenössischen Amerika und dem europäischen Kulturerbe, das dem Sprecher zugleich Vorbild und Ideal ist, an das es anzuknüpfen gilt.¹¹ Die Inszenierungen der Zeitgenossen beschränken sich typischerweise auf den kurzen, allein 15 Jahre währenden Zeitraum von 445 bis 430 v. Chr., in dem Athen unter dem Feldherrn und Staatsmann Perikles eine einzigartige Blütezeit politischen und kulturellen Lebens durchlief. Für die Kunstkritikerin Candace Wheeler wird die White City in ihrem feuilletonistischen Aufsatz „The Dream City“¹² zum Inbegriff von Stilsicherheit, Kultiviertheit und demokratischer Lebensform; sie ist für sie Symbol dieses 'goldenen Zeitalters', einer Zeit des Glücks und Friedens, indem die großen Werke der Menschheitsgeschichte geschaffen wurden. Der griechische Gedächtnistempel – zentrales Symbol architektonischer Mustergültigkeit – feiert in Wheelers Darstellung seine Wiederkehr im Court of Honor und in den Beaux Arts-Palästen. Das Exemplarische – die Maschinen, Geräte, Instrumente, die in den Hallen ausgestellt sind – bescheinigt die Schöpfungskraft der amerikanischen Bürger und glorifiziert ihre technischen Gipfelleistungen. Auch Senator John J. Ingalls gedenkt mit Hilfe dieser Topoi in seinem Aufsatz „Lessons of the Fair“ des kühnen und kreativen Geistes der amerikanischen Industriekapitäne:

„No one can witness the marvels in the buildings of Electricity, Transportation and Manufactures without the conviction that we are in the vestibule of the temple, and greater wonders are yet to come.“¹³

F. J. V. Skiff, der Leiter des Department of Mines and Metallurgy, läßt in „Mines and Metallurgy“ die ihm unterstellte Sammlung aus dem Palace auf Mines vor seinem inneren Auge passieren und versucht dabei, die Einzelwaren, den westlichen Fortschritt, die Geschichte seiner eigenen Nation

10 Siehe Assmann, Das kulturelle Gedächtnis (Anm. 8), S. 79-80.

11 J. Hall Ingham, *Pompeii of the West and Other Poems*, Philadelphia/London 1903.

12 C. Wheeler, A Dream City, in: *Harper's New Monthly Magazine* 86 (Dezember 1892-Mai 1893), S. 830-46.

13 J. J. Ingalls, Lessons of the Fair, in: *Cosmopolitan* 16 (November 1893-April 1894), S. 148.

und die des Ausstellungswesens in einen chronologischen Zusammenhang einzubinden:

„Imagination carries us back to the dawn of the metal industries – the bronze age – and to the patriarchal times with their abundant metals playing such an important part in the commercial and belligerent life of the Orient. Jew, Venetian, Roman and Spaniard, impelled by an insatiate desire for wealth and possessions, were inspired and urged on to discover and widen the world's boundaries. Cornish tin brought the culture of Rome to Great Britain and gold to redeem the Holy Sepulchre leads Columbus to search for the western continent. Today are the onward tides of population and prosperity directed by a deposit of coal or a vein of metal, whole armaments of nations rendered useless by the discovery of a new and more impenetrable alloy.

We seem to gaze at the long line of exhibitions that shine like bright points, marking off the world's progress until in the dim perspective of Charlemagne's time is shadowed forth the smiths and miners of the Hartz mountains, bringing down samples of their pure and wrought metals to display at the yearly festival of Frankfort-on-the-Main – the first recorded mining exhibit. One by one, fairs, festivals, commercial exhibitions and international expositions arise in quick succession – Frankfort, St. Denis, Maison d'Orsay, Dublin, London, Vienna, Paris – in each mining and metallurgy performing a continually growing and important part, proportionate to the rapid development of the industries themselves.“¹⁴

Der Geschichtsverlauf wird hier verstanden als ein stetes Überschreiten des *status quo* hin zum Besseren, als eine „ununterbrochene Entwicklungslinie, die schließlich in den Maschinenhallen die Gegenwart erreicht.“¹⁵ Gleichzeitig ist Skiffs Text ein anschauliches Beispiel für den bei Claude Lévi-Strauss entwickelten Begriff der 'heißen' Gesellschaft, die sich durch ein „gieriges Bedürfnis nach Veränderung“ auszeichnet und ihre „Geschichte ('leur devenir historique') verinnerlicht, um sie zum Motor ihrer Entwicklung zu machen.“¹⁶

Ein bevorzugtes Versatzstück fundierender Erläuterung stellt der Venedig-Topos dar. Das Venedig der Renaissance steht für blühendes Handelsstreben, multikulturelle Lebensformen und imperiale Machtausübung. Der Gebrauch dieses Topos im amerikanischen Kontext verleiht auch dem wirtschaftlichen Erstarken des Vielvölkerstaates Amerika und seinem Expansionsdrang sinnbildlich Ausdruck. Den deutschen und britischen Bildungsreisenden des 18. und frühen 19. Jahrhunderts diente die Stadt als beliebtes Ziel ihrer Kontinentalreise. Auch diese Tradition gewinnt im Ausstellungskontext erneut an Zentralität: Italienfreund und -kenner F.

14 F. J. V. Skiff, *Mines and Metallurgy*, in: *Cosmopolitan* 15 (Mai-Oktober 1893), S. 592f.

15 W. Hofmann, *Das irdische Paradies: Motive und Ideen des 19. Jahrhunderts*, München 1974 (2. Aufl.), S. 107.

16 Siehe Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis* (Anm. 8), S. 68.

Hopkinson Smith betont in seinem Text „A White Umbrella at the Fair“¹⁷ das italienische Flair, das die White City erfüllt; fasziniert schaut er dem bunten Treiben der *gondolieri* auf dem Grand Basin zu.¹⁸ Will H. Low rekurriert in seinem Beitrag „The Art of the White City“ auf die Topoi Rom, Florenz und Neapel (alles klassische Reiseziele der britischen und deutschen Grand Tour), um den Promenaden der White City durch diese textliche Referenz den Chique der italienischen Städte zuzuschreiben.¹⁹ Die Abendstimmung im Court of Honor ruft das vom Mondschein überflutete Florenz Erinnerung und den Beaux Arts-Fronten der Schaupaläste haftet die Patina französischer Kultiviertheit an – sie erinnern den Autor an den Pariser Louvre und die Tuileries. In sämtlichen Beispielen ziehen italienisches *laissez-faire*, französisches *savoir-vivre*, Luxus und Leichtigkeit für flüchtige Momente in den (so hart arbeitenden) amerikanischen Westen ein und erwecken den kulturarmen Alltag und seine reizlose Topographie zu neuem Leben. Der Gebrauch der Ortsbezüge und ihre Reihung ordnet das europäische Kulturerbe zu Stationen einer modernen Grand Tour, die ihre amerikanische Leserschaft mit den Kunst- und Kulturschätzen Europas vertraut macht und ihre Verbundenheit mit diesem Erbe stärken sollte.

Eine besondere Rolle beim Aufbau des kulturellen Gedächtnisses einer Nation spielen auch Mythen, „never-ending stories“²⁰ oder symbolische Erzählungen, die sich spiralartig in die Vergangenheit oder Zukunft vor- bzw. zurückschrauben können und sich über die Jahre und Jahrzehnte zur fundierenden Geschichte verselbständigen haben, unabhängig davon, ob sie faktischen oder fiktiven Ursprungs sind. In ihnen findet erinnerte Vergangenheit ihre Form; sie wird zum Motor der Erzählung, zur ‘Mythomotorik’ der Nation und zum Fundament ihrer kulturellen Identität.²¹ Gerade nationale Krisenzeiten werden häufig als „Hoch-Zeiten kollektiver Mythenbildung“ bezeichnet: „Wo die Geltung überkommener Werte oder die Integrität des nationalen Territoriums in Frage gestellt wird, entsteht ein Bedürfnis nach mythischer Kompensation.“²² Entstehungs- oder Wieder-

17 F. Hopkinson Smith, A White Umbrella at the Fair, in: *Cosmopolitan* 16 (November 1893-April 1894), S. 150-6.

18 Immer wieder wird auch Chicago mit seinen Wasserkanälen zu ‘Little Venice’ stilisiert. Daß die Venedig-Faszination sich in den USA bis heute erhalten hat und noch immer bombastische Imitationsarchitektur hervorbringt, zeigt sich an dem in den neunziger Jahren unseres Jahrhunderts fertiggestellten Themenhotel ‘The Venetian’ in Las Vegas, auf dessen ‘Markusplatz’ samt venetianischen Lagunen die Crew des Hotels für ihre Gäste allabendliche Spektakel veranstaltet.

19 W. H. Low, The Art of the White City, in: *Scribner's Magazine* 14 (Juli-Dezember 1893), S. 504.

20 T. Bennett, *The Birth of the Museum: History, Theory, Politics*, London/New York 1995, S. 147.

21 Siehe Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis* (Anm. 8), S. 77.

22 M. Christadler, Zur nationalpädagogischen Funktion kollektiver Mythen in Frankreich, in: J. Link/W. Wülfing (Hrsg.), *Nationale Mythen und Symbole in der zweiten Hälfte*

geburtsmythen helfen einer Gemeinschaft, sich ihrer Ursprünge bewußt zu werden und eine Tradition auszubilden; sie sind gemeinschaftsbildend und identitätsfördernd. Zu solchen Mythen gehört der des Phönix aus der Asche. Für die Ägypter symbolisierte der Phönix Unsterblichkeit. In der Spätantike wurde dieser Symbolgehalt erneut aufgegriffen: Den Phönix brachte man nun mit dem unsterblichen Rom in Verbindung, er war Sinnbild für die 'ewige Stadt'. Im Ausstellungskontext gewinnt der Mythos des Phönix eine erneute, veränderte Bedeutung: Hier wird seine Geschichte in unmittelbare Relation zum Neuanfang gestellt, den Chicago nach dem großen Innenstadtbrand vom 8. auf den 9. Oktober 1871 durchlebte. Dieser Neuanfang, der 1893 in der Weltausstellung gipfelte, wird in der Ausstellungsliteratur zelebriert. Dabei symbolisiert die Auferstehung des 'Chicagoer Phönix', der aus den Brandtrümmern in die vom Licht der 1000-Watt-Glühbirnen illuminierte Nacht aufsteigt, den Triumph der Chicagoer Bürger über die Willkür und Unberechenbarkeit der Natur. Das Gegenwärtige (Chicago, der Wiederaufbau) präsentiert sich im Licht einer Geschichte (der Zerstörung), die diese als sinnvoll, notwendig und unabänderlich erscheinen läßt.

Der Titelbeitrag vom 2. Mai 1893 aus der *Chicago Tribune* stilisiert die Eröffnungsfeier der Weltausstellung zur Geburtsstunde eines neuen Menschentypus. Dazu wird die 'Wiege' der abendländischen Zivilisation, gewöhnlich in Athen oder Rom lokalisiert, nach Nordamerika – oder genauer: nach Chicago – verlegt und das feuchte Spektakel, dem mehrere tausend Besucher an diesem 1. Mai bei strömendem Regen beiwohnten, zu einem göttlichen Schöpfungsakt transformiert. Zum einen finden sich Verweise auf die alttestamentliche Schöpfungsgeschichte, die auch als Folie für das Exil der Puritaner und die Landung der Pilgrim Fathers in Plymouth diente. Zum anderen wird die Geburt der Nation auf evolutionäre Theorien zurückgeführt, die den modernen Naturwissenschaften entlehnt sind. Die Schlammschlacht der Massen („protoplasm standing on mud“) stellt ein Echo auf die Urzeit, ihre Meere und ihren Morast dar, dem ein neuer Menschentypus in urgiastischer Genese erwächst. Begriffe wie „crawling forth“ oder „grew in slime“²³ konnotieren die ozeanische und amphibische Vorgeschichte des Menschen. In der Hybridisierung beider Mythen gelingt es dem Berichterstatter, die Vorstellung von einer nationalen Gemeinschaft zu entwickeln, die aus dem 'Nichts' entstand und deren Existenz durch eine radikale geographische wie geistige Loslösung ihrer Mitglieder vom Mutterland begünstigt wurde und nun unter dem

des 19. Jahrhunderts. Strukturen und Funktionen von Konzepten nationaler Identität, Stuttgart 1991, S. 199.

23 Sämtliche Zitate beziehen sich auf den erwähnten Artikel der *Chicago Tribune* vom 2. Mai 1893, S. 9.

zivilisierenden Einfluß des Westens und eines demokratischen Wertesystems reifen und gedeihen wird.

Dem Mythos von der Genese der Menschheit in den USA steht in anderen Magazinen ein weiterer Mythos zur Seite, der die Begründung der amerikanischen Nation durch Christoph Kolumbus thematisiert. Dort wird der mal spanische, mal italienische, in jedem Fall europäische Seefahrer „with the serious realism of the Oberammergau Passion“ – wie ein Zeitgenosse im *Century Magazine* schreibt²⁴ – zum genuin ‘amerikanischen’ Nationalhelden stilisiert, und das Kloster La Rabida erhält den Status einer geheiligten Kuktstätte.²⁵ In Elbridge S. Brooks’ Kinderbuch *The True Story of Christopher Columbus; called the Great Admiral* (Boston 1892) wird Kolumbus als prototypischer Pionier und Weltbeweger eingeführt. Brooks rekurriert in seiner Darstellung auf Benjamin Franklins fleißigen und tüchtigen Aufsteigerhelden aus dem 18. Jahrhundert, der seine risikoreichen, aber kalkulierbaren Ziele ehrgeizig verfolgt und damit Erfolg hat. Andere Autoren wiederum rücken Kolumbus stärker in die zeitgenössische Gegenwart: Für sie repräsentiert er einen schöpferisch tätigen Maschinisten „[who] walked through weather and mud worse than we see this May day, and put his hand upon the button, the little Bahama island, which awoke all the machinery of a hidden world“, wie ein Journalist am 2. Mai 1893 in der *Chicago Tribune* schreibt.²⁶

3.2. Besinnung auf originär amerikanische Helden und Mythen

Mythen wie die von Kolumbus, seines außerordentlichen Mutes und Pioniergeistes, der Puritaner, ihrer transatlantischen Seereise und frühen erfolgreichen Siedlungsversuche in der Neuen Welt, oder auch die des ‘Chicagoer Phönix’, der sich aufschwingt, die Vereinigten Staaten aus ihrer Isolation, agrarischen Rückständigkeit und Unkultiviertheit herauszuführen, liefern „zeitlos gültige Modelle patriotischer Gesinnung“, mit denen auf kollektiver Ebene versucht wird, die durch die Umbruchszeit entstandene „moralisch-politische Verunsicherung durch eine historisch sakralisierte, neue Sinnsetzung“²⁷ zu heilen. Sie erinnern die amerikanischen Zeitgenossen an weit zurückliegende Epochen, deren Kultur und Traditionen sich (mehr oder weniger) eng mit der Lebensgeschichte ihrer eigenen europäischen Vorfahren verbinden. Vor allem aber dient der Rekurs auf die Topoi und Mythen dazu, die eigenen Ziele und politischen (Macht-)Interessen in der Gegenwart als notwendig und unabänderlich darzustellen.

24 C. Clough Buel, Preliminary Glimpses of the Fair, in: *Century Magazine* 45 (November 1892-April 1893), S. 615.

25 Vgl. „Shrine of the Fair“, in: *Chicago Tribune*, 8. Mai 1893, S. 9.

26 „Gath’ on the Fair“ (Editorial Sheet), in: *Chicago Tribune*, 2. Mai 1893, S. 9.

27 M. Christadler, Zur nationalpädagogischen Funktion (Anm. 22), S. 200.

Wie sich an den Entstehungsmythen allerdings andeutete, geht es verschiedenen Zeitgenossen, insbesondere wenn sie dem republikanischen Lager nahe standen, nicht (mehr) darum, die europäischen Traditionen fortzuschreiben, sondern den Bruch mit dem Kulturerbe Europas und die Begründung einer eigenständigen 'amerikanischen' Identität auszurufen. Galt es noch bis in die sechziger und siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts hinein als Indiz für einen fortgeschrittenen Grad künstlerischer Reife, sich mit Europa und seinem kulturellen Erbe zu beschäftigen, so werden gegen Ende des Jahrhunderts Tendenzen laut, die eine Abkehr von Europa – ganz im Sinne von Ralph Waldo Emersons selbstbestimmtem Diktum „Build, therefore, your own world“ – forderten. Zu den Vertreterinnen dieses neuen amerikanischen Selbstbewußtseits gehörte die Journalistin Lilly Buck, die ihre Texte unter dem Pseudonym Amie Leslie verfaßte. In *Amie Leslie at the Fair* wählt sie nicht die Schauplätze und Helden der griechischen Mythologie zum Gegenstand ihrer Beschreibungen und Kunstkritik, sondern rückt andere, originär 'amerikanische' Figuren in den Mittelpunkt ihrer Betrachtungen. Während ihres Besuchs der White City beklagt sie die Verhüllung der eigenen technischen, handwerklichen und künstlerischen Produkte in das Gewand der griechischen Göttermithologie – „until the wonderful fair looks least like America of any places this side of the world of the obelisks.“ Der Rekurs der Aussteller auf die antiken Bilder und Topoi scheint ihr geschmacklos, rückwärtsgewandt, imitativ. Verärgert stellt sie die Absenz der amerikanischen Trapper und Pioniere des Westens fest: „In place of gilded Dianas and huge Ajaxes, winged houris and exultant dragons how infinitely more surprising and dramatic would have been a group of ungovernable prairie horses, startling western riders, and Daniel Boone, Kit Carson, old Jim Bridger or Wild Bill.“ Ihrerseits bereits durch „the primitive slush of illiterate penny-dreadfuls“ zu stereotypen Zehngroschenhelden aus kitschigen Romanzen und Westerngeschichten verkommen, hält sie den Originalvorlagen, „these splendid characters“, dennoch die patriotische Treue, „and the proof of great worthiness is that even under so uncouth a cloud they have always shone out resplendent.“²⁸ Wie alle literarischen Helden sind sie für die Sprecherin von Beginn an immer schon mehr Fiktion als Fakt, mehr Mythos als tatsächliche Person gewesen. Als Personifikationen kollektiver Projektionen und Sehnsüchte (von Freiheit, Unabhängigkeit, Naturnähe und Männlichkeit) konnten diese Figuren jedoch ihre Eigenständigkeit über die Jahrzehnte bewahren und so zu einem wesentlichen Grundpfeiler in der 'Erfindung' der amerikanischen Nation werden.²⁹

28 L. Buck, *Amie Leslie at the Fair*, Chicago 1893, S. 19f.

29 Vgl. E. Hobsbawm, Introduction: *Inventing Traditions*, in: E. Hobsbawm/T. Ranger (Hrsg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983, S. 1-14.

In der literarischen Vertextung und Konstruktion originär 'amerikanischer' Traditionen im Rahmen der Ausstellungsfeierlichkeiten nimmt auch der Mythos vom tatkräftigen Durchschnittsbürger eine besondere Stellung ein. Selbst der im Laufe der amerikanischen Geschichtsschreibung zum 'Halbgott' emporgelobene erste Präsident, George Washington, wird – sobald dieser Mythos Anwendung findet – zum heldenhaften Durchschnittsbürger stilisiert. Als *common man* widmet er sich dann in Notsituationen, wie z.B. einem Hausbrand, gemeinsam mit dem gemeinen Volk der *common cause*, dem Löschen des Brandes. Daß der ideelle Kern des amerikanischen Zivilisationsglaubens – die Gleichheit aller sozialen Gruppen, die in den Texten postuliert wird – tatsächlich nur eine unvollkommene Verwirklichung fand, ist für die Etablierung des Mythos nebensächlich. So galt das Gleichheitsideal Amerikas zum Beispiel weder für die Afro-Amerikaner noch für die Indianer oder die Frauen; es galt – strenggenommen – nicht einmal für den 'kleinen Mann' selbst, der in dem von Materialismus, Korruption, Arbeitslosigkeit und sozialen Protesten gezeichneten *Gilded Age* gewöhnlich das Nachsehen hatte. Der Mythos aber bewahrt den Glauben an die Gültigkeit dieses Modells und die Fähigkeit der Gemeinschaft, Schwierigkeiten und Probleme kollektiv zu lösen.

3.3. Zusammenführung von Alter und Neuer Welt als handlungsmotivierendes Ziel

Mythen bleiben nicht auf spezifische gesellschaftliche Gruppen beschränkt, sondern erreichen häufig gerade auch jene Kulturteilnehmer, die ihrer zu bestimmten Zeiten aus den unterschiedlichsten Gründen besonders bedürfen. Erinnert sei an die große Zahl der Immigranten aus West- und Osteuropa, deren Integrations- bzw. Assimilationsprozeß längst nicht abgeschlossen war und für die amerikanische Pionier- und Erfolgsmythen deshalb eine so starke Anziehungskraft hatten, weil sie Hoffnung auf Besserung versprachen; den Erfolg jedes einzelnen Bürgers an Fleiß, Tüchtigkeit und Erfindungsgabe koppelten und dadurch persönliche und letztlich kollektive Kräfte mobilisierten. Dieser Mobilisierung dient in den Ausstellungstexten auch die Entwicklung spezifischer Handlungsstränge, die sich in der näher liegenden Vergangenheit ansiedeln, deren Auswirkungen in der zeitgenössischen Gegenwart spürbar sind. Die Immigrationsgeschichte zur Weltausstellung sieht es als ihr handlungsmotivierendes Ziel an, die beiden Kontinente Europa und Amerika – ihre Werte, Traditionen und Gepflogenheiten – in einer transkulturellen Geschichte von Heimat und Fremde zu verbinden. Ein Beispiel ist Clara Ingram Judsons *The Lost Violin; They Came from Bohemia*.³⁰ Der Text thematisiert die Geschichte der tschechischen Familie Kovec, die Prag aus politischen Gründen verläßt und versucht, sich in Chicago eine neue Existenz aufzubauen. Ein wichti-

30 C. Ingram Judson, *The Lost Violin; They Came from Bohemia*, Boston 1947.

ger Handlungsstrang der Erzählung verfolgt die Suche der jungen Anna Kovec nach ihrem Musikinstrument. Der Verlust der Violine gleicht dem Verlust ihrer alten, tschechischen Identität, von der sie sich – metaphorisch gesprochen – zunächst ganz trennen muß, um ihre neue ‘amerikanische’ Identität akzeptieren zu können. Die Annahme dieser ‘zweiten’ Identität aber erfolgt erst über einen längeren Eingewöhnungsprozeß und bedingt eine Reihe von Selbstbehauptungsversuchen seitens der Protagonistin. Judsons Geschichte diskutiert Annas Zustand ‘zwischen den Kulturen’: Sie thematisiert ebenso die Erinnerung der jungen Frau an die alte Heimat, die durch den Verlust der Geige (ein Geschenk des zurückgebliebenen Großvaters) evoziert wird, wie sie die Möglichkeiten der Integration in die zunächst fremde, amerikanische Kultur beleuchtet. Der grundlegende Tenor von *The Lost Violin* aber ist zukunftsgerichtet: Es gibt kein Zurück, scheint die übergreifende Botschaft des Textes zu sein. Über abenteuerliche Umwege erhält Anna Kovec schließlich ihr verloren geglaubtes Musikinstrument zurück und bekommt durch familiäre Kontakte und die Vermittlungen von Anton Dvořák, der zufällig in Chicago weilt,³¹ zudem die Chance, vor mehreren tausend Gästen am Bohemian Day der Columbian Exposition auf ihrer Violine *The Star-Spangled Banner* zu spielen. Das wertvolle Instrument aus Europa, die patriotische Hymne aus der Neuen Welt und die musische Begabung der jungen Frau ergänzen sich auf vorbildhafte Weise. Sie symbolisieren nicht nur Anna Kovecs eigene ‘neu’ gefundene ‘doppelte Zugehörigkeit’ oder hybride Identität, sondern die soziale Situation vieler junger europäischer Immigranten und Immigrantinnen gegen Ende des 19. Jahrhunderts.

Heimat und Fremde, Alte und Neue Welt sind die beiden Pole, zwischen denen zahlreiche Ausstellungserzählungen oszillieren. Für den Erhalt der eigenen Identität und die Bereitschaft, sich dem Neuen und ‘Anderen’ gegenüber zu öffnen, spielen Erinnerungen an die Vergangenheit, die eigene Heimat und Herkunft eine besondere Rolle. Dennoch bleibt es in der Regel nicht bei diesem sehnsuchtsvollen Blick zurück; vielmehr ist das Anliegen der meisten Texte, ehemals getrennte Völker, Länder und Kulturen zusammenzuführen. Die Reiseromanze *From the Old World to the New; or, A Christmas Story of the World's Fair* (1892) des Engländers William T. Stead bemüht sich um solch eine Zusammenführung, indem sie eine transatlantische Überfahrt von England nach Amerika und eine ebenso kontinentalübergreifende Liebesgeschichte thematisiert. Die Kriminalgeschichten zur Columbian Exposition, E. Murdoch Van Deventers *Against Odds: A Detective Story* (1894) oder John Harvey Whitsons *Chicago Charlie, the Columbian Detective* (1893), behandeln *qua genre* die Spurensuche ihrer Figuren nach verlorengegangenen Gegenständen, un-

31 Der tschechische Komponist war drei Jahre Leiter des National Conservatory of Music in New York und beendete 1893 seine Neunte Symphonie „Aus der Neuen Welt“.

vollständigen oder rätselhaften Indizien und vermißten Menschen. Die Proliferation dieser Geschichten gerade gegen Ende des 19. Jahrhunderts ließe sich u.a. mit dem Bemühen der Zeitgenossen erklären, den persönlichen Trennungserfahrungen heilende Entwürfe der Zusammenführung und Wiederherstellung von Ordnung entgegenzusetzen. Ebenso verweist die Obsession, mit der sich die Protagonisten und Protagonistinnen der Ausstellungsschilderungen auf ihrem Rundgang über das Gelände dem Sammeln, Systematisieren und Kompilieren von Exponaten, Waren und selbst Menschen widmen, auf das starke Bedürfnis nach Zusammenhalt und Stabilität. In einer an Charles Dickens erinnernden Manier werden auseinandergerissene Familienangehörige (zumeist Kinder und Eltern) wieder vereinigt oder – falls Elternteile bereits verstorben sind – am Ende der Geschichte(n) durch wohlhabende soziale Väter und Mütter ersetzt.³²

4. Kontrapräsentische Erinnerung: *Fin de siècle*, Zivilisationskritik und *campfire myth*

Der Rückgriff auf Topoi und Mythen, die dazu dienen, die Gegenwart in einem positiven Licht zu zeichnen, charakterisiert zunächst scheinbar auch William Dean Howells' sozialutopischen Entwurf zur Columbian Exposition, der als Teil einer Serie von Briefen, den „Letters of an Altrurian Traveller“, im Dezember 1893 im *Cosmopolitan Magazine* veröffentlicht wurde. In einem Brief, den der Protagonist und Zeitreisende Aristide Homos an einen Freund in die Heimat, nach Altruria, schreibt, wird die White City als ein Ort entworfen, der sich durch demokratische und einfache Lebensformen auszeichnet. Damit knüpft Howells an gesellschaftliche Vorstellungen an, die in der frühen, agrarisch orientierten Republik Thomas Jeffersons populär waren, und ihr Ideal in der klassisch-griechischen Antike hatten. Die Topoi der Antike generieren die utopische Vision von einer besseren Welt; beschworen werden idealistische Hoffnungen von einer reinen, heilen Gemeinschaft, deren perfekte Ordnung das Funktionieren der Einzelteile bis in die kleinsten Verzweigungen sicherstellt und damit die Illusion von kollektiver Beständigkeit schafft.

Da die White City bei Howells aber nicht die Metropole selbst, sondern den Gegenentwurf zur tendenziell inhumanen und ruinösen Großstadt repräsentiert, gewinnen die Vergangenheitsbezüge im Verlauf der Lektüre zunehmend kontrapräsentischen Charakter. Die Merkmale der ruinösen Außenwelt – die überteuerte Rechnung im Café, die Anonymität der Besucher, die kommerziellen Interessen der Ausstellungstouristen – werden mit jeder Zeile des Briefes deutlicher. Die kontrapräsentische Erinnerung geht

32 Solche Handlungsstränge finden sich etwa in C. McClellan Stevens, *The Adventures of Uncle Jeremiah and Family at the Great Fair; their Observations and Triumphs*, Chicago 1893, M. Holley, *Samantha at the World's Fair*, New York 1893 oder F. Hodgson Burnett, *Two Little Pilgrims' Progress: A Story of the City Beautiful*, New York 1897.

„von Defizienz-Erfahrungen der Gegenwart aus“ und wirft „ein ganz anderes Licht auf die Gegenwart.“ Sie „hebt das Fehlende, Verschwundene, Verlorene, an den Rand Gedrängte hervor und macht den Bruch bewußt zwischen ‘einst’ und ‘jetzt’“. Hier wird die Gegenwart weniger fundiert als vielmehr im Gegenteil aus den Angeln gehoben oder zumindest gegenüber einer größeren und schöneren Vergangenheit relativiert.³³

Howells reiht sich mit seinem Entwurf in eine lange utopische Tradition ein, die von Thomas Mores *Utopia* (1516) über Edward Bellamys *Looking Backward, 2000–1887* (1888) bis in die Gegenwart reicht. Die Utopie bleibt eine flüchtige Vision, die in der konkreten Umsetzung ihre Mängel preisgibt. Die Überlagerung bzw. Vermischung semantischer Sinnschichten erlaubt es Howells, gleichermaßen an der Vorbildlichkeit und vollendeten Form des klassischen Erbes festzuhalten und im Sinne einer vormodernen Avantgarde sozialkritisch und reformerisch tätig zu werden. Der funktionale Binarismus, der sich in seinen „Letters“ findet, „reflektiert die konträren Tendenzen einer Kultur zu Konsistenzbildung und Archivierung einerseits, zu Projektion, Brüchen und Utopien andererseits.“³⁴

Die Umbruchszeit bewirkte, wie sich verschiedentlich andeutete, nicht nur wirtschaftliche und technologische Verbesserungen, sondern auch soziale Probleme und persönliche Krisenerfahrungen. Bezogen sich die Verluste jener Bevölkerungsteile, die erst kürzlich in die USA eingewandert waren, vor allem auf das kulturelle und geographische Umfeld ihres Heimatlandes, so litt ein Großteil der bereits in Amerika geborenen Bürger unter den Veränderungen und Entbehrungen als Folge rasanter und einschneidender Industrialisierungs- und Urbanisationsprozesse. Die Erinnerung an die Zeit vor diesem Umbruch, an die Geschehnisse der letzten zehn bis dreißig Jahre, konnte vorübergehend tröstende Funktionen haben. Pauline Bradford Mackie knüpft in ihrer Kurzgeschichte „In Old Vienna“, die in dem gleichnamigen, nachgebauten Wiener Café auf der Midway lokalisiert ist, an eine frühe Form von Urbanität an, die sich durch Friedlichkeit, Heiterkeit und Geruhsamkeit auszeichnet.³⁵ Verträumt denkt ihre Protagonistin an ihren verstorbenen Ehemann und fühlt sich angesichts der symphonischen Klänge, des Kaffeehausgeplappers und der Liebespäpchen auf der Midway an die frivole Leichtigkeit der französischen Belle Époque erinnert. H. G. Paine beschwört in seinem Beitrag „Camping out at the Fair“ das in einer industrialisierten Umgebung nur mehr von Zeit zu Zeit erfahrbare ‘natürliche’ Leben und die Lagerfeuerromantik in den *backwoods*. Versöhnlich tröstet er jene, die kein Geld oder keine Gelegenheit

33 Siehe Assmann, Das kulturelle Gedächtnis (Anm. 8), S. 79.

34 Siehe Lachmann, Gedächtnis und Literatur (Anm. 7), S. 282.

35 P. Bradford Mackie, In Old Vienna, in: New Peterson Magazine 3 (Februar 1894), S. 118–21.

hatten, in einem der besseren Hotels nahe des Ausstellungsgeländes unterzukommen:

„Certainly the congenial parties who, after a hard day's sight-seeing, could gather round the cheerful blaze of the camp-fire in the cool of the evening, singing songs and swapping stories and experiences in true backwoods style, yet near enough to the fair to be able to enjoy the illumination and the fireworks, had no cause to envy those whose taste or preference had led them into the expensive artificiality of hotel life.“³⁶

Auch Candace Wheeler entwirft in ihrem Magazinbeitrag „A Dream City“ ein eigentümliches, hybrides Bild der Künstler und Architekten der White City, die sich abends – urbanen Cowboys gleich – bei Pfeife und Zigarre um ein Lagerfeuer versammeln, um zu entspannen und sich austauschen. Typisch für solche Erinnerungsszenarien ist, das sie zu einer Zeit ins Leben gerufen werden, in der die *frontier* bereits geschlossen war. Dadurch wird versucht, an eine Idylle anzuknüpfen, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts so nicht mehr existierte und nur aus der verklärenden Erinnerung heraus rekonstruiert werden konnte. Der Grenz- und Freiheitsmythos gewinnt dabei umso mehr an Attraktivität, desto schlechter oder beengender die Gegenwart – das Leben in Großstädten wie Chicago – von den Zeitgenossen empfunden wurde.

Nostalgischer Blick zurück, Geschichtspessimismus, Dekadenz und Angst vor dem (kulturellen) Ab- oder Verfall kennzeichneten das *fin de siècle* in Europa, insbesondere ehemals imperiale Nationen wie Frankreich oder England. Die gleiche Endzeitstimmung läßt sich auch den Zeilen eines Amerikaners ablesen, der anlässlich des bevorstehenden Ausstellungsendes im Oktober in seinem Beitrag „The Columbian Exposition“ pathetisch schreibt: „Like a gorgeous dream of human genius it has arisen and like a vision it will pass away.“³⁷ Für Senator John J. Ingalls kommt das Ende des Ausstellungssommers einer kulturellen Katastrophe gleich, die abgewendet werden muß. „Deep beyond words“, schreibt er in „Lessons of the Fair“, „is the subtle pathos of this transitory beauty and splendör; of this fragile architecture, so soon to vanish [...]. That so much glory should be evanescent, like a flower, a rainbow or a radiant sunset, seems an incongruous catastrophe.“³⁸ Die durch das Ausstellungsende evozierte Trauerstimmung fand ihren Höhepunkt in einer ‘nationalen’ Feier, zu der die Flaggen in Jackson Park auf Halbmast gehängt wurden. Anlässlich dieses Ereignisses räumt *Harper's Weekly* der Weltausstellung mehrere seitenlange, bebilderte Reportagen ein, in denen die wichtigsten Ereignisse des Sommers noch einmal wie im Zeitraffer zusammengeschnitten werden.

36 H. G. Paine, *Camping Out at the Fair*, in: *Harper's Bazar* 26 (28. Oktober 1893), S. 888.

37 Anon., „The Columbian Exposition“, in: *Harper's Weekly* 37 (16. September 1893), S. 878.

38 Ingalls, *Lessons of the Fair*, S. 142.

Durch die Illustrationen, Gedichte und Sinnsprüche, die die Ränder der Seiten zieren oder die Berichte voneinander absetzen, erinnert die Oktober-Ausgabe dieses Magazins an ein Erinnerungsalbum, das der amerikanischen Öffentlichkeit zum Andenken an die vergangenen Monate 'vermacht' wurde. Die Artikel selbst beklagen in einem für das *fin de siècle* charakteristischen elegischen Ton die Vergänglichkeit alles Irdischen und Materiellen. „Ponderous remembrances“³⁹ gleich werfen die Sprecher einen historischen Rundblick auf die Ruinen, gefallen Säulen, Scherben und Trümmer der Jahrhunderte. Die Kurzlebigkeit der Ausstellung wird dabei als symptomatisch für den gesamten Transformationsprozess gesehen, dem sich die Vereinigten Staaten zur Jahrhundertwende ausgesetzt sahen.

5. *Writing/Righting History*: Kritik an zeitgenössischer Repräsentation von Geschichte

Im Aufruf des universalen Kunstwerks oder der klassischen Epoche wird nicht selten die Verdrängung von Realität miteinkalkuliert. Impliziert oder betont wird über solche Entwürfe die zeitlose Dauer der Exponate und Sammlungen, während der Pluralismus der Richtungen, Stile und Epochen eingeebnet, in ein geordnetes Verhältnis gebracht und dadurch einstimmig gemacht wird.⁴⁰ Texten, die so vorgehen, ist häufig der Vorwurf gemacht worden, sie 'schrumpften ein' zum Gedicht, zur *well-made story* mit 'anständigen' Helden, 'vernünftigem' Anfang, Mitte und Ende. In ihrer harmonisierenden Darstellung von Geschichte, so die Kritiker, betrieben sie ein eskapistisches Projekt, das „den Leser aus seiner unerfreulichen Wirklichkeit in heilere, abenteuerlichere und farbigere Welten entführte.“⁴¹ Solche Einwände sind nicht leichtfertig von der Hand zu weisen: Wie gesehen, neigen nicht nur die Inszenierungen fundierender Erinnerung, sondern auch einige kontrapräsentische Darstellungen in den Unterhaltungstexten zu Nostalgie und Verklärung.

Doch die Ausstellungsliteratur beläßt es nicht bei dieser eindimensionalen Darstellung, sondern eröffnet den Blick auf ein vielschichtigeres Bild von Geschichte: So lassen sich Entwürfe finden, die sich kritisch mit den Repräsentationsformen amerikanischer Geschichte im Rahmen der Weltausstellung auseinandersetzen. Immer dann werden Erinnerungen zum Mittel des Widerstands und zur Quelle einer *counter memory* oder einer Geschichte 'von unten', die das Ausgegrenzte und Ausgeschlossene zum Gegenstand der Betrachtung machen. Es werden Inhalte aufgegriffen, die in der kanonisierten Geschichtsschreibung unberücksichtigt blieben –

39 U. Brumm, *Geschichte und Wildnis in der amerikanischen Literatur*, Berlin 1980, S. 160.

40 Lachmann, *Gedächtnis und Literatur* (Anm. 7), S. 284.

41 U. Broich, 'Der "negative Bildungsroman" der neunziger Jahre, in: M. Pfister/B. Schulte-Middelich (Hrsg.), *Die Nineties*, München 1983, S. 198.

unter Umständen auch, um auf diese Weise eine neue Tradition zu begründen. Zielscheibe der Kritik ist die offizielle Entstehungsgeschichte der USA und der 'amerikanische' Nationalheld. Elbridge S. Brooks inszeniert den Entdecker und Eroberer nicht nur als mutigen Pionier, sondern macht in seinem Kinderbuch wiederholt auch auf die Tatsache aufmerksam, daß seine 'Entdeckung' Nordamerikas auf einem geographischen Irrtum beruhte. Brooks' Kolumbus ist ein etwas naiver, von sich selbst überzeugter Jungabenteurer, dem eher Zufall als Verstand und vor allem seine schwache mathematische Begabung (die ihn die Entfernung zwischen Spanien und Indien völlig falsch einschätzen läßt) halfen, das Unmögliche möglich zu machen. Ein Kolumnist des *Review of Reviews* versucht in seinem Beitrag unter der Kapitelüberschrift „A Candidate for a Saintship“, mit den Mythen, die Kolumbus und seine Geschichte umranken, aufzuräumen:

„By this time most people have an idea of how very little we know concerning Columbus's life and origin, and how, even more than with „the run“ of historical obscurities, every story concerning him turns out to be false or improbable or suspicious. [...] „The Columbus of history is one of its least pleasing characters. He was evidently a sea-rover and a buccaneer. [...] He became familiar with the slave-trade in Portugal, and introduced it to the New World. He treated the natives of the new land with pitiless severity. He threw them into chains, cut off their hands and feet, or sold them as cannibals to misery and death. He probably invented the fiction of the Caribs only to destroy them.“⁴²

In ähnlicher Weise versuchen auch andere Zeitgenossen, in ihren Geschichten minoritäre Standpunkte in den Vordergrund zu rücken. Sie entwerfen Figuren, die die Position der Opfer einnehmen – derjenigen Kulturteilnehmer also, die Leidtragende geschichtlicher Schicksale wie Kolonisation, Unterjochung und Vertreibung waren. In *From the Old World to the New* läßt der englische Autor William T. Stead einen seiner Protagonisten, Professor Glogoul, heftige Kritik an der offiziellen Nationalgeschichte üben. Er vergleicht den amerikanischen Nationalhelden mit dem Hunnenkönig Attila, der in der abendländischen Geschichtsschreibung für seine erfolgreichen Raubzüge, die er in den östlichen Teilen des römischen Reiches führte, berühmte Berühmtheit erlangte. Wurde dem Hunnenkönig aufgrund seiner ausbeuterischen Ziele der Beinamen 'Geißel Gottes' verliehen, so verkörpert der Seefahrer Kolumbus für Glogoul „a thunderbolt of hell“. Den Indianern wird demgegenüber ihr Anspruch, die 'wahren' Erben des amerikanischen Kontinents zu sein, zuerkannt:

„Four hundred years have passed since then, but these lands still lie scarred with desolation of his rule. When we reach Chicago we shall find his monument set on high for all men to honour, but we shall find no exhibit that would equal in real interest that which we shall not see – a specimen of a single village, or a single

42 Anon., „Christopher Columbus“, in: *The Review of Reviews* 5 (Juni 1892), S. 591.

family of the manly, simple race which welcomed him with generous hospitality, and were rewarded by annihilation."⁴³

Solche Passagen wurden offensichtlich mit dem Vorsatz geschrieben, die amerikanische Leserschaft aus der Perspektive eines ausländischen Besuchers über die Greueltaten ihrer vermeintlichen Nationalidole aufzuklären. Zwar ist Glogouls Kritik in polemischem Ton verfaßt, so daß bis zuletzt unklar bleibt, ob es sich in dieser Darstellung nicht allein um das Hirngespinnst eines überspannten akademischen Geistes handelt, dennoch gelingt es dem Autor hier, ein wichtiges Stück amerikanischer Gründungsgeschichte zu problematisieren. Es bestätigt sich in diesem Text, was Homi Bhabha für den postkolonialen Kontext festgestellt hat: „In each of these ‘foundational fictions’ the origins of national traditions turn out to be as much acts of affiliation and establishment as they are moments of disavowal, displacement, exclusion, and cultural contestation.“⁴⁴ Glogouls Ansprache gewinnt ihre besondere Bedeutung vor dem Hintergrund der damaligen Debatten zur Abolitionistenfrage: Sklaverei und ethnische Diskriminierung wird von Steads Protagonisten strikt abgelehnt.

Der veränderte Gegenstand der Betrachtung korreliert in der Regel mit einem qualitativ anderen Erzählmodus. Nicht die chronologische Aufzählung historischer Schlüsselmomente und -figuren steht im Vordergrund, sondern die Inszenierung historischer Merkwürdigkeiten und scheinbar nebensächlicher Begebenheiten in Form kleiner Episoden, szenischer Darstellungen oder Anekdoten. Diese Formen der Vergegenwärtigung des Vergangenen finden sich häufig in den Texten amerikanischer Journalistinnen, aber auch in den Reise- und Ausstellungsberichten ausländischer Besucher und Besucherinnen. Sie werfen ein anderes Bild auf die nationale Geschichte und dienen der Dekonstruktion bzw. Dehierarchisierung bestehender Werte und Traditionen. In Marietta Holleys umfangreicher Schilderung *Samantha at the World's Fair* begegnet die Protagonistin während ihres Besuches in La Rabida dem Duke of Veragua, einem direkten Nachfahren von Kolumbus, der dort gemeinsam mit seiner Familie Erinnerungstücke seines prominenten Vorfahren inspiziert. Samantha sieht in dem Duke einen „good-lookin’ and good-natered lookin’ man, no taller than [her husband] Josiah with blue eyes, gray hair, and short whiskers.“ Dennoch nähert sie sich dem spanischen Adelsvertreter und lebendigen ‘Relikt’ iberoamerikanischer Geschichte ehrerbietig mit der patriotischen Begrüßung: „I salute you in the name of Jonesville and America“. Ihre Verbeugung vor dem historischen Repräsentanten ist symbolisch zu verstehen als Akt der Verneigung vor der ‘großen’ Geschichte. Das gibt dem Moment des Zusammentreffens zunächst die Aura des Besonderen und

43 W.T. Stead, *From the Old World to the New; or, A Christmas Story of the World's Fair* [Weihnachtsausgabe des Review of Reviews], London/New York 1892, S. 34.

44 H. Bhabha (Hrsg.), *Nation and Narration*, London/New York 1993 [1990], S. 5.

Einmaligen. Die Menge aber, die sich schnell um die Allens und den Duke schart, die Wiederholung des Zeremoniells durch Josiah Allen und das affektierte Verhalten von Samantha, die die Formen der Etiquette bis ins Lächerliche überspannt, rauben dem geheiligten Augenblick seine Ernsthaftigkeit und formelle Strenge. Auch Samanthas ländlicher Dialekt, der den hohen Sprachstil der Anrede auf komische Weise unterläuft, tragen zur Persiflierung der Szene bei: „Imegately after my curchey, I sez, ‘Don Christobel Colon De Toledo De La Cerda Y Gante,’ and then I paused for breath, while the world waited –.“ Das deflationäre, parodistische Moment dieser Szene wird gesteigert durch einen weiteren Zwischenfall, in dem Samantha vor lauter Ehrerbietigkeit und Demut (vor dem Duke, der Geschichte, dem historischen Augenblick) beinahe rückwärts gegen eine Glasvitrine mit wertvollen Exponaten stößt – ein peinlicher Umstand, der gerade noch rechtzeitig durch die Umsichtigkeit ihres Mannes abgewendet werden kann.⁴⁵

Dem Duke und seiner Familie haftet für Holleys Protagonisten eine geschichtliche Aura an; ihn in dem nachgebauten Kloster zu treffen, bewahrt der Räumlichkeit ihre ‘Authentizität’ und der Geschichte von Kolumbus sowie den ausgestellten Exponaten ihre Bedeutung. Das Historische kann nicht nur betrachtet und analytisch verarbeitet, sondern im Rahmen des Ausstellungsschauspiels auch mit allen Sinnen genossen, ‘angefasst’, tatsächlich ‘erlebt’ werden – und zu solch einem Schauspiel gerät für die Allens auch die Begegnung mit dem echten Duke. Persönliche Erlebnisse und faktische Geschichtlichkeit treffen sich idealiter in einem raum- und zeitüberschreitenden Akt, der sowohl die kritische Intelligenz der Besucher, als auch ihre Sensibilität gegenüber dem Historischen mobilisiert. Nicht zuletzt dadurch wird die Columbian Exposition zu einem Ort, der sowohl Erinnerungen an das Vergangene weckt, als ihren Besuchern auch selbst (durch ihren interaktiven Zugang) als Erlebnis erinnerungswürdig bleibt.

Einen alternativen Blick auf die eigene Geschichte eröffnet auch der Sprecher der „Pickups in Uncle Sam’s Building“, einer Kolumnensammlung aus der *Chicago Tribune* vom 10. September 1893. Bei der Betrachtung

45 Holley, *Samantha at the World’s Fair* (Anm. 32), S. 362, 366. Marietta Holleys amerikanische Touristen, die sich auf Bildungsreise ‘nach Europa’ aufmachen, stehen in einer literarischen Tradition, deren Beginn Mark Twains *Innocents Abroad* (1869) machte. Auch dort reist eine Gruppe amerikanischer Touristen allerdings wirklich nach Europa und wandelt auf den Spuren ihrer Vorfahren. In ihrer Bewunderung und Ehrfurcht vor den Kunst- und Kulturschätzen Europas wird sie – wie die Gegenstände selbst – zum satirischen Gespött des Erzählers/Leserschaft. „Diese Affronterien etablierten Mark Twains ‘image’ als Uramerikaner und festigten seinen Ruf als erfolgreicher Vertreter eines respektlosen demokratischen Humors: Europa war von Anfang an für Mark Twain ein negatives Bezugssystem, das er für seine Selbstdefinition als Amerikaner brauchte.“ (Brumm, *Geschichte und Wildnis* [Anm. 39], S. 175).

tung der Gegenstände des Administration Building und anderer historischer Schau Räume der White City arbeitet er bewußt einer pathetischen Überhöhung oder nostalgisch-verklärenden Ansicht der Dingwelt entgegen. Im Zentrum seiner Betrachtung steht eine Sammlung von Relikten aus dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg. Dennoch wird nicht die Bedeutung für die Geschichte der Republik herausgestellt, sondern der „Puritan soldier“ mit spöttischem Unterton als Heuchler entlarvt, der als „go-between“ zwischen Krieg und Frieden ‘vermittelt’: über der einen Schulter trägt er die Muskete, über der anderen in missionarischem Eifer die Bibel.⁴⁶ Der ironische und tendenziell respektlose Umgang, der in dieser Kolumne gegenüber Gegenständen und Personen aus der nationalen Geschichte gepflegt wird, provoziert bei den amerikanischen Lesern (und potentiellen Besuchern der Ausstellung) ein Nachdenken über die Bedeutung der Relikte und den historischen Kontext, aus dem sie stammen bzw. in dem sie eingesetzt und zum Instrument widerstreitender Konflikte wurden. Häufig wird auch das Detail aufgewertet und verleiht dem Trivialen, nicht (allein) den ‘großen’ Momenten, historische Bedeutung. Die Erwähnung einer Bibel beispielsweise, die seinem Besitzer erst ‘Heilige Schrift’ war, dann in schmutzigen, dunklen Ecken ein vernachlässigtes, bedeutungsloses Dasein fristete, bis ihr schließlich im Rahmen der museographischen Sammlung wieder die ‘Aura’ des Bürgerkriegsrelikts zugeschrieben wird, veranschaulicht den Bedeutungswechsel, den Dinge – ihrem natürlichen Kontext einmal entrissen – durch unterschiedliche Formen der Rekontextualisierung durchlaufen können.

Schließlich ist im Rahmen dehierarchisierender Erinnerungsprozesse auf eine Eigenart der Ausstellungsrezeption einzugehen, die sich auch in der Vertextung niederschlägt. Die Sprecher und Figuren bewegen sich durch die Weltausstellung „wie im räumlich gleichsam ausgestülpten Gedächtnis“, ⁴⁷ dessen Windungen sie folgen und dessen Einzelteile das Vergangene in der Berührung blitzartig erfahrbar werden läßt. Dem Ausstellungsraum als topischer Metapher des Gedächtnisses entspricht die ‘labyrinthische’ oder zirkuläre Zeiterfahrung. Das Wandern und Wandeln der Sprecher und Figuren auf Ab- und Irrwegen im Rahmen ihrer Ausstellungsbegehung führt auch zu einer veränderten Rezeption der Welt. Nicht die chronologische Erfassung der Zeit und historischen Zusammenhänge steht im Vordergrund, vielmehr überwiegt das Anachronistische, Zirkuläre, Assoziative, Episodische. Holleys Samantha unterliegt im Verlauf ihres Ausstellungsrundgangs gerade auch auf textlicher Ebene immer wieder der Versuchung, vom linearen Handlungsverlauf und eigentlichen Erzählgegenstand abzukommen. Mit den Worten „But I am episodin“⁴⁸ ermahnt sie

46 Anon., Pickups in Uncle Sam's Building, in: Chicago Tribune, 10. September 1893, S. 34.

47 G. Zohlen, Text-Straßen. Zur Theorie der Stadtlektüre bei S. Kracauer, in: Text + Kritik 68, S. 70.

sich selbst, disziplinierter vorzugehen, doch ihre Erinnerungen bilden sich assoziativ, im Dialog mit dem Gatten oder befreundeten Nachbarn, die sie auf ihrer Reise trifft, oder im zeitnahen Vergleich heterogener und widersprüchlicher Eindrücke.

In anderen Beispielen, wie den *White City Chips* (Chicago 1895) der Journalistin Teresa Dean, kündigt sich tendenziell bereits ein 'zweiter' Diskurs der Modernität an, der zeitlich und konzeptionell später, d.h. etwa zu Beginn des 20. Jahrhunderts, liegt: „Er macht aus der kulturellen eine textuelle Kategorie, d.h. er übersetzt [Randolph] Bournes Vorstellung einer verflüssigten kulturellen Ordnung in die einer offenen, enthierarchisierten Textstruktur.“⁴⁸ Der eklektisch offene Erzählstil deutet sich bei Dean bereits im Titel der Textsammlung an. Das literarische Projekt der Journalistin stellt eine Mischung aus fiktiven und nicht-fiktiven Reisebeschreibungen, journalistischen Kolumnen, dokumentarisch-faktischem Ausstellungsmaterial dar. Die Sprecherin inszeniert sich als wißbegieriger *story hunter*, der das Offizielle wie das Triviale eine Bemerkung wert ist und die sich auf ihren Tonnen kreuz und quer über das Ausstellungsgelände die Fragmente ihrer Geschichten, die 'Chips', buchstäblich ersammelt. Sie dienen der Journalistin als Anreiz ihrer Erinnerung, an ihnen entzündet sich die Phantasie und generiert sehr persönliche Geschichten, in denen sich Höchstes neben Geringstes, Fremdes neben Eigenes gleichberechtigt nebeneinander fügt.

6. Wegwerfarchitektur, Bedeutungszuschreibung und Geschichte als *Usable Past*

Den Erinnerungsversuchen der Zeitgenossen und ihren Bemühungen, das Geschehene durch ihre Texte zu 'verewigen', steht das Vergessen und die Vergänglichkeit der Columbian Exposition selbst gegenüber. Am 31. Oktober 1893 wurden die Tore geschlossen, und ein ereignisreicher Sommer und Herbst ging in Chicago zu Ende. Die Schauhallen und Glasvitrinen wurden geräumt, die Reinigungs- und Wartungsdienste, die das Ausstellungsgelände instandgehalten hatten, wurden abgezogen, und das leerstehende Gelände seinem Verfall überlassen. Auf der Jagd nach Baumaterial, Statuen und Gipsköpfen und mit der Absicht, Dächer, Fenster oder kleinere Gebäudeteile als Souvenire mit nach Hause zu nehmen, durchkämmten in den Wochen nach der Schließung Hundertscharen das Expo-Gelände. „[T]wo 'stylishly-dressed' women“, notiert ein Beitrag in der *Chicago Tribune* vom Januar 1894, „[i]n the Midway's Java Village ripped the wickerwork from a coffee hut, and a man and his wife hauled away a log of bamboo six inches in diameter while their children followed with sections

48 H. Ickstadt, Die Amerikanische Moderne, in: H. Zapf (Hrsg.), Amerikanische Literaturgeschichte, Stuttgart/Weimar 1997, S. 225.

of roof.“⁴⁹ Viel Zeit blieb den Kuriositätensammlern und Souvenirjägern nicht: Am 8. Januar 1894 zerstörte ein Brand, dessen Ursache ungeklärt blieb, die Bauten fast vollständig.

Während die Weltausstellung – Museum, Ereignis, Spektakel und Kompositwelt zugleich – sich buchstäblich ‘in Raueh auflöste’, haben die Texte die Erinnerung an das Ereignis für die Nachwelt lebendig gehalten. Als bunte Schilderungen, wertende Essays, informative Reportagen, literarische Skizzen, Reise-, Abenteuer- und Llesbesgeschichten haben sie die World’s Columbian Exposition von 1893 in informativer, unterhaltender oder propagandistischer Weise diskursiv verhandelt. Wie Souvenire oder Lieder, Ornamente, Monumente, architektonische Gebäude und Landschaften bilden diese Texte symbolische ‘Erinnerungsfiguren’, die der Speicherung, Reaktivierung und Vermittlung von kulturellem Sinn dienen.⁵⁰ Während der Weltausstellung selbst – mit den Worten von Walter Benjamin – ein höherer ‘Ausstellungswert’ als ‘Kultwert’ zukam, haben die Texte der Weltausstellung ihre kultische oder auratische Kraft bewahrt bzw. ihr diese überhaupt erst zugeschrieben. Die ‘Aura’ ist – nach Benjamin – die „Erscheinung einer Ferne, so nah das sein mag, was sie hervorruft.“⁵¹ Für die Originalität und Ausstrahlungskraft der Objekte ist die Aura unabdingbare Voraussetzung, da sie das ursprüngliche Verhältnis zwischen dem geschichtlichen Gesamtzusammenhang und dem einzelnen Gegenstand wahr.⁵² Aber auch die Tatsache, daß dieser Zusammenhang im Rahmen der Weltausstellung nicht immer gewahrt werden konnte, haben die Zeitgenossen in ihren Beiträgen durchscheinen lassen. Sie ließen deutlich werden, daß der Bezug auf eine gemeinsame Tradition nicht möglich oder erwünscht war; vielmehr wurde angesichts einer allgemeinen Geschichtsunsicherheit Bezug auf eine Pluralität von Traditionen genommen, die potentiell viele verschiedene Wege in die Zukunft eröffneten.

Das minutiöse Rekonstruktionsprojekt, das die Autoren und Autorinnen über ihre Textentwürfe zur Columbian Exposition insgesamt anstrebten, ‘beheimatet’ den Bruch und das Moderne, d.h. Avantgardistische, mehrheitlich in Amerika, während das kulturelle Erbe Europas wie ein Fundus nützlicher Vergangenheitsrelikte behandelt wird, aus dem je nach Bedarf und Interesse geschöpft werden kann.⁵³ Dabei können – wie beim linguisti-

49 Siehe Smith, *Chicago and the American Literary Imagination* (Anm. 4), S. 146.

50 Siehe Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis* (Anm. 8), S. 89.

51 W. Benjamin, *Das Passagen-Werk*, I. Bd., Frankfurt a. M. 1983, S. 560.

52 Siehe G. Korff/M. Roth (Hrsg.), *Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik*, Frankfurt a. M./New York 1990, S. 16.

53 Vgl. T. Bennett, der dominanten Kräften in den Vereinigten Staaten zum ausgehenden 19. Jahrhundert eine relative Unlust an einer Museumspolitik und mangelndes Interesse am Erhalt ihres kulturellen Erbes zuschreibt: „[A] disinterest, even disdain for, the past could find strong support in those elements of the American republican tradition which contended that, just as the USA had been founded through a series of breaks with the

schen *blending* – auf der Diskursebene einzelne Teile verloren gehen, während andere neu zusammengesetzt werden und dadurch eine andersartige, häufig hybride Bedeutung erhalten. Die Columbian Exposition repräsentiert in den Texten also einen Ort, an dem die „Kultur das Wissen, das sie über sich hat“ und das sie „zu jedem Augenblick in einem gewaltigen Umschmelzungsprozeß in Repräsentationszeichen verwandelt“, deponiert.⁵⁴ Als Ort historischen Rückblicks, als Sammlung und Museum des Gegenwärtigen und als Schauraum des Zukünftigen ist die vertextete Weltausstellung ein Gedächtnisort, der seine identitätsstiftende Funktion gerade aus seiner eigenartigen hybriden Qualität – der Versammlung und Vermischung verschiedener Meme und damit unterschiedlicher Kontexte und historischer Zeiträume – bezieht. Solch ein ideologisches Konstrukt oder 'Artefakt' von nationaler Gemeinschaft bricht mit der Vorstellung von Kultur, Nation, Tradition als einem unzerstörbaren Fundus, dessen semantisches Potential stetig wächst.⁵⁵ Vielmehr läßt sich ein stetiger Wechsel von Aufbau und Zerstörung, Dekonstruktion und Wiederherstellung, Selektion und Variation von kulturellem Sinn konstatieren.⁵⁶ Gerade dieser Auf- und Abbau aber beläßt der Tradition ihre Lebendigkeit und außerordentliche Wandelbarkeit.⁵⁷

Deutlich wird in diesem Zusammenhang auch die aktive Rolle, die jedem einzelnen Kulturteilnehmer beim Aufbau des kulturellen Gedächtnisses zukommt. Jeder Text ist Ausdruck eines subjektiven Lektüre- und damit Erinnerungsprozesses. „Eine Gesellschaft als Ganzes erinnert sich nicht“, schreibt Kulturminister Michael Naumann am 1. April 1999 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*: „Streng phänomenologisch betrachtet, sind alle Erinnerungsprozesse subjektive Abläufe des je einzelnen Bewußtseins. Latent ist darum jede Gesellschaft in einem Zustand allgemeiner Selbstvergessenheit, also in Unordnung. Die narrativen Formen ihrer

past, so it could continue to be true to itself, to its own dynamic essence, only if it continually regarded the past as fit only for the rubbish dump of history rather as something to be fetishized and memorialized.“ (Museums and 'the People', in: R. Lumley (Hrsg.), *The Museum Time-Machine: Putting Cultures on Display*, London 1988, S. 71).

54 Siehe Lachmann, *Gedächtnis und Literatur* (Anm. 7), S. 45.

55 Ebenda, S. 46.

56 „In der Erkenntnis von Untergang und Wiederkehr bekommt aber auch das Vergangene, bekommt Historie an sich einen anderen Stellenwert, im Wissen, daß in Geschichte – von Natur aus – Wandlungen, Entwicklungen, Aufstieg und Niedergang angelegt sind.“ Vgl. Lipp, *Natur – Geschichte – Denkmal* (Anm. 6), S. 68.

57 Erinnerung selbst besitzt – wie die Kultur, die keinesfalls „etwas Statisches, sondern immer wieder Herzustellendes, immer wieder zu Begründendes, eben zu Stiftendes“ ist, eine „dualistische Struktur: sie stiftet das Künftige, aber das durch Erinnerung Gestiftete stiftet zugleich auch Erinnerung aus Gewesenem. Das ist nichts anderes als eine Umschreibung für Denkmalbewußtsein. Erinnerung stabilisiert sich im Denkmal, aber das Denkmal appelliert auch an Erinnerung, es weist somit über sich hinaus auf ein allgemeineres Gedächtnis.“ Ebenda.

anamnestischen Selbstregulierung in Riten und Mythen, in Geschichten, Gesetzen und Sanktionen können indes als Verallgemeinerungen artikulierter, individueller Erfahrungen verstanden werden. Das 'Selbstverständnis' einer Gesellschaft ist insofern der Begriff eines kompakten oder differenzierten Ablaufs kontinuierlicher, manchmal erhellender, öfter verdunkelnder, manchmal regulierender, öfter verwirrender religiöser, mythographischer, philosophischer, poetischer, artistischer, wissenschaftlicher und immer auch politischer Reflexionen über ihre richtige Ordnung in der Gegenwart und in der Geschichte. Aus der Idee solcher Ordnung erwächst ihr gesellschaftlicher 'Sinn'.⁵⁸

Aus dem großen Angebot von überlieferten Werten und kulturellen Offerten, die die amerikanische Gesellschaft ihren Teilnehmern gegen Ende des 19. Jahrhunderts machte, haben die Autoren und Autorinnen *den* Bestand an kollektiven Werten und Verhaltensmustern selektiert, der dem Selbstbild dieser Nation aus ihrer subjektiven Perspektive am nächsten kam. Im Experimentierfeld Literatur ließ sich dieser Bestand gegen kulturell tradierte Normen des Verhaltens und des Sehens ausspielen und die Möglichkeit des Neuen probeweise aktualisieren. Das Produkt ist ein äußerst widersprüchliches, vielschichtiges und multikulturelles Bild der Vereinigten Staaten zur Jahrhundertwende, das uns bis heute erhalten geblieben ist. Der symbolische Erinnerungsraum, den die Weltausstellung in ihrer *vertexteten* Form ausbildet, ist dabei doppelt belegt: Zum einen weist er auf die Einbindung des Vergangenen durch die überlieferten Bilder, Topoi und Mythen, zum anderen macht er deutlich, daß die Texte die Erinnerung an das Weltausstellungsgeschehen wachgehalten haben. Erst die Literatur ließ die Columbian Exposition zu jenem historischen Ereignis werden, als das sie noch hundert Jahre später, etwa anlässlich der Weltausstellungsfeiern in Chicago 1993, erinnert wurde und in das kulturelle Gedächtnis der Vereinigten Staaten eingehen konnte.

58 M. Naumann, Blick in die Tiefe der Täterschaft, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (1. April 1999), S. 46.

Robert W. Rydell

Wissenschaft im Dienste von Macht – Macht im Dienste von Wissenschaft¹

„Between science and the Empire there is a connexion which is not far to seek ... We may even go further and trace a by no means imaginary connexion between the spirit of science and the political ideals of the Empire – the uncorrupt administration of justice, the maintenance of public order, the education of the component peoples in the art of democratic government – for these things are closely akin to that frank search for truth and ascendancy of reason over passion which are necessary to success in science, and must progress with every advance in influence which accrues to scientific man.“

Nature, 1924²

In den Jahren 1930 und 1931, als die Vorbereitungen für die Weltausstellung „Jahrhundert des Fortschritts“ in Chicago schon weit vorangeschritten waren, besuchte eine Delegation, die aus Architekten und führenden Unternehmern der Stadt bestand, eine Reihe internationaler Ausstellungen in Glasgow, Antwerpen, Lüttich und Paris. Ein Mitglied dieser ausgewählten Gruppe, der Physiker Henry Crew von der Northwestern University, verband mit der Reise ein bestimmtes Vorhaben. Als Leiter der Division of Basic Science der Chicagoer Ausstellung bestand seine Aufgabe darin, Informationen von anderen Ausstellungen zu dem Zweck zu sammeln, die vorgesehene Halle der Wissenschaften zum krönenden Glanzpunkt der Chicagoer Ausstellung zu machen. Crew hielt die Unterredungen mit den betreffenden ausländischen Ausstellungsvertretern und führenden europäischen Wissenschaftlern, wie Niels Bohr und Max Planck, in seinem Tagebuch fest. Diese Treffen waren allerdings weniger inspirierend als die Ausstellungen selbst, von denen eine besonders herausragte: Von allen ausgestellten Objekten, die Crew auf seiner Reise sah, zog ihn keines mehr in den Bann als eine erleuchtete Karte des britischen Reiches auf der Aus-

-
- 1 Natürlich existiert ein bedeutender und wachsender Umfang an Literatur zum Wechselverhältnis von Wissenschaft und Macht. Eine gute Einführung zu dieser Diskussion ist P. Palladio/M. Worboys, *Critiques and Contentions: Science and Imperialism*, in: *Isis*, 84 (1993), S. 91-102. Empfehlenswert sind auch die folgenden Studien, die alle durch das Whipple Museum of the History of Science in Cambridge 1993 veröffentlicht worden sind: *Empire of Physics: A Guide to the Exhibition*; *Going to the Fair: Readings in the Culture of Nineteenth-Century Exhibitions*; *The Physics of Empire: Public Lectures, 1900: The New Age. A Guide to the Exhibition*.
 - 2 *The British Empire Exhibition. Exhibition of Pure Science Arranged by the Royal Society* – I, in: *Nature*, 113, 14.6.1924, S. 863.

stellung in Antwerpen. Dieses Ausstellungsstück, erklärte Crew, gab ihm die Idee „of doing for the history of science – or, if you like, the Empire of Science, at the Chicago Fair – something similar to the horizontal panorama, illuminated by electric lamps from below.“³

Wie konnte Crew eine Verbindung zwischen einem Objekt britischer Herrschaft auf einer belgischen Ausstellung und Plänen für die Popularisierung von Wissenschaft auf der Weltausstellung 1933/34 herstellen? Die Antwort liegt nicht so sehr darin, daß Crew als erster das Wechselverhältnis von imperialer Macht und Wissenschaft erkannte, sondern darin, daß er diese Beziehung, die sich in der Abfolge der Weltausstellungen seit der Kristallpalastausstellung von London im Jahre 1851 herausgebildet hatte, nun in den Vordergrund rückte.⁴

Crews Reise von 1930/31 nach Europa mit dem Ziel, andere Ausstellungen unter diesem Aspekt zu besuchen und mit europäischen Wissenschaftlern Wege zu diskutieren, wie Wissenschaft durch Ausstellungen popularisiert werden konnte, ist Teil einer langen Tradition von Wissenschaftsausstellungen, die einen Bestandteil aller Weltausstellungen seit 1851 bildeten. Aus diesem Grund bestand für Crew die Frage nicht darin, wie Wissenschaft auszustellen war, sondern ob Wissenschaftler sich zur Mitarbeit bereit erklären würden. Kein geringerer als Charles Babbage hatte bereits die erste Weltausstellung zum Anlaß genommen, die englischen Wissenschaftler anzuprangern: „Science in England is not a profession: its cultivators are scarcely recognized even as a class. Our language contains no *single* term by which their occupation can be expressed.“⁵ Viele britische Wissenschaftler, die sich selbst „Gelehrte“ nannten, blickten scheel auf die Kristallpalastausstellung und sahen deren nationalisierende und zentralisierende Tendenz als eine Bedrohung der Pfründe der privaten wissenschaftlichen Gesellschaften an. Die größte Furcht vieler Wissenschaftler bestätigte sich, als Prinz Albert und der Ausstellungsorganisator Henry Cole entschieden, den Gewinn der Ausstellung für die Konsolidierung der wissenschaftlichen Arbeit zu nutzen und eine Reihe wissenschaftlicher Institutionen, von denen eine später das Victorian and Albert Museum werden sollte, zu gründen, um die „application of science and art to productive industry“ zu fördern. Cole faßte die Auffassung der Regierung über die Wissenschaft folgendermaßen zusammen: „The value of science depends on its practical application, and that, I submit, depends on the public want for it.“⁶

3 Henry Crew Diaries, 14.10.1930, in: Northwestern University Archives, Henry Crew Papers, zit. nach: R. W. Rydell, *World of Fairs: The Century of Progress Expositions*, Chicago 1993, S. 97f.

4 Dieser Punkt ist ausgeführt in den Veröffentlichungen des Whipple Museums (Anm. 1).

5 C. Babbage, *The Exposition of 1851*, London 1851, S. 89.

6 *Lectures on the Results of the Great Exhibition of 1851*. Vol. 2, London 1851, S. 442.

Dieser Aufgabe, nämlich das Interesse der Öffentlichkeit an Wissenschaft zu wecken, unterzog sich der Chemiker Lyon Playfair, der für die Entwicklung der Taxonomie der Ausstellungsobjekte im Kristallpalast zuständig war, in einer Rede, die am Ende der Londoner Weltausstellung veröffentlicht wurde. Zuerst appellierte er an das nationalistische Befinden, indem er warnte, daß im imperialen Zeitalter England gefährdet wäre, wenn seine Bürger nicht akzeptierten, was die Europäer längst gelernt hätten, nämlich „the fact that successful competition can only be attained by an attentive study of science – by making their sons of Industry themselves disciples of Science.“⁷ Zweitens versuchte Playfair, sein Publikum für eine Wertschätzung der Wissenschaft zu gewinnen, indem er in seiner Argumentation mit rassistische Kategorien verwandte. Völker, die nach Größe streben, so argumentierte er,

„do not like the African Dokos, bury their heads in the ground, and shaking their legs in the air, thank the Supreme Being that they are content with snakes, ants, and mice, for their food [...] Using their heads for sublimer purposes they observe and investigate the phenomena and properties of each body, so as to ascertain how far it may be made subservient to their desires.“⁸

Für Playfair war klar, daß Wissenschaft politische und rassische Implikationen hatte. Das Erreichen einer breiten Öffentlichkeit durch die Einbeziehung dieser Verbindung sollte die Aufgabe zukünftiger Wissenschaftler auf Ausstellungen werden.

Es ist interessant, daß – während sich viele englische Wissenschaftler vom Kristallpalast bedroht fühlten – amerikanische Wissenschaftler die Londoner Ausstellung aus einer völlig anderen Perspektive wahrnahmen. Als der amerikanische Kongreß die benötigten Gelder für eine offizielle staatliche Beteiligung der USA an der Weltausstellung ablehnte, organisierten verschiedene Privatpersonen ein National Institute, um Ausstellungsobjekte zu besorgen. Unter den Mitgliedern dieses Instituts befanden sich Joseph Henry, der Direktor der Smithsonian Institution, Alexander D. Bache, der Leiter des U.S. Coast Survey und Mitglied der Leitung der Smithsonian Institution, und Charles Wilkes, der Kommandeur der US Exploring Expedition. Für die Amerikaner stellte die Weltausstellung, analog zu den Vorstellungen von Babbage und Playfair, eine Gelegenheit dar, ihre Anstrengungen um die Organisation und Gewinnung von öffentlicher Unterstützung für ihre eigenen professionellen Ziele fortzusetzen. Diese Anstrengungen hatten bereits sechs Jahre zuvor mit der Gründung der *American Association for the Advancement of Science* erste Früchte getragen. Indem sie eine Ausstellung zum amerikanischen Erfindergeist unterstützten, hofften die Wissenschaftler, einen Teil des dargestellten

7 Ebenda, vol. 1, S. 165.

8 Ebenda.

Ruhmes für sich vereinnahmen zu können. In den entsprechenden Presseberichten standen dann allerdings nicht sie, sondern die Erfinder im Mittelpunkt.⁹

Die Hoffnungen der Wissenschaftler wurden dadurch aber nur kurzzeitig gedämpft. Als eine Gruppe von Förderern der Stadt New York Walter Benjamins Gedanken zur Reproduzierbarkeit von Massenkultur mit dem Versuch antizipierte, den Erfolg der Londoner Ausstellung in ihrer eigenen Stadt zu wiederholen, verdoppelten amerikanische Wissenschaftler ihre Anstrengungen, um mit ihrer Auffassung von der zentralen Rolle von Wissenschaft für den zunehmenden nationalen Fortschritt ein Massenpublikum zu erreichen. Die Kristallpalastausstellung in New York im Jahre 1853 ist zwar generell als Reinfall abgetan worden, aber Robert C. Post hat in seiner Pionierstudie deutlich gemacht, daß diese Ausstellung trotz des finanziellen Fiaskos den professionellen und popularisierenden Wissenschaftlern einen enormen Auftrieb gegeben hat. Post stellte fest, daß „[t]he role assumed by an interlocking cadre of scientists in staging and publicizing the Crystal Palace exhibition is very much worth emphasizing.“¹⁰

Wenig überraschend ist, daß einige der Personen, die bereits mit der Londoner Ausstellung zu tun hatten, auch bei der New Yorker Ausstellung eine zentrale Rolle spielten. Bach organisierte persönlich die Teilausstellung des Coastal Survey und gewann die Unterstützung seines Wissenschaftlerkollegen und Zeitschriftenherausgebers Benjamin Silliman von der Yale University für die Berichterstattung. Silliman blies ein Loblied auf die Popularisierer, wenn er sich für „the neecessity of a funure liberal cultivation of pure science“ einsetzte. Um gar nicht erst den Verdacht des Elitismus innerhalb der amerikanischen Kultur aufkommen zu lassen, ergänzte er die Wendung: „with a view of its useful applications“. Er führte dann weiter aus:

„In the present age when invention succeeds invention with startling rapidity, no nation can neglect such sources of improvement as known or latent, exist in science ... On these, political influence is based with no remote dependence.“¹¹

Wie mit Nationen, so auch mit den Wissenschaftlern. So wie die Kopplung von „reinen“ und „angewandten“ Wissenschaften die Wettbewerbsfähigkeit der Nationen innerhalb der nächsten fünfzig Jahren verstärken sollte,

9 Den besten Überblick über die amerikanische Abteilung auf der Weltausstellung von 1851 bietet M. D. Curti, *America at the World's Fairs, 1851–1893*, in: *American Historical Review*, 55 (1950), S. 833–856. Zur Rolle des National Institute siehe *Great Exhibition of the Works of Industry of All Nations, 1851. Official Descriptive and Illustrated Catalogue*. Vol. 1, London 1851, S. 42.

10 R. C. Post, *Reflections of American Science and Technology at the New York Crystal Palace Exhibition of 1853*, in: *Journal of American Studies* 17 (1983), S. 337–356.

11 Zitat von Silliman aus: *The World of Science, Art, and Industry*, New York 1854, in: Post, *Reflections of American Science* (Anm. 10), S. 352.

so erhöhte sie auch das Prestige und die Legitimität von Wissenschaft, insbesondere als immer deutlicher wurde, daß Wissenschaft fähig war, eine zentrale Stellung bei der Absicherung nationaler Herrschaftspraktiken einzunehmen.

Keine Wissenschaftsdisziplin verstand diese politische Verbindung besser als die Anthropologie, und keine bemühte sich stärker um ihre Popularisierung auf den Weltausstellungen. Viel, aber bei weitem nicht genug, ist über die enge und wie füreinander geschaffene Beziehung von Anthropologie und Ausstellungen geschrieben worden.¹² Im Jahre 1851 existierte die Anthropologie als akademische Disziplin noch nicht. George W. Stocking hat deutlich gemacht, daß die Kristallpalastausstellung, auf der Playfairs Ausstellungsklassifikation die Juroren gezwungen hat, „to compare the same functional object in a variety of national forms“, unweigerlich zu einem Denken geführt hat, das die Verschiedenheit des Menschen in Betracht zog. Stocking zeigt, daß Playfairs Taxonomie „led one along a line of progress from the Tasmanian savage through the ‘barbaric’ civilizations of the East, northwest across the European continent toward an apex in Great Britain...“¹³

Wie konnte man diese unterschiedlichen Phasen des Fortschritts erklären? Diese Frage, so Stocking, führte die britischen Anthropologen vieler Generationen zur Suche nach dem Verständnis der „cultural experience symbolized by the Crystal Palace“.¹⁴ Und dieses Verständnis kreiste nicht nur bei britischen, sondern auch bei amerikanischen Anthropologen übereinstimmend um die angeblichen rassischen Unterschiede der Menschen.

Selbst wenn man die Londoner Weltausstellung als ein Geschenk des Himmels für die Anthropologen bezeichnet, kann man deren Bedeutung für diese Disziplin kaum überschätzen. In England hat sie Henry Christy und General Pitt Rivers zu ethnologischen Sammlungen inspiriert.¹⁵ Innerhalb und außerhalb Englands hat sie zu einer Ausstellungsbewegung geführt, die es unmöglich machte, die auf den Ausstellungen erzeugten immensen Ansichten von der Welt von der anthropologischen Taxonomie der Rassen zu trennen. Französische Anthropologen waren wahrscheinlich die ersten, die die Bedeutung dieser Entwicklung erkannten. Basierend auf ihrer eigenen Ausstellungstradition, die sich mindestens auf George Cuviers Leidenschaft für die anatomische Zergliederung und Ausstellung der Sexualorgane von Saartje Baartman – der sogenannten Hottentotten-Venus

12 Siehe z.B. B. Benedict, *The Anthropology of World's Fairs*, London 1984; R. Corbey, *Ethnographic Showcases, 1870–1930*, in: *Cultural Anthropology* 8 (1993), S. 338–369; R. W. Rydell/N. E. Gwinn (Hrsg.), *Fair Representations: World's Fairs and the Modern World*, Amsterdam 1994; A. Coombs, *Reinventing Africa: Museums, Material Culture and Popular Imagination*, New Haven 1994.

13 G. W. Stocking, *Victorian Anthropology*, New York 1987, S. 5.

14 Ebenda, S. 6.

15 Ebenda, S. 5.

– zurückverfolgen läßt, organisierten französische Anthropologen im Jahre 1877 im Jardin d'Acclimatation eine mehr oder weniger ständige ethnologische Ausstellung, komplettiert mit „Wilden“, die das Leben in einem Dorf nachbilden sollten.¹⁶

Die französischen Politiker erkannten den Wert dieser Darbietungen für die Förderung hierarchischer Denkmuster über die Rasse. Zwölf Jahre später erweiterten sie daher in Zusammenarbeit mit führenden französischen Anthropologen die Ausstellung im Jardin und gliederten sie in die Pariser Universalausstellung von 1889 ein. Der Ursprung dieser Entwicklung lag wahrscheinlich in einem vernachlässigten Bereich der internationalen Ausstellungsbewegung, nämlich den Kolonialausstellungen als einem spezifischen Ausstellungsgenre, das sich auf die Förderung der Werte des Kolonialismus sowohl in Europa als auch dessen überseeischen Besitzungen konzentrierte.

Die Erfindung der „exposition coloniale“ innerhalb der Weltausstellungen kann den königlichen Händlern Hollands angerechnet werden, die im Jahre 1883 entschieden, eine Weltausstellung mit dem speziellen Ziel zu organisieren, den Wert der holländischen Kolonialbesitzungen anzupreisen. Um die Neuartigkeit und Wichtigkeit ihres Vorhabens zu demonstrieren, folgten sie den Beispielen der Weltausstellungen von 1867 in Paris und 1876 in Philadelphia und stellten Eingeborene aus den Kolonien aus. Das holländische Unternehmen unterschied sich aber nicht so sehr durch die Schaustellung indigener Dörfer und Dorfbewohner von seinen Vorgängern, als durch die Legitimität, das ihm durch holländische und französische Anthropologen gegeben wurde. Unter letzteren befand sich Prinz Roland Bonaparte, ein Amateurethnologe, der eine lange und illustrative Abhandlung über den surinamischen „Typ“ für die Ausstellung schrieb. Bonaparte anerkannte den Fakt, daß bereits vorhergehende Weltausstellungen Menschen zur Schau gestellt hatten, stellte aber fest:

„toutes ces exhibitions ont été partielles; il serait, par suite, à souhaiter qu'une grande nation européenne prit un jour l'initiative d'une exposition universelle des diverses populations du globe, ou tous les groupes ethniques fussent représentés. Il y aurait aussi un grand intérêt à exposer tous les objets au milieu desquels ces populations ont l'habitude de vivre. On installerait, par exemple, des villages qui seraient faits à la façon indigène, etc., etc.; en un mot, on y verrait les individus vivre de leur vie propre absolument comme si on allait voyager dans les régions qu'ils habitent.“¹⁷

16 F. T. Rony, *Those Who Squat and Those Who Sit: The Iconography of Race in the 1895 Films of Felix-Louis Regnault*, in: *Camera Obscura*, 28, 1992, S. 262-289. Siehe auch S. LePrun, *Le Théâtre des Colonies: Scénographie, Acteurs et Discourse de l'Imaginaire dans les Expositions, 1855-1937*, Paris 1986.

17 Prince R. Bonaparte, *Les Habitants de Suriname: Notes Recueillies à l'Exposition Coloniale d'Amsterdam, Paris 1884*, S. VI.

Bonapartes 1884 erschienener Band mit der deutlich formulierten Überzeugung, daß die Anthropologie die „wahre“ Politik der Zukunft gestalten würde, „[l]a vraie politique de l'avenir, basée sur des données purement scientifiques [...]“, mag den französischen Anthropologenkreis ermutigt haben, eine aktive Rolle in der Pariser Weltausstellung von 1889 zu spielen.¹⁸ Und das taten sie dann auch tatsächlich.¹⁹

Für die französischen Anthropologen, deren Société d'Anthropologie 1859 gegründet worden war, wurde die Weltausstellung zu einem Legitimationsfest. Durch ihre Beteiligung bei der Organisation der Kolonialdörfer und wegen des in Verbindung mit der Ausstellung stattgefundenen internationalen Kongresses für Anthropologie bewiesen sie sichtbar ihren Nutzen für den Staat, besonders für die Bereitstellung evolutionärer Modelle über den Fortschritt der Rassen, die die französische Kolonialexpansion legitimierten.

Diese Leistung der französischen Anthropologen war wie eine Offenbarung. Verschiedene amerikanische Anthropologen von der Smithsonian Institution waren so von der Pariser Ausstellung beeindruckt, daß sie die Verantwortlichen für die Chicagoer Weltausstellung drängten, dem Pariser Vorbild zu folgen. Die Organisatoren der Ausstellung in Chicago 1893 schlugen aber einen anderen Weg ein und waren entschlossen, die Franzosen mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Sie richteten eine anthropologische Abteilung in der Ausstellung ein und beriefen einen der hervorragendsten amerikanischen Ethnologen, Frederic Ward Putnam von der Harvard University, zu deren Leiter. Nach dem Erfolg der World's Columbian Exposition war es undenkbar, daß amerikanische Weltausstellungen ohne „lebende ethnologische Dörfer“ durchgeführt würden. Das galt auch für England und den europäischen Kontinent, wo Weltausstellungen zunehmend die Doppelfunktion als Kolonialausstellungen ausübten und letztere mit anderen Universalausstellungen konkurrierten. Um die Jahrhundertwende war die Welt, wie sie sich in den Ausstellungsobjekten widerspiegelte, anthropologisch und rassistisch definiert. Dies war das Resultat einer auf sozialdarwinistischen Lehren basierenden anthropologischen Disziplin, die selbst als ein Nebenprodukt aus den Weltausstellungen hervorgegangen war. Auf der Ausstellung 1893 konnten die Anthropologen gar mit einem eigenen Gebäude für Anthropologie prahlen.

Wie aber verhielt es sich mit den „reinen“ Wissenschaften? Nicht vor 1933, auf einer anderen Chicagoer Weltausstellung, der „Jahrhundert des Fortschritts“-Ausstellung, erhielten sie eine vergleichbare Anerkennung in

18 Ebenda, S. II.

19 Es gibt nur wenig Sekundärliteratur über die Amsterdamer Ausstellung von 1883. Ausnahmen sind J. Montijn, *Kermis van Koophandel. De Amsterdam Wereldtentoonstelling van 1883*, Bussum 1983; M. L. Gregorys Eintrag in *Historical Dictionary of World's Fairs and Expositions, 1851–1988*, hrsg. von J. E. Findling und K. D. Pelle, New York 1990, S. 78–79.

Form eines eigenen Gebäudes. Wie ist diese Verzögerung zu erklären und warum beharrten die Wissenschaftler 1933 auf dem Bau eines – wie er anfangs genannt wurde – „Tempel der Wissenschaft“, in den die Organisatoren schließlich einwilligten?

Ein Teil der Antwort liegt in dem unmittelbaren Wert, den die Weltausstellungssponsoren – im wesentlichen aus den Kreisen der Oberschicht und der Regierung – in der Anthropologie für die Rechtfertigung des Imperialismus in der Öffentlichkeit hinsichtlich von wissenschaftlich fundierten Erklärungen rassistischer Hierarchien sahen. Ein anderer Teil der Antwort ist darin begründet, daß „reine“ Wissenschaftler eine andere Strategie als die Anthropologen verfolgten. Sie beharrten nicht auf besonderen Gebäuden, die das Risiko der Isolierung ihres Bestrebens vom Rest der Ausstellung in sich bargen (es ist angebracht daran zu erinnern, daß viele anthropologische Ausstellungen auf der Weltausstellung von 1893 als Teil der „isolierten und Kollektivausstellungen“ aufgelistet wurden), sondern traten für eine Integration ihrer Ausstellung in die kommerziellen, industriellen und kolonialen Teile der Gesamtausstellung ein, um damit den Wert der Wissenschaft für die Ausdehnung imperialer Kontrolle zu demonstrieren.

Die Strategie, die „reine“ Wissenschaftler in der Ausstellungskultur des viktorianischen England verfolgten, haben Simon Schaffer und seine Kollegen in dem Buch „The Empires of Physics“ untersucht. Sie argumentieren, daß „[t]he combination of the Exhibition and the Laboratory made it seem as if the world could be dominated by the products of physics.“²⁰ Dies war vielleicht nirgends sichtbarer als auf der Pariser Weltausstellung von 1900 und ihrem kolonialen Ausläufer, der Ausstellung in Hanoi von 1901/02.

Die Wichtigkeit der Wissenschaft für die Ausstellung von 1900 war von Beginn an offensichtlich. „This will be the end of a century of prodigious scientific and economic effort,“ erklärte die französische Regierung, als sie ihre Pläne zur Durchführung der Ausstellung 1892 verkündete. Mit Blick auf die Zukunft schwärmten die Regierungsvertreter: „It will also be the threshold of an era whose actual achievements will doubtless surpass our wildest dreams.“²¹

Um diesen Anspruch der Öffentlichkeit deutlich zu machen, arbeiteten französische Wissenschaftler und Ingenieure zusammen, um eine bis dahin beispiellose Ausstellung über die Macht der Wissenschaft, besonders der Physik, zusammenzustellen. Einer ihrer Bestucher, der amerikanische Historiker Henry Adams, war überwältigt von dem, was er sah. Im wohl berühmtesten Kapitel seiner Autobiographie, „The Dynamo and the Virgin“, erinnert er sich, wie „[a]s he grew accustomed to the great gallery of machines, he began to feel the forty-foot dynamos as a moral force, much as the early Christians felt the Cross“.²² Adams hatte gute Gründe, beein-

20 J. Bennett u.a., *Empires of Physics: A Guide to the Exhibition*, Cambridge 1993, S. 4.

21 Zit. nach J. Allwood, *The Great Exhibitions*, London 1977, S. 96.

druckt zu sein. Neben den Dynamos und spektakulären elektrischen Ausstellungsstücken waren auch Demonstrationen der Röntgenstrahlen und des Radiums zu sehen. Was ihn sogar noch mehr beeindruckt haben mag, waren die bereits abgeschlossenen Pläne der französischen Kolonialbehörden, der Pariser Weltausstellung eine kleinere Version in der französischen Kolonie Cochinchine folgen zu lassen.

Als die Exposition Française et Internationale 1902 in Hanoi ihre Pforten öffnete, versicherten die französischen Kolonialbeamten den zu erwartenden französischen Besuchern, daß in einem „complètement pacifié“ Land die Einwohner „s'assimilent aisément notre civilisation, accueillant avec confiance nos méthodes, nos procédés, nos outils, ainsi que les perfectionnements et les applications industrielles de la science moderne“.²³ Zeugnisse letzterer Behauptung konnten überall gefunden werden. „Instruments de précision“, einschließlich „compas, niveaux, boussoles, baromètre, verniers, machines à calcul, balances de précision“ waren zu besichtigen wie auch „matériel et produits de laboratoires“.²⁴ Auch der legendäre Dynamo, der 1900 in Paris ausgestellt worden war, konnte in Hanoi bewundert werden. Die Aufgabe aller dieser Geräte auf der Ausstellung in Hanoi bestand darin, utopische Visionen für die Modernisierung Vietnams, mit „[l]ocomotives électriques, tramways électriques, ascenseurs, treuils, grues, cahestans, ponts roulants, appareils de sûreté, réglage“, und, nicht zu vergessen, all den notwendigen technischen Maßnahmen dafür, zu wecken.²⁵ Um den Wert der angewandten Wissenschaften auch im Heimatland deutlich zu machen, errichteten die Kolonialbeamten auch eine „Aerostation“ mit

- Ballons libres, ballons captifs, matériel.
- Aérostation militaire, outillage et accessoires.
- Appareils de vol mécanique.
- Aéroplanes, cerfs-volants, parachutes.²⁶

Wie der französische Generalgouverneur in einem Trinkspruch ausdrückte, schienen die Möglichkeiten unbegrenzt:

„Je bois, Messieurs, à votre succès, je bois aux conquêtes que nous avons à faire en Extrême-Orient, aux conquêtes du Commerce et de l'Industrie de la France.“²⁷

Daß Wissenschaft, wie Roy MacLeod bemerkt, dazu diene, „to increase colonial integration through world markets“, war für die Organisatoren der Ausstellung in Hanoi selbstverständlich. Daß diese Annahme weniger deutlich für die Öffentlichkeit in Europa und den europäischen Kolonien

22 H. Adams, *The Education of Henry Adams* [1918], Boston 1961, S. 380.

23 P. Bourgeois/G.-R. Sandoz, *Exposition d'Hanoi, 1902–1903*, Paris 1903 [?], S. 140.

24 Ebenda, S. 157, 163.

25 Ebenda, S. 166f.

26 Ebenda, S. 168.

27 Ebenda, S. 321.

war, erklärt die Bedeutung der Wissenschaftsausstellungen im Rahmen der Kolonialausstellungen zwischen dem Anfang des Jahrhunderts und dem Zweiten Weltkrieg – Ausstellungen, die zu Hauptpfeilern der Weltausstellungsbewegung, des westlichen Imperialismus und der Anstrengungen von Wissenschaftlern, ihre Legitimität inmitten der wachsenden Zweifel am Verhältnis von Fortschritt und Wissenschaft nach dem Ersten Weltkrieg zu rechtfertigen, wurden. Diese Anstrengungen erreichten ihren Höhepunkt zwischen 1924 und 1934, als, zwischen der British Empire Exhibition in Wembley und der „Century of Progress“-Weltausstellung in Chicago, Wissenschaftler eine entscheidende Schwelle hinsichtlich der Beziehung von Wissenschaft und Politik überschritten: sie repräsentierten sich ihrer jeweiligen nationalen Öffentlichkeit nun weniger als Fußvolk im Dienste der Imperialmacht, sondern als Erbauer ihres eigenen Reiches der Wissenschaft. Wembley wies den Weg.

Am Vorabend des Ersten Weltkrieges konnten die Engländer mit einer Kultur von Kolonialausstellungen prahlen, die drei Jahre nach der Amsterdamer Kolonialausstellung 1886 mit der *Colonial and Indian Exhibition* begann und 1908 in der *Franco-Britain Exhibition*, der japanisch-britischen Ausstellung von 1910 und einer Anzahl kleinerer, von Imre Károly organisierten Imperialfeiern ihre Fortsetzung fand. Wie der Historiker John M. MacKenzie gezeigt hat, sind die 1913 angekündigten Pläne für eine größere Ausstellung des britischen Empire nur durch den Krieg unterbrochen worden. Dies war allerdings nur ein zeitlicher Rückschlag. Die nach dem Krieg in Wembley vorgesehene Ausstellung „developed a new significance: to restore national and imperial confidence ... and to proclaim the economic importance of empire in what was to be a period of recurrent crisis in the international economy.“²⁸

Wie mit dem Reich der Macht, so auch mit dem Reich der Wissenschaft. Angesichts der ungeheuren Zerstörung infolge des Gebrauchs wissenschaftlich entwickelter Technologien, insbesondere dem Gaskrieg, versuchten die Wissenschaftler, eine neue kulturelle Offensive zu starten, um das öffentliche Vertrauen in ihre eigene moralisch Autorität wiederherzustellen. Geführt durch die Royal Society und Sir Richard Glazebrook, schlossen sich die Wissenschaftler mit dem Board of Overseas Trade, das unter der Leitung eines anderen Henry Cole, nämlich eines Verwandten und Namensvetters des Organisators der Ausstellung von 1851 stand, zusammen und errichteten eine Ausstellung der reinen Wissenschaften als Teil des Regierungspavillons auf der Ausstellung 1924 in Wembley.²⁹ Das

28 J. M. MacKenzie, *Wembley 1924–1925 British Empire Exhibition*, in: *Historical Dictionary of World's Fairs* (Ann. 19), S. 235. Für eine detaillierte Behandlung der British Empire Exhibition siehe auch ders., *Propaganda and Empire*, Manchester 1984.

29 So bemerkte der Chemiker E. F. Armstrong: „In a recent pamphlet Mr. John Galsworthy has suggested that the world is more ready to use science and invention for destructive purposes than for social progress and that it is more helpful of perfecting poison gas

britische Wissenschaftsmagazin „Nature“ konnte seine Begeisterung darüber kaum zurückhalten. Obwohl in dem Bericht zugegeben wurde daß „[t]he space available bears in fact a very small proportion to the total area occupied by ‘Wembley’“, glaubte man, daß

„the thoughtful visitor will recognize that the two rooms devoted to pure science represent the seed from which has sprung the material civilisation so lavishly represented elsewhere; or rather, let us say, the hormone which has stimulated that growth of prosperity which is such an important element in Empire.“

Um es ganz deutlich zu machen, stellte „Nature“ fest: „Between science and Empire there is a connexion which is not far to seek.“³⁰

Ausstellungsführer und die populäre Presse betonten den Nutzen der Verbindung von britischem Empire mit dem Reich der Wissenschaft, indem sie darauf hinwiesen, wie wissenschaftliche Entdeckungen zur Kontrolle von Krankheiten beitrugen. So faßte eine offizielle Publikation der Ausstellung zusammen: „In the tropics health is the foundation of successful trade, a sick man is a poor organiser, a weak administrator, and a bad worker.“³¹ König Georg V. wiederholte diese Ansicht in seiner Rede auf der Ausstellung und machte klar, daß

„[the exhibition] stands for a coordination of our scientific knowledge and a common effort to overcome disease ... And it is easy to imagine how greatly the exhibition can contribute toward the progress of our tropical territories and the development of the yet unexplored capacities of the Empire.“³²

Daß die Wissenschaft eine offensichtliche Rolle in der Entwicklung des britischen Reiches spielte, wurde im Ausstellungsführer klar ausgedrückt: „The truth is, before we can make use of the resources of Nature, we must know all about them.“³³ Tatsächlich war die Erzeugung von Wissen fundamental für imperiale Politik. In diesem Sinne erklärte der König, und er klang damit wie der „reinste“ der „reinen“ Naturwissenschaftler: „To seek knowledge, more knowledge, and again more knowledge, the great heri-

than of abating coal smoke.“ Auf den Mediensensationalismus verweisend, versicherte Armstrong dem Leser, daß „[s]cientific work leading to social progress is going on apace ...“ Vgl. Armstrong (Hrsg.), *Chemistry in the Twentieth Century*, New York 1924, S. 11. Siehe auch die Bemerkungen in: *The British Empire Exhibition, Exhibition of Pure Science*, I, S. 863: „[The public] is still capable of the ridiculous inference that because men of science performed a patriotic duty during the War, they must be assumed to spend their whole time in the occupations which then brought them unwontedly into the field of view.“

30 *The British Empire Exhibition, Exhibition of Pure Science*, I, S. 863.

31 *The British Empire Exhibition (1924) ... Tropical Disease Section*, in: Grange Museum, Acc. 643/14.

32 *The British Empire Exhibition*, in: *Nature*, 113, 3.5.1924, S. 648.

33 *Pure Science*, in: *Guide to the Exhibits in the Pavilion of His Majesty's Government*, S. 61, in: Grange Museum, Acc. 453.

tage of which has been entrusted to us the sondest Imperial policy.“³⁴ Aber vom Standpunkt der Herausgeber von „Nature“ bestand der Zweck der British Empire Exhibition nicht nur darin, vertikale Verbindungen zwischen Wissenschaft und Empire, oder zwischen Zentrum und Peripherie, sondern auch horizontale innerhalb des Zentrums aufzubauen:

We may even go further and trace a by no means imaginary connexion between the spirit of science and the political ideals of the Empire – the uncorrupt administration of justice, the maintenance of public order, the education of the component peoples in the art of democratic government – for these things are closely akin to that frank search for truth and ascendancy of reason over passion which are necessary to success in science, and must progress with every advance in influence which accrues to scientific men.³⁵

Auf der Ausstellung des britischen Imperiums stand die „reine“ Wissenschaft, wenigstens für diejenigen, die die Wissenschaftsausstellung organisierten, für die politischen Ideale des Reiches; Wissenschaft und Macht wurden als Einheit repräsentiert.

Der nächste Schritt lag in der Logik der Dinge. Denn so wie erwartet wurde, daß Imperialisten jeglicher Couleur „gute“ Imperialisten waren, so teilte „Nature“ seinen Lesern mit, daß „it is in the introduction of scientific method into common affairs that the body politic can most profitably learn from science at the present time.“³⁶

Was genau haben sich die Ausstellungsorganisatoren dabei gedacht? Eine Veröffentlichung, „Chemistry in the Twentieth Century“, die im Zusammenhang mit der Chemieausstellung im Industriepavillon herausgegeben wurde, um den Beitrag der britischen Wissenschaftler an der Errichtung des Imperiums hervorzuheben, gibt einen Hinweis auf die Antwort³⁷:

The cultivation by the nation of a scientific as opposed to a literary-classical habit of thought is largely a matter of education; the change cannot much longer be delayed if we are to retain our place among the nations. Scientific enquiry is coming to be recognised more and more as the basis upon which advance in industry rests. Whatever may be the views on this controversial subject, few will deny the need for a proper appreciation of scientific method by the multitude; man are at last beginning to realise the part that science has played in making the real history of the world.³⁸

Mit dem Aufruf zu einer „angemessenen Würdigung“ der Wissenschaft versuchten die Organisatoren der Wissenschaftsausstellung nicht nur, Respekt und Ehrerbietung für die Wissenschaftler, die seit dem Ersten Welt-

34 See Current Topics and Events, in: *Nature*, 115, 16.5.1925, S. 772.

35 The British Empire Exhibition. Exhibition of Pure Science Arranged by the Royal Society – I, in: *Nature*, 14.6.1924, S. 863.

36 Ebenda.

37 Armstrong, *Chemistry in the Twentieth Century* (Anm. 29), S. V.

38 Ebenda, S. 12.

krieg geschwunden waren, zurückzugewinnen, sondern auch das britische Bildungssystem zu revolutionieren. Die Aussicht auf letzteres begeisterte die Herausgeber von „Nature“ derart, daß sie Schulen aufforderten, ihren normalen Lehrplan zu unterbrechen und alle Anstrengungen zu unternehmen, die Lehren der British Empire Exhibition in ihren Lehrplan aufzunehmen.³⁹ Die Herausgeber waren mit ihrem Enthusiasmus nicht allein. Keine geringere Autorität als der König nannte die Ausstellung „the University of Empire“.⁴⁰

Um den Besuchern zu helfen, diese Verbindung zwischen den verschiedenen Ebenen des Reiches herzustellen, publizierten die Organisatoren zusammen mit der Royal Society ein „Handbook to the Exhibition of Pure Science“, das Aufsätze von über zwanzig bekannten britischen Wissenschaftlern enthielt. Darunter befand sich auch der Physiker Ernest Rutherford, der die erzielten Fortschritte in einer Auswahl von wissenschaftlichen Arbeitsfeldern beschrieb. Zusammen mit der Ausstellung, die vom Galvanometer und Ionisationskammern über die Demonstrationen von ultraviolettem Licht bis zu Spektrometern für infrarotes Licht reichte, widerspiegelten diese Aufsätze eine eindrucksvolle Bestätigung des Ausstellungsunternehmens. „Nature“, das in Erinnerung rief, daß die Wissenschaftler und insbesondere die Physiker nie angemessen für ihren Beitrag zum britischen Reich gewürdigt worden waren, glaubte, daß diese nun endlich die ihnen gebührende Anerkennung erhielten. Die Zeitschrift verglich die Position der Physiker auf den vorangegangenen Ausstellungen mit „Cyrano de Bergerac when he wooed the fair Roxanne in order that another might climb to her balcony“, und schlußfolgerte, daß die Physik auf der British Empire Exhibition mündig geworden war und jetzt eine der Industrie ebenbürtige Kraft darstellte, mit der zu rechnen war.⁴¹

Unter diesem Gesichtspunkt ist es kaum zweifelhaft, daß viele britische Wissenschaftler, die ihre Tätigkeit als reine Forschung ansahen, sich nicht mehr als Kammerdiener vom imperialen Politikern und Industriellen betrachteten, sondern sich selbst als Erbauer eines eigenen Imperiums, des Reiches der Wissenschaft, repräsentierten. Es war jedoch vorherschaubar, daß die Begeisterung darüber, daß die mißliche finanzielle Lage der Ausstellung gedämpft werden würde.

Wegen all des Prunks und der Verschwendung litt die Ausstellung von 1924/25 unter den größten Verlusten, die eine Weltausstellung je zu verzeichnen hatte, Verlusten, die die aufkommende weltweite Krise des Kapitalismus signalisierten. Nachdem sich die Wissenschaftler so deutlich

39 University and Education Intelligence, in: Nature, 113, 26.1.1924, S. 144.

40 Current Topics and Events, in: Nature, 115, 16.5.1925, S. 772. Siehe auch L. Weaver, Exhibitions and the Art of Display, London 1925, S. 64f. Seine Worte sorgfältig wählend, nannte Weaver die Wissenschaftsausstellung „a piece of industrial patriotism“.

41 The British Empire Exhibition. Exhibition of Pure Science Arranged by the Royal Society – II, in: Nature, 21.6.1924, S. 894.

mit dem Staat verbunden hatten, befanden sie sich plötzlich im Sog seiner ökonomischen Turbulenzen. Denn mußte nicht aus der Anerkennung, die Wissenschaftler für die Erzeugung der materiellen Segnungen des Reiches verdienten, folgen, daß diese nun auch für die nationale Zahlungsunfähigkeit und wirtschaftliche Depression verantwortlich gemacht werden?

Diese Fragen waren nicht ungerechtfertigt, wie ich in meinem Buch „World of Fairs“ zu zeigen versucht habe. Sie waren vielmehr die Quelle realer Sorgen auf beiden Seiten des Atlantiks, als Wissenschaftler versuchten dem zu begegnen, was Daniel J. Kevles eine „revolt against science“ genannt hat.⁴² Am Ende der zwanziger Jahre wurde die Glaubenskrise an die Wissenschaft und der entstehenden Ordnung des korporativen Kapitalismus so akut, daß verschiedene Wissenschaftler und Ingenieure auf Aufforderung des Direktors der „Century of Progress“-Weltausstellung in Chicago den *National Research Council* mobilisierten, um die Organisation eines wahrhaften Tempels der Wissenschaft als zentrales Gebäude der Weltausstellung von 1933 in Angriff zu nehmen. Die „Hall of Science“, wie sie dann genannt wurde, war als ein Ort vorgesehen, an dem die wissenschaftlichen Methoden als heiliger Gral, der Amerika aus der wirtschaftlichen Krise herausführen konnte, verehrt werden konnten. Diese Halle entsprach dem Muster vom „Reich der Wissenschaft“, das so sorgfältig für die Wembley-Ausstellung und für die britischen Kolonialobjekte auf den nachfolgenden französischen und englischen Kolonialausstellungen entworfen worden war.

Es ist nicht schwer zu erklären, warum gerade Henry Crew Inspiration in dieser „Reich der Wissenschaft“-Tradition fand. Noch während er seine wissenschaftlichen Studien verfolgte und sich einen Namen in der Photoelektrik und Spektroskopie machte, hatte Crew Zeit gefunden, eine eindrucksvolle Anzahl von Welt- und internationalen Ausstellungen zu besuchen: die *Centennial Exhibition* von 1876 in Philadelphia, die Pariser Universalausstellung von 1900, die Panamerikanische Ausstellung in Buffalo 1901, die *Louisiana Purchase Exposition* in St. Louis 1904, *L'Esposizione Internazionale del Sempione* in Mailand 1906, die *Tercennial Exposition* in Jamestown 1907, die *Alaska-Yukon-Pacific Exposition* in Seattle 1909 und die *Sesquicentennial Exposition* in Philadelphia 1926. Zusätzlich zu diesen persönlichen Erfahrungen stillte Crew seine Sucht nach Ausstellungen mit der Lektüre von Berichten über die British Empire Exhibition in Zeitschriften wie „Science“ und „Scientific American“. Er wußte daher, daß die Wissenschaftsausstellung in Wembley einen ersten bedeutenden Schritt zur Etablierung eines „Reiches der Wissenschaft“ bedeutete. Aber das war nur der Anfang. Für Crew bestand die zentrale Aufgabe darin zu verhindern, daß allein die praktische Anwen-

42 D. J. Kevles, *The Physicists. A History of a Scientific Community in Modern America*, Cambridge/London 1971, S. 236-251.

dung „reiner“ Wissenschaft in den verschiedenen Pavillons demonstriert wurde. Als sich die Ausstellungsverantwortlichen bereit erklärten, eine separate Halle der Wissenschaft zu erreichen und den National Research Council baten, eine „Philosophie“ für die Ausstellung zu entwickeln, erkannte Crew, daß die „Century of Progress“-Ausstellung bestens geeignet war, das „Reich der Wissenschaft“ zu verwirklichen.

Ausgestellt in ihrem eigenen Gebäude, das den ideologischen Kern einer Ausstellung symbolisierte, die mitten in der Weltwirtschaftskrise von einem „Jahrhundert des Fortschritts“ prahlte, nahmen die Wissenschaften mit ihren Objekten ihre eigene Gestalt an: von den Medizintruhnen der Marke „Tabloid“ aus dem Wellcome Institute, die berühmte Expeditionen nach Afrika begleitet haben, über Tabellen verschiedener eugenischer Gesellschaften, die die Theorie der „Rassenverbesserung“ vertraten, bis hin zu eindrucksvollen Ausstellungsstücken wie Apparaturen für physikalische, chemische und biologische Laboratorien.⁴³ Wahrscheinlich wenig überraschend ist, daß diese Ausstellungen durch eine, wie man heute sagen würde, „elitäre Arroganz“ gekennzeichnet war. Diese Arroganz läßt sich beispielsweise bei einem Ausstellungsmitarbeiter des Massachusetts Institute for Technology (MIT) feststellen, der deutlich seine Verachtung gegenüber denjenigen ausdrückte, die er eigentlich bilden sollte. „The latest [incident]“, berichtete er seinen Vorgesetzten,

„and the one which will probahly climax all the rest, has to do with a naked-eye molecule gazer! Yowsah, a chap stepped in a couple of weeks ago with the astounding news that he had, with his naked, very naked eye, seen a molecule – two or three of them in fact! ... I submitted to the indignity of being taken out in the sun (not too bright, and away from people, mind you) and taught how to see this great natural phenomena. The funny part was that I saw (focus your eyes about two feet in front of you – focus *hard*) what he saw, but they were only the common garden variety of spots, much to my disappointment.“⁴⁴

Wie dieser Bericht verdeutlicht, war die Welt auf der „Century of Progress“-Ausstellung zwischen Wissenschaftler und den „Anderen“, die sich jenseits der Grenzen wissenschaftlicher „Erlösung“ befanden, geteilt. Innerhalb einer

43 Die Rolle des Wellcome Institute hinsichtlich der Verbindung von Macht und Wissenschaft verdient weiterer Untersuchung. Siehe z.B. The Wellcome Research Institution. Exhibits at the Chicago Exposition, 1934, London 1934. Diese Veröffentlichung hält fest, daß das Wellcome Museum hauptsächlich für die britische Gesundheitsausstellung auf der Pariser Kolonialausstellung von 1931 verantwortlich war und daß die Wellcome Research Institution, in den Worten von Lord Moynihan, existierte, „to create in the minds of the leaders of the profession ... the ‘Religion of Research’.“ Auch andere Veröffentlichungen weisen auf die Beteiligung der Wellcome Institution an Ausstellungen hin. Siehe insbesondere The Romance of Exploration and Emergency First-Aid from Stanley to Byrd, in: Department of Special Collections, University of Toronto.

44 Henry Backenstoss (?) and Carroll Wilson (?) vom 3.8.1934, in: MIT Archives, AC4, Karl Compton Papers, F. Chicago World's Fair, June-August 1934.

solchen Gedankenwelt blieb wenig Raum für die Vorstellung von einer Demokratie der Wissenschaft – oder jeder anderen Art von Demokratie.

Der Einfluß der „Reich der Wissenschaft“-Ideologie auf die „Century of Progress“-Ausstellung hatte weitreichende Konsequenzen. Auf jeder amerikanischen Ausstellung nach der Depression, wurde Wissenschaft, oder eher eine besondere Ideologie von Wissenschaft, als eine Ware zur allgemeinen Konsumtion, aber nicht zur öffentlichen Diskussion präsentiert. Auf der Pariser Ausstellung der Künste und Technik im Jahre 1937 wurden die Europäer in ähnlicher Weise dazu eingeladen, sich in „la gloire de la science expérimentale“ zu sonnen.⁴⁵ 1951, auf dem Festival of Britain, wurde die Wissenschaft im „Dom der Entdeckung“ präsentiert, wo die Errungenschaften der Newton, Darwin und Rutherford zusammen mit Objekten ausgestellt wurden, die die Forschungen Livingstones und Cooks priesen. Nicht überraschend konnte daher ein Ausstellungsführer prahlen, daß „[p]ure science – discovery for its own sake – has huge rewards to offer the human mind ... [and provides] the basis for most, if not all, of the great material achievements of the modern world.“ Wenn Besuchern ein Beispiel dafür gegeben werden mußten, bot ein Reiseführer einen hilfreichen Wink: „It was Kew, in fact, that reared wild rubber plants from Brazil, reproduced them, and sent the seedlings out to found a new and great industry in Malaya.“⁴⁶ So wichtig wie der „Dom der Entdeckung“ auch für den Wiederaufbau Großbritanniens nach dem Krieg war, blieb er doch ein Zwerg im Vergleich zum turmhohen Atomium von der Brüsseler Weltausstellung 1958 und der dazugehörigen Internationalen Halle der Wissenschaft mit 100.000 sq. ft. Grundfläche.⁴⁷ Am Ende der fünfziger Jahre brachen Europas koloniale Territorien zusammen, das Reich der Wissenschaft indes schien davon wenig betroffen zu sein.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß es falsch wäre, die Popularisierung von Wissenschaft auf den Weltausstellung als frei von ideologischer Absicht und Bedeutung zu interpretieren. Die Anstrengungen, Wissenschaft zu popularisieren, waren weder freundschaftliche Prozesse des Informationsaustausches noch einfache Versuche, die Öffentlichkeit zu bilden. Durch ihre Anstrengungen, die Wissenschaft auf den Weltausstellungen zwischen 1851 und 1958 zu popularisieren, haben sich viele Wissenschaftler mit der Macht identifiziert und sie legitimiert. Unter diesem Blickwinkel wird die gegenwärtige postkoloniale Kritik an Wissenschaft leichter verständlich.

45 M. Boll, *Les Sciences à l'Exposition*, in: *Revue de Paris*, 15.7.1937, zit. nach M. Tamir, *Les expositions internationales à travers les ages*, Paris 1939, S. 176.

46 South Bank Exposition. London. Festival of Britain, London 1951 [?], S. 61, 43. Siehe auch *Notes for Industry on the 1951 Exhibitions*. London [1951], S. 17, in: Alan Jarvis Papers, Department of Special Collections, University of Toronto.

47 B. Schroeder-Gudehus/D. Cloutier, *Popularizing Science and Technology During the Cold War: Brussels 1958*, in: Rydell/Gwinn, *Fair Representations* (Anm. 12), S. 157-180.

Dietmar Stübler

Ernst Platner 1848/49

1. Ernst Platner (1773–1855)

Ernst Zacharias Platner¹ blieb weder als Maler noch als Kunstschriftsteller, geschweige denn als sächsischer Diplomat oder als geachtete Persönlichkeit der deutschen Künstlerkolonie in Rom einem breiten Publikum in Erinnerung.

Der Vater, Ernst Fedor Platner, Arzt und Philosoph, ordentlicher Universitätsprofessor in Leipzig, Rektor der Alma mater Lipsiensis 1783 und 1789, soll das älteste seiner sechs Kinder gedrängt haben, Maler zu werden. Dieser Profession ging der Sohn allerdings „mehr mit angestrengtem Fleiße als besonderem Talent nach“². Seit 1805 lebte er in Rom,³ wo er sich 1817/18 entschied, literarisch tätig zu werden. Unter seiner Gesamtreaktion erschien zwischen 1830 und 1842 bei Cotta in Stuttgart und Tübingen die dreibändige „Beschreibung der Stadt Rom“, mit der sich Platner einen Namen als Kunsthistoriker machte. Seine Bewerbung um die Stelle des Königlich-Sächsischen Agenten beim Päpstlichen Hofe fand 1823 die Gunst König Antons in Dresden. Die daraus erwachsenden konsularischen Pflichten nahm er bis zu seinem Tode 1855 wahr.

Die politischen Berichte, die er als Agent aus Rom an das Außenministerium nach Dresden schickte, verwahrt das Sächsische Hauptstaatsarchiv in Dresden nahezu vollständig.⁴ Im Durchschnitt handelte es sich um 25

1 (1. Oktober 1773 – 14. Oktober 1855) Zur Vita Platners vgl.: Sächsisches Hauptstaatsarchiv, Dresden (SächsHStA), Außenministerium 3115. Biographische Nachschlagewerke: Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 26, Leipzig 1880, S. 260; Thieme/Becker (Hrsg.), Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Bd. 27, Leipzig 1933, S. 346; G. K. Nagler (Hrsg.), Neues allgemeines Künstlerlexikon, Bd. 11, München 1841, S. 406; W. Kosch (Hrsg.), Das katholische Deutschland, Bd. 2, Augsburg 1937, S. 484. Informationen über Platner außerdem in: G. W. Geyser, Geschichte der Malerei in Leipzig von frühester Zeit bis zu dem Jahre 1813, Leipzig 1858, S. 87; J. Schnorr von Carolsfeld, Briefe aus Italien, Gotha 1886; F. Noack, Deutsches Leben in Rom. 1700–1900, Stuttgart 1907, ND Bern 1971; ders., Das Deutschtum in Rom, Bd. 2, Berlin/Leipzig 1927.

2 Geyser, Malerei (Anm. 1), S. 87.

3 In den in Anm. 1 genannten Nachschlagewerken wird durchgängig das Jahr 1800 genannt. Dagegen schrieb Platner an S. M. den König von Sachsen, Rom 23.09.1820, er wohne seit 15 Jahren in Rom; vgl.: SächsHStA, Außenministerium 3115. An denselben Adressaten verwies er aus Rom am 05.03.1849 darauf, daß er seit 44 Jahren in Rom lebe; vgl.: ebenda, Außenministerium 3124.

4 Platner adressierte: An Heinrich Anton von Zeschau (Außenminister): Nr. 13 vom 20.06.1846 – Nr. 16 vom 01.04.1848; An das Hohe Ministerium der Auswärtigen An-

Korrespondenzen pro Jahr. Mit bedeutsamen Ausnahmen! 1831 waren es 90, 1832 45 Briefe. Noch einmal übertraf ihre Zahl das Jahresmittel, nämlich 1846 (29), 1847 (37), 1848 (53), 1849 (42) und 1850 (27). Damit fallen die Revolutionsjahre (1831/32 und 1848/49) schon quantitativ aus dem Rahmen, ganz abgesehen davon, daß sich die Post dieser Jahre inhaltlich unvergleichlich ergiebiger liest als die der übrigen Jahre, in denen Personalien des Heiligen Stuhls und höfische Besuche die gelegentlich peinlich knappen Briefe fühen.

2. Über den Vorabend der Revolution (16. Juli 1846–14. März 1848)⁵

Das Konklave, das 1831 zur Wahl Gregors XVI. geführt hatte, dauerte fast zwei Monate und endete erst unter dem Druck der unmittelbar bevorstehenden Revolution im Kirchenstaat (2. Februar 1831). Es erwies sich damit als eines der längsten in der Geschichte der Päpste. Den Nachfolger Gregors XVI. erhob die Kardinäleversammlung am 16. Juni 1846 nach nur zwei Tagen auf den Heiligen Stuhl. Die meisten hielten es für sicher, daß das Amt dem intransigenten Kardinalstaatssekretär Luigi Lambruschini angetragen und damit die reaktionäre Politik Gregors XVI. fortgesetzt

gelegenheiten: Nr. 17 vom 17.04.1848 – Nr. 21 vom 16.05.1848; An Ludwig Frh. von der Pförtzen (Außenminister): Nr. 22 vom 18.05.1848 – Nr. 43 vom 06.11.1848; An das Königliche Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten: Nr. 44 vom 16.11.1848 – Nr. 20 vom 17.10.1850 (mit der Ausnahme des Briefes Nr. 13 vom 12.03.1849, der an Friedrich Ferdinand Frh. von Beust, Außenminister, gerichtet ist). – Die Berichte sind im SächsHStA unter folgenden Signaturen archiviert: Berichte 1846 (Nrn. 1–28) in: Außenministerium 3122; Bericht Nr. 29 vom 29.12.1846; Berichte 1847 (Nrn. 1–37) in: Außenministerium 3123; Berichte 1848 (Nrn. 1–31 u. 33–51) in: Außenministerium 3123; Bericht Nr. 32 vom 29.07.1848; Nr. 52 vom 23.12.1848; Nr. 53 vom 30.12.1848; Berichte 1849 (Nrn. 1–42) in: Außenministerium 3124; Berichte 1850 (Nrn. 1–27) in: Außenministerium 3124. – Die Berichte sind in deutscher Sprache verfaßt. Die in ihnen angezeigten Beilagen (Ausschnitte aus römischen Zeitungen; andere Druckerzeugnisse; Abschriften von Dokumenten) sind überwiegend archiviert. Die Sprachgepflogenheiten sind in diesem Artikel unverändert wiedergegeben. Orthographie und Interpunktion sind den aktuellen Normen angeglichen. Einfügungen des Autors dieses Artikels stehen in eckigen Klammern.

- 5 Zur Ereignisgeschichte für die nachfolgenden Kapitel 2 bis 6 vgl. C. Spellanzon/E. Di Nolfo, *Storia del Risorgimento e dell'unità d'Italia*, Bde. 3 (Mailand 1936), 4 (1938), 5 (1950) aus der Feder von C. Spellanzon, Bde. 6 (1959), 7 (1960), 8 (1965) aus der Feder von C. Di Nolfo; Candeloro, *Giorgio, Storia dell'Italia moderna*, Bde. 3 (Mailand 1960) u. 4 (1964). In deutscher Sprache am ausführlichsten: A. Stern, *Geschichte Europas*, Bde. 6 (Stuttgart/Berlin 1911), S. 400–464 u. 7 (1916), S. 190–262 und 523–611. – Zu den militärischen Ereignissen vgl. P. Pieri, *Storia militare del Risorgimento*, Turin 1962³, S. 415–447. – Zur Parlamentsarbeit vgl. G. Sardo (Hrsg.), *Le Assemblee del '48*, Palermo 1963 (= *Storia del Parlamento Italiano*, Bd. 1), S. 191–256. Vgl. auch W. Schmidt u. a., *Die europäischen Revolutionen 1848/49*, in: *Revolutionen der Neuzeit 1500–1917*, hrsg. von M. Kossok, Berlin 1982, S. 271–338; darin: D. Stübler, *Die italienische Revolution*, S. 314–318.

würde. Überraschend fiel die Wahl auf Giovanni Maria Mastai-Ferretti: ein weithin unbeschriebenes Blatt, auf das jede der interessierten Parteien glaubte, mit festem Griffel Programmpunkte eintragen zu können.

Der Königlich-Sächsische Agent in Rom Ernst Platner urteilte in seiner Korrespondenz vom 10. Juli 1846:

„Man zweifelt hier allgemein nicht an seinen guten [reformerischen] Absichten, die er aber durch die ihnen entgegentretenden Hindernisse schwerlich in dem Maße wird auszuführen vermögen als manche erwarten dürften.“

Damit gab Platner zu erkennen, daß er den Abbau des Reformstaus aus dem Pontifikat Gregors XVI. für notwendig hielt. Zugleich machte er auf die Widerstände aufmerksam, die die überkommenen Strukturen und die von Gregor XVI. geförderten Persönlichkeiten aufwürften.

„Allgemeine Freude und ... Enthusiasmus“ (21. Juli 1846) löste Pius IX. aus, als er am 16. Juli 1846 eine generelle Amnestie verkündete.⁶ Zwei Tage lang zogen die Römer unter den Fahnen des Kirchenstaates, mit temperamentvoller Musik und im Schein der Fackeln durch die festlich erleuchtete Stadt zum Palast des Papstes auf dem Quirinal. Sie drückten auf diese Weise ihre Dankbarkeit gegenüber dem gütigen Papst *und* ihre weiterreichenden Erwartungen aus. Platner erkannte das genau:

„Man hofft hier, und wie es scheint mit allem Grunde, von den wohlwollenden Gesinnungen des gegenwärtigen Papstes bedeutende Reformen.“ (21. Juli 1846)

Tatsächlich kam Pius IX. den überströmenden Erwartungen der Menge entgegen: Am 17. November kündigte er den Bau einer Eisenbahn an; im Januar 1847 ordnete er die (Kriminal-)Justiz neu; am 15. März verhiess er, die politische Zensur zu lockern; am 19. April eine *Consulta di Stato*, d. h. eine vom Papst ernannte, beratende Versammlung aus Laien einzuberufen; am 14. Juni einen *Consiglio di Stato*, eine Art Ministerrat, aus den Ressortleitern der Staatskanzlei zu formieren. Den Vorankündigungen folgten die entsprechenden Erlasse, vor allem die sogenannten Oktoberedikte des Jahres 1847. Mit den Maßnahmen zur Verbesserung der Gerichtsbarkeit und der Verwaltung im Kirchenstaat erfüllte Pius IX., wenigstens teilweise, jenen Forderungskatalog, den die Konferenz der Großmächte am 21. Mai 1831 Gregor XVI. übergeben hatte, damit dieser der Revolution den Nährboden entziehe. Es geschah aber nichts. Folglich fertete nun die Begeisterung für Pius IX. aus. Platner sah in seinem ausführlichen Bericht vom 26. Juni 1847 auf den Grund und gab zu überlegen: „So erfreulich auch die bisher zu Ehren des Papstes hier gefeierten Feste als öffentliche Bezeugungen der Liebe und des Vertrauens der Untertanen zu ihrem Fürsten sein mußten, so kannte doch die fortdauernde Wiederholung dersel-

6 Faksimile des Manifests in: Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 3, S. 9; der Text der Erklärung, die der Amnestierte unterschreiben mußte, ist abgedruckt in: ebenda, Anm. 12, S. 90.

ben wegen der damit verbundenen Aufregung und Bewegung des Volkes nicht ohne Bedenklichkeit sein. Zwar dürfte es den Einwohnern Roms zu nicht geringem Lobe gereichen, daß bei jenen Festen ohne alle Aufsicht der Polizei stets die größte Ordnung herrschte und bei dem Zusammenströmen einer so großen Volksmenge nie die mindesten Exzesse erfolgten. Aber doch schienen dabei Ideen laut zu werden, welche die Aufmerksamkeit der Regierung erregen mußten. Bei den Lobpreisungen des Papstes äußerten sich nicht selten, wenn auch in Rom nicht öffentlich, die in der gegenwärtigen Lage der Dinge ganz unausführbaren Wünsche einer Vereinigung von Italien und der Befreiung von der Herrschaft einer ausländischen Macht [Österreich] in einigen Provinzen dieses Landes. Auch ließen sich hinsichtlich der Veränderungen in der Staatsverfassung Forderungen vernehmen, die, wenn nicht ganz den Umständen unangemessen, doch wenigstens noch nicht an der Zeit sind, worunter der Anteil weltlicher Personen an den höchsten Staatsämtern des Kirchenstaates gehört.“ Schließlich referierte Platner eine Bekenntmachung des Kardinalstaatssekretärs Pasquale Gizzi (8. August 1846–5. Juli 1847) vom 22. Juni 1847.⁷ Der Heilige Vater sei fest entschlossen, die administrativen Reformen weiterzuführen, aber „nur allmählich ... mit reiflicher Überlegung und innerhalb der zur Erhaltung der weltlichen Herrschaft des Oberhauptes der katholischen Kirche bestimmten Grenzen“, womit nach Platners Auffassung italienischer Patriotismus „ganz unverträglich“ sei. Um der Auffassung des Heiligen Vaters Geltung zu verschaffen, teilte der Kardinalstaatssekretär mit,

„daß er ausdrücklich beauftragt sei, den päpstlichen Untertanen die vollkommene Zufriedenheit Sr. Heiligkeit mit den ihrem Landesfürsten erwiesenen aufrichtigen Bezeugungen der Liebe und Dankbarkeit zu verkünden, erklärt aber darauf, daß es Sr. Heiligkeit schmerzhaft sein würde, wenn die mit Kosten und Zeitverlust der Studierenden und Handwerker verbundenen, ihm zu Ehren veranstalteten Volksfeste weiter fort dauern sollten. Der Heilige Vater verlange daher als einen Erweis der ihm im Verlaufe des nun geendigten ersten Jahres seiner Regierung genug bekanntgewordenen Liebe und Verehrung seiner Untertanen für seine Person von demselben keine weiteren Feste dieser Art, weder in Rom noch in den Provinzen, zu veranstalten; und er sei gewiß, daß dieser sein hiernit erklärter Wunsch dieselbe und größere Wirkung haben werde als ein ausdrücklicher Befehl.“

Platner deckte also in seinem Bericht vom 26. Juni 1847 die Ambivalenz des ununterbrochenen Jubels in Rom und in den Provinzen des Kirchenstaates auf: Er galt der Person des Papstes Pius IX., nicht dem politischen System. Ganz im Gegenteil! Eines seiner auffälligsten Kennzeichen, die politische Monopolstellung der klerikalen Oligarchie, erregte besonders heftigen Widerspruch bei den Demonstranten. Die Forderung nach Freiheit, in letzter Konsequenz nach einer Verfassung, hielt Platner im zitierten

7 Vgl.: Wortlaut als Beilage zu Platner vom 22. Juni 1847.

Bericht mindestens für verfrüht, wenn nicht überhaupt für unangemessen. Und den Ruf nach Unabhängigkeit von Österreich und nach der Einheit Italiens wies er sogar kategorisch als „ganz unverträglich“ ab. Für beide Zielsetzungen, Freiheit sowie Unabhängigkeit und Einheit, rückte er die unterschiedlich hoch gestellten Hürden ins Blickfeld seiner Dresdner Adressaten. Und diese Hindernisse entstanden als Konsequenz der Doppel-funktion des Papstes als universales Oberhaupt einer Weltkirche *und* als italienischer Landesfürst. Eine Trennung der einen von der anderen Funktion faßte Platner nicht ins Auge.

Schon am 10. Juli 1847 mußte er nach Dresden berichten:

„Die freundliche Untersagung fernerer Volksfeste zu Ehren des Papstes hat nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Sie hat anstatt die bedenkliche Aufregung des Volkes zu dämpfen, dieselbe vielmehr erhöht und eine üble Stimmung verursacht, ... Das Vertrauen zu dem Papst ist unerschüttert geblieben, aber damit ist das entschiedene Mißtrauen gegen seine Minister verbunden. Bedrohende Äußerungen haben sich zuweilen vernehmen lassen: Viva Pio IX e morte ai Cardinali [Es lebe Pius IX. und Tod den Kardinälen!] soll auf den Straßen gerufen worden sein. Ein großes Fest, welches der Prinz Borghese in seiner Villa veranstaltete, war in Gefahr, durch Insultierung von Seiten des Volkes gestört zu werden, weil man den Prinzen für einen Freund der Jesuiten hält, die vornehmlich in Verdacht stehen, den wohlthätigen Absichten Pius IX. entgegen zu wirken.“

Deshalb habe der Papst den Entschluß gefaßt:

„Zur Erhaltung der Ordnung und zur Sicherheit vor Exzessen des Pöbels ist in der mitfolgenden Notifikation des Herrn Kardinalstaatssekretärs [Gizzi vom 5. Juli 1847⁸] die Verordnung zu einer neuen Einrichtung und Vermehrung der Bürgergarde (guardia civica) erschienen. Alle in Rom ansässigen Einwohner, ohne Ausnahme der Fremden, vom 21. bis zum 60. Jahre, sind nebst ihren Söhnen, die das erforderliche Alter haben, verbunden, in dieselbe einzutreten. Hingegen sind ausgeschlossen alle Personen der niedrigsten Volksklasse und Personen, die nicht in dem Rufe eines guten öffentlichen Betragens stehen oder durch schimpfliche Handlungen ihre Ehre verloren haben.“

Mit dieser Entscheidung überschritt Pius IX. die Grenze zwischen administrativen und politischen Reformen. Die Bürgergarden verstanden sich ja nicht nur als Selbsthilforganisationen bewaffneter Bürger gegen unkontrollierte Unterschichtenproteste, sondern zugleich als Ausdruck des Machtanspruchs des städtischen Bürgertums gegen die Herrschaft der Prälaten. Nicht zufällig mischte sich in den zustimmenden Jubel der Demonstranten auf dem römischen Corso die lautstarke Forderung, daß nunmehr recht bald die Munizipalverfassung in Rom eingeführt werden möge (vgl. 10. Juli 1848). Die Bildung der Bürgergarden, zunächst nur in Rom, gewann doppeltes Gewicht, weil Pius IX. gleichzeitig die von Gregor XVI.

8 Vgl.: Wortlauf als Beilage zu Platner vom 10. Juli 1847.

aufgestellten *Volontari pontifici* auflöste. Dadurch veränderte sich das Kräfteverhältnis zwischen den bewaffneten Formationen, die den Liberalen bzw. den Konservativen und Reaktionären zuneigten, ganz erheblich zugunsten der liberalen Seite. Kardinalstaatssekretär Pasquale Gizzi begriff das Außerordentliche des Ereignisses. Er reichte am 5. Juli 1847 seinen Rücktritt ein. Kardinal Gabriele Ferretti trat am 7. Juli 1847 an seine Stelle (7. Juli 1847–18. Januar 1848). Platner informierte darüber in dem zitierten Bericht vom 10. Juli 1847, allerdings ohne den Zusammenhang mit dem Aufbau der Bürgergarden in Rom herzustellen.

Die steigende Spannung zwischen den Reformern und ihren Gegnern offenbarte sich Mitte Juli. Am 14. Juli 1847 mobilisierten die *Circoli popolari* in Rom, an ihrer Spitze Angelo Brunetti, genannt Ciceruncchio, und Pater Giocchino Ventura die Bevölkerung Roms gegen eine – vermeintlich oder tatsächlich? – von den Gegnern der Reformpolitik Pius IX. geplante Verschwörung, die am 17. Juli 1847, dem ersten Jahrestag der Amnestie Pius IX., in der Absicht angezettelt werden sollte,

„einen allgemeinen Volksaufstand, der nicht ohne Blutvergießen abgehen konnte, zu erregen, um der Welt die traurigen Folgen des Regierungssystems Pius IX. zu zeigen und zur Abwehrung der angeblich den Kirchenstaat bedrohenden Anarchie die Intervention fremder Mächte zu veranlassen. Gerichtliche Beweise hierüber sind bis jetzt nicht bekannt. Die Regierung beobachtet ein tiefes Stillschweigen über diese Angelegenheit, und es fehlt nicht an Personen, welche behaupten, daß die angebliche Verschwörung nur auf der Einbildung des Volks beruhe. Aber schwerlich dürfte diese Behauptung sich bewähren und Wahres der vorherrschenden Meinung allerdings zugrunde liegen.“ (1. August 1847)

Die verblüffend klare Schuldzuweisung für die Unruhen in Rom Mitte Juli 1847 an konservativ-reaktionäre Kreise gründete Platner in seinen Berichten vom 20. Juli, 1. August und 11. September auf die von ihm beobachtete Flucht zahlreicher als Reformgegner stigmatisierter kirchlicher Würdenträger aus Rom und auf die Neubesetzung herausragender Funktionen im Kirchenstaat (Gouverneur der Stadt Rom; Kommandeur der Schweizergarde; vgl. Platner, 20. Juli und 7. August 1847).

Einen Zusammenhang mit einem zeitgleichen Ereignis, der Besetzung Ferraras durch habsburgische Truppen, stellte Platner nicht her. Sie vollzog sich am 17. Juli 1847, dem Tag der vermuteten Verschwörung in Rom. Platner spielte den aufreizenden Vorgang herunter:

„Das Einrücken der österreichischen Truppen in Ferrara, welches hier riesige Unruhe erregte, hatte nur zur Absicht, den Wechsel der nach dem Wiener Vertrag in der Festung dieser Stadt liegenden österreichischen Besatzung.“ (1. August 1847)

Das war nur die halbe Wahrheit, denn die österreichische Garnison maßte sich – über die *Festung* hinaus – Rechte in der *Stadt* Ferrara an. Die Volksbewegung nahm das lohnende Ziel sofort ins Visier:

„Bei der Nachricht von der Okkupation von Ferrara wurde der Palast des österreichischen Botschafters mit Insulten des Pöbels bedroht. Aber tätliche Exzesse wurden sogleich von der Bürgergarde vereitelt.“ (11. September 1847)

Die anschwellende antiösterreichische Flut gewann mächtigen Zufluß, weil der Kardinallegat von Ferrara, Luigi Ciacchi, unverzüglich in Wien Protest gegen das Vorgehen der habsburgischen Truppen einlegte und Pius IX. sich dem Schritt nicht nur anschloß, sondern ihn durch die Bekanntgabe im offiziellen *Diario di Roma* publik machte.⁹ Der Volkszorn konnte sich folglich auf den Einspruch des Landesherrn berufen. Platner erkannte den Zusammenhang und äußerte sich in seinem Bericht vom 17. August 1847 ratlos: Die Besetzung sei „schwer zu begreifen, denn sie scheint zu nichts dienen zu können, als die übele Stimmung in Italien gegen Österreich zu vermehren.“ Erst nach langwierigen Verhandlungen mit Marschall Radetzky und Karl Ludwig Graf von Ficquelmont, dem Vorsitzenden des Wiener Hofkriegsrates, gelang es Kardinalstaatssekretär Gabriele Ferretti am 16. Dezember 1847 einen Kompromiß auszuhandeln, der die Rechte der Besatzungstruppen im wesentlichen auf die Festung zurückführte. Ende Januar, Anfang Februar 1848 setzte der Übergang von der reformerischen zur revolutionären Etappe der Entwicklung im Kirchenstaat ein. Am 10. Februar 1848 schrieb Platner nach Dresden:

„Dem Wunsche des römischen Publikums entsprechend hatte die *Consulta di Stato* in Rücksicht auf die vorerwähnten Umstände [d. h. auf die „fortdauernde Verstärkung der österreichischen Kriegsmacht in Italien“] auf die Mobilmachung einer bewaffneten Macht angetragen. Die Abweisung dieses Antrags von Seiten des Ministerkonziliums, welches mit Ausnahme des Kriegsministers [General Pompeo Gabrielli] aus Geistlichen besteht, erregte großes Mißfallen, und der Senator [der Stadt Rom], Prinz [Tomaso] Corsini, wurde ersucht, dem Heiligen Vater den Wunsch des Publikums zu eröffnen, die meisten Ministerstellen weltlichen Personen zu übertragen. Gegen Abend des vorgestrigen Tages [8. Februar 1848] begab sich der Senator in Begleitung des Prinzen Borghese deswegen zum Heiligen Vater, und um die Antwort des letzteren zu vernehmen, versammelte sich eine große Volksmenge im Corso. Nach einiger Zeit erschienen der Prinz Corsini und der Prinz Borghese auf dem Platze vor dem Anfang des Corso und erklärten dem daselbst versammelten Volke, daß der Papst schon zuvor geneigt gewesen sei, mehrere Stellen des Ministerkonziliums mit Weltlichen zu besetzen. Und in Betreff der Unabhängigkeit Italiens erklärte der Prinz Borghese, daß zur Behauptung derselben er selbst bereit sei, das Leben aufzuopfern.“

Corsini, der sich bemühte, die Menge zu beruhigen, wurde genötigt, im Schein von Fackeln und unter lauten Zurufen über den Corso zu fahren.

9 Auszüge aus dem Protest Kardinal Ciacchis vgl.: *Diario di Roma* vom 10. August 1847 als Beilage zu Platner vom 12. August 1847. Die Protestnote Pius IX. in: F. Engel-Janosi, *Die politische Korrespondenz der Päpste mit den österreichischen Kaisern 1804–1918*, Wien/München 1964, Dokument Nr. 94 (Rom, 12.09.1847), S. 224–225.

„Tätliche Exzesse sind nicht vorgefallen, aber mißfällige Äußerungen gegen die Geistlichkeit ließen sich in sehr unschicklichen Ausdrücken vernehmen.“ Die erste Forderung der Volksbewegung, die Corsini dem Papst vortrug, bedeutete die Teilnahme des Kirchenstaates am nationalen Befreiungskrieg gegen Österreich; die zweite führte geradewegs zu einer Verfassung, die die weltliche Herrschaft des Papstes mindestens in Frage stellte. Über den Widerstand, auf den das von Platner angesprochene Publikum traf, teilte er im selben Bericht vom 10. Februar 1848 mit:

„Die Polizei bedeutet gegenwärtig nichts in Rom, die Regierung erscheint kraftlos gegen die Volksbewegungen, und man würde Ursache zu sehr ernstern Besorgnissen für die Zukunft haben, wenn man nicht die Unterdrückung der radikalen Elemente durch die fortwährend herrschende Liebe und Verehrung für den Landesfürsten hoffen dürfte.“

Die Entkräftung des Staatsapparates *insgesamt*, nicht etwa nur die seiner bewaffneten Verbände, zeigte auch der neuerliche Wechsel der Person des Kardinalstaatssekretärs an. Schon am 18. Dezember 1847 hatte Platner Ferretti als einen „würdigen Mann hinsichtlich seines moralischen Charakters“ beschrieben, der „aber nicht die zu der Stelle des Staatssekretärs, in dieser bewegten Zeit, erforderlichen Fähigkeiten“ [besäße]. Die Unterbeamten der Segreteria di Stato sind nach dem vorigen Regierungssysteme gebildet und daher unfähig, den Ansichten Pius IX. entscheidend zu wirken.“ Der Nachfolger Ferrettis, Kardinal Giuseppe Bofondi (1. Februar 1848–10. Mai 1848), verblieb noch kürzere Zeit als seine beiden Vorgänger in dem höchsten Amt, das der Papst zu besetzen hatte.

Bis Ende 1847 begleitete Platner die Entwicklung im Kirchenstaat nicht ohne Besorgnis, aber im Ganzen mit Verständnis und immer in der Hoffnung, daß „durch den würdigen Charakter und durch die wahrhaft religiösen und menschenfreundlichen Bestrebungen des gegenwärtigen Oberhauptes der Kirche die verlorene Achtung [für die Religion] wiedergewonnen“ würde (25. Dezember 1847). Ende Februar, Anfang März 1848 änderte er seine Haltung. Er bewahrte seine Verehrung für Pius IX., rechnete aber mit der Volksbewegung zunehmend härter ab. In seinem Bericht vom 4. März 1848 schrieb er nach Dresden:

„Eine nach dem Muster der französischen Konstitution zugeschnittene Verfassung – wie sie die Wortführer der sogenannten liberalen Partei in den hiesigen Zeitschriften verlangen – wäre für denselben [d. h. für den Kirchenstaat] ganz unangemessen, weil hier die Rücksicht eintritt, daß durch den Anteil der Landstände an den Regierungsangelegenheiten die Freiheit des Papstes in seiner Stellung als Oberhaupt der katholischen Kirche auf keine Weise beschränkt werden darf.“

Und anschließend beklagte Platner den „keineswegs erfreulichen [Ton]“ der „hiesigen politischen Blätter“ hinsichtlich der nationalen Frage: „Sie

suchen die Italicner gegen Österreich aufzuregen, wozu sie sich zuweilen falscher oder doch übertriebener Nachrichten bedienen und enthalten fade Schmeicheleien und pomphafte Lobeserhebungen der italienischen Nation, die sie sich nicht scheuen, die große Nation zu nennen, obgleich bis jetzt noch keine Taten erfolgt sind, die zu diesem Namen berechtigten könnten.“

Als Pius IX. am 14. März 1848 den *Statuto fondamentale per il Governo temporale degli Stati della Chiesa* verkündete, stand er, ganz anders als beim Reformreigen, den er 1846/47 eröffnet hatte, schon am Ende der Reihe der italienischen Verfassungsstaaten: Neapel war am 11. Februar, Florenz am 18. Februar und Turin mit dem berühmten Albertinischen Statut am 5. März 1848 vorangegangen. Platner beschrieb in seinem Bericht vom 16. März 1848 den Dankesjubiläum der Einwohner Roms:

„Nicht nur die Bürgergarde, sondern auch die päpstlichen Carabinieri und Dragoner waren mit Kokarden und Bändern der drei Farben der italienischen Nation, jedoch mit Beibehaltung der päpstlichen Kokarde geschmückt.“

Im Zug dominierten die päpstlichen Flaggen die Nationalfarben, „wodurch man die durch das allgemeine Nationalinteresse nicht verschwundene Liebe für den besonderen Landesfürsten offenbaren wollte.“

Aus der Verfassung¹⁰ hob Platner in der Korrespondenz vom 16. März 1848 hervor:

„Infolge dieser Verfassungsurkunde erhält der Kirchenstaat zwei Kammern. Die Mitglieder der ersten mit der Benennung des Hohen Rates (Alto Consiglio) werden von dem Papst auf Lebenszeit ernannt. Unter den angeführten zu diesen Stellen befähigten Klassen werden die Prälaten und andere mit geistlichen Würden bekleidete Personen, aber nicht die Kardinäle erwähnt. Die Mitglieder der Zweiten Kammer, welche den Namen des Rates der Deputierten (Consiglio dei Deputati) führt, werden von dem Volke erwählt. Beide Kammern werden von dem Papst berufen und aufgelöst ... Die von den Kammern vorgeschlagenen Gesetze werden von dem Papst, nach zuvorgegangener Beratung mit dem Kardinalskollegium, bestätigt oder verworfen. Die Minister können nur von dem Rate der Deputierten in Anklagezustand versetzt werden. Die Guardia civica ist als eine Institution des Staates zu betrachten. Die bisherige Zensur politischer Schriften ist aufgehoben und bleibt nur in Betreff von Gegenständen der Religion. – Die Kardinäle sind als Wähler des Papstes unzertrennlich mit seiner Person verbunden. Die Kammern können kein Gesetz in geistlichen oder mit denselben vermischten Angelegenheiten in Vorschlag bringen. Sie dürfen nicht diskutieren über die kirchlichen Verhältnisse des Heiligen Vaters mit dem Auslande. Zur Erlangung bürgerlicher und politischer Rechte im Kirchenstaate wird das Bekenntnis der katholischen Religion erfordert. Während der Vakanz des päpstlichen Stuhles sind die Funktionen der Kammern aufgehoben.“

10 Wortlaut in: Sardo (Anm. 5), S. 241-248.

Gewiß, eine oktroyierte Verfassung, in höchster Not gewährt, um der Revolution den Weg zu verstellen; behaftet auch mit den einschränkenden Eigentümlichkeiten der Doppelfunktion des Papstes: das absolute und keiner Kontrolle unterworfenen Veto des Kardinalskollegiums gegen jede Initiative der Kammern; ebenso die Unbestimmtheit des Begriffs „vermischte Angelegenheiten“, die sich dem Vorschlagsrecht der Kammern gänzlich entzogen. Dennoch, und das ist das wichtigste, ein begeistert angenommener Erfolg der Liberalen!

Er gewann an Gewicht, weil am 10. März 1848 erstmals ein Ministerium gebildet worden war, in dem die Mehrheit der Minister, nämlich sechs von neun, aus dem Laienstand ernannt und damit das Monopol der Geistlichkeit in der zivilen Verwaltung aufgebrochen worden war. An die Spitze des gemäßigt-liberalen Ministeriums berief Pius IX. Kardinal Giacomo Antonelli, der zu jener Zeit das Vertrauen der Liberalen genoß (Innenminister: Gaetano Recchi).

Mit der Proklamation der Verfassung am 14. März 1848 durch Pius IX. endete der Vormärz im Kirchenstaat. Es begann die Revolution.

3. Über die Revolution. Teil I: Die Liberalen:

Der Ausbruch der Revolution in Wien (13. März 1848) löste in Rom, wo die Nachricht am 21. März 1848 eintraf, unbeschreiblichen Jubel aus. Platner unterrichtete Dresden am 23. März 1848: Die

„Gebäude des Corso [wurden] mit Teppichen und Fahnen des italienischen Bundes geschmückt und man beschloß, am Abend dieses Tages die Befreiung Italiens von ausländischer Herrschaft durch die Mouoletti [Wachskerzen] zu feiern, welche am Schluß des Karnevals aus Rücksicht des bedrückten Zustandes der Lombardei unterlassen worden waren.“

An der österreichischen Botschaft, dem Palazzo Venezia, wurden „sämtliche Wappen des Palastes heruntergerissen und darauf mit lautem Jubel durch den ganzen Corso nach der Piazza del Popolo geschleppt und daselbst verbrannt...“

Der Erfolg der Revolution in Wien ermunterte die Bevölkerung Mailands, sich gegen die österreichischen Besatzer zu erheben. Nach fünftägigen Barrikadenkämpfen räumte General Radetzky die Stadt fluchtartig. Erst jetzt sah sich der König von Sardinien-Piemont Carlo Alberto genötigt, den Lombarden zu Hilfe zu eilen. Am 24. März 1848 erklärte er Österreich den Krieg.

Das Ringen um die Haltung des Kirchenstaates in diesem Waffengang Sardinien-Piemonts gegen Österreich bildete das hauptsächliche Thema der politischen Auseinandersetzung der nächsten Monate in Rom. Am 27. März 1848 informierte Platner über die „außerordentliche Begeisterung“,

die sich im Kirchenstaat zugunsten einer Teilnahme am Unabhängigkeitskrieg gegen Österreich ausbreitete.

„Die hier schon öfter verlangte Ausrüstung einer bewaffneten Macht zur Befreiung der Lombardei von der österreichischen Herrschaft ist nun zur Ausführung gekommen. Der größte Teil der Linientruppen der hiesigen Garnison und 1500 Freiwillige der Bürgergarde nebst einem großen Teile der Studenten der römischen Universität sind nach dem oberen Italien abgezogen. Dazu gesellt sich noch eine aus Personen des Pöbels bestehende Schar, durch welche, wenn sie nicht in strenger Disziplin gehalten wird, Unfug in den päpstlichen Provinzen zu befürchten steht. Rom hat dagegen den Vorteil, von gefährlichem Gesindel befreit zu werden. Der Papst hat in diese Kriagsunternehmung eingewilligt, weil er sie nicht zu hindern vermag. Bei dem schlechten Zustande der Finanzen der Regierung sind zu den dazu erforderlichen Kosten die Privatpersonen zu Beisteuern aufgefordert worden; und es hat sich dazu ungemeine Bereitwilligkeit gezeigt. In den öffentlich veranstalteten Kollekten bestreben sich Reiche und Arme nach Kräften beizutragen; und in Ermangelung des baren Geldes bringen Männer und Frauen Silberzeug, Uhren und Schmuck. Frauen aus den niederen Ständen haben ihre goldenen Ohrringhänge hergegeben, die einzige Kostbarkeit, die sie vielleicht besaßen. Bedeutende Geldsummen sind durch die patriotische Freigebigkeit der römischen Prinzen eingegangen: der Banquier Torlonia hat 20.000 Scudi gegeben.“

Die vom nationalen Pathos aufgeschäumte Leidenschaft, die Platner Tag für Tag hautnah erlebte, verleitete ihn zu Urteilen, die er ein knappes halbes Jahr später (vgl. 31. August 1848) ausdrücklich widerrief. Am 27. März 1848 schien es ihm unmöglich, „daß Österreich bei dieser allgemeinen Volksstimmung seine italienischen Provinzen in die Länge wird behaupten können“ und auch die aus Modena und Parma vertriebenen Herzöge werden ihre Staaten „schwerlich wieder erhalten“. Am 17. April 1848 empfand Platner, es herrsche

„wie in unserem deutschen Vaterlande auch in Italien eine allgemeine Begeisterung für nationale Unabhängigkeit und Vereinigung. Und es läßt sich in der Tat eine wahre Regeneration bei den von der Natur reich begabten, aber seit langer Zeit eingeschlaferten italienischen Volke“ erwarten.

Am 21. April 1848 überschritten die Truppen aus dem Kirchenstaat den Po und betraten damit habsburgischen Besitz, nämlich das umkämpfte Lombardo-Venezianische Königreich. In diesem Augenblick entschied sich Pius IX. zu einem für das ganze Risorgimento folgenreichen Schritt. In einer Allokution im Geheimen Konsistorium am 29. April 1848 erklärte er, daß die päpstlichen Truppen einzig und allein „die Integrität und Sicherheit des Kirchenstaates zu verteidigen“ haben, wohingegen ein Krieg, gemeinsam geführt „mit den anderen Völkern und Fürsten Italiens“, „weit

entfernt von dem liegt, wozu Wir raten“.¹¹ Damit koppelte sich der Papst von der Nationalbewegung ab, die sich fortan nicht mehr nur gegen Österreich, sondern auch gegen den Kirchenstaat richtete. Platner spürte die Reaktionen sofort. Die Ansprache des Papstes, schrieb es am 2. Mai 1848, „hat eine außerordentliche Mißstimmung des hiesigen Publikums veranlaßt; und der so sehr gefeierte Pius IX. ist dadurch auf einmal aus aller Gunst des Volkes gefallen“. Und er sah in demselben Brief als unmittelbare Folge der päpstlichen Allokution vom 29. April 1848 richtig voraus:

„Es steht ein gänzlicher Umsturz der Regierung [Antonelli-Recchi] zu befürchten. Die Bürgergarde hat [am 30. April 1848] die Engelsburg und die Tore der Stadt besetzt, aus denen niemand herausgelassen wird.“

Am 30. April 1848 demissionierte die Regierung Antonelli-Recchi und am 4. Mai 1848 trat der von Pius IX. widerstrebend ins Amt gerufene Terenzio Mamiani an die Spitze eines liberalen Kabinetts, zu dessen Präsidenten der Papst Kardinal Luigi Ciacchi bestellte (Regierung Ciacchi/ Mamiani). Mamiani sprach sich offen für die Teilnahme des Kirchenstaates am Krieg Sardinien-Piemonts gegen Österreich aus und er lehnte umrißverständlich die weltliche Herrschaft des Papstes ab.¹² Folgerichtig setzte sich Mamianis Kabinett nur aus Laien zusammen. Der Schnitt von Antonelli-Recchi zu Ciacchi-Mamiani ging tief. Der österreichische Botschafter Rudolph von Lützwitz zog unverzüglich die Konsequenzen und verließ Rom am 16. Mai 1848. Nachdem die Jesuiten bereits am 29. März 1848 aus Rom vertrieben worden waren, hatte die konservativ-reaktionäre, proösterreichische Fraktion im Vatikan ihre stärksten Stützen verloren.

Die neue Regierung charakterisierte Platner am 6. Mai 1848 als „in Wahrheit ganz in den Händen der Bürgerpartei“. Er referierte eine Adresse der römischen *Guardia civica* vom 3. Mai 1848 an Mamiani.¹³ Darin empfahlen die 14 Bataillone der Bürgergarde „in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Volkswillen“ der Regierung

„die Kriegsangelegenheiten auf das Dringendste ... Unter den übrigen Forderungen ist vornehmlich diese bemerkenswert, daß mit Österreich nicht unterhandelt, nicht Frieden geschlossen werden soll, bis die Alpen von allen Seiten die Grenze Italiens bezeichnen, von dem Varo bis zum Quarnero, wodurch also auch ein großer Teil von dem deutschen Tirol unter italienische Herrschaft kommen würde.“

11 In lateinischer Originalfassung liegt der Text der Post Platners vom 2. Mai 1848 bei. In italienischer Übersetzung vgl.: Faksimile der Allokution in: Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 4, S. 211.

12 Zu Mamiani vgl. auch das zusammen mit W. Schulz bearbeitete Stichwort „Italien“ in dem von C. v. Rotteck und C. Welcker herausgegebenen Staats-Lexikon, Bd. 8, Altona 1839, S. 553-638 bzw. Bd. 7, Altona 1847² (ND. Frankfurt a. M. 1990), S. 447-529.

13 Faksimile in: Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 4, S. 229.

Am 16. Mai 1848 gab Platner eine verbreitete Prognose nach Dresden weiter:

„Schon sagt man, daß das neue Ministerium [Ciacchi-Mamiani] sich ebenfalls nicht lange halten wird. Wenn man von demselben verlangt, daß es sich mit dem Papst in Betreff der Kriegserklärung vereinigen soll, so kann es dieses Verlangen nicht erfüllen, da der Papst seine über diesen Punkt ausgesprochene Ansicht nicht zurücknehmen wird.“

Die Prophezeiung Platners erfüllte sich rasch. Mamiani, unermüdlich um einen Ausgleich mit Pius IX. bemüht, konnte den päpstlichen Widerstand in der strittigen Frage nicht überwinden. Sein aussichtsloses Hoffen mündete in Tatenlosigkeit, wodurch er den Vertrauensvorschuß der Volksbewegung rasch aufbrauchte. In der Folge fand er auf keiner Seite Rückhalt für seine Politik.

Um dem heftigen Drängen der Volksbewegung, Österreich den Krieg zu erklären, entgegenzuwirken, versuchte Pius IX., Frieden zwischen den kriegführenden Partelen, Sardinien-Piemont und Österreich, zu vermitteln. Die heikle Mission übertrug er Kardinal Carlo Lodovico Morichini mit dem von Kardinalstaatssekretär Antonio Francesco Orioli unterzeichneten Verhandlungsauftrag, „die Anerkennung der italienischen Nationalität in ihren natürlichen Grenzen zu erreichen“ (ohne diese näher zu bestimmen) und zu erwirken, daß „die österreichischen Truppen Italien unter zu vereinbarenden ehrenvollen Bedingungen räumen“.¹⁴ Morichini begab sich am 27. Mai 1848 zuerst nach Florenz, anschließend nach Mailand, um zuletzt in Innsbruck und Wien vom 9. Juni bis zum 5. Juli den vergeblichen Versuch zu unternehmen, die Verhandlungsdirektive mit Leben zu erfüllen. Schon am 30. Mai 1848, als Wien noch keine militärischen Siege gegen Turin verbuchen konnte, schrieb Platner nach Dresden:

„Man dürfte wohl zweifeln an dem glücklichen Erfolge der Friedensvermittlung des Papstes. Wenn auch die österreichische Regierung überzeugt sein sollte, daß sich ihre italienischen Provinzen in der Länge nicht behaupten lassen, so wird sie dieselben gewiß nur mit ehrenvollen Bedingungen aufgeben... Von der Abtretung von Ländstrichen, die seit Jahrhunderten zum deutschen Reiche gehörten, und werde auch in denselben italienisch gesprochen, wird hoffentlich gar nicht die Rede sein. Es dürfte sich wohl immer mehr herausstellen, daß das Prinzip der Nationalität und der natürlichen Grenzen, worauf auch der Papst in dem gedachten Schreiben an den Kaiser von Österreich [vom 3. Mai 1848]¹⁵ deutet, sich nicht buchstäblich anwenden läßt. – Man fängt nun an hier einzusehen, daß die Vertreibung der Österreicher aus Italien nicht so leicht ist, als man sich dieselbe im unwissenden Dünkel vorstellte. Ungeachtet der Überlegenheit der Anzahl haben die Italiener nichts Bedeutendes gegen die Österreicher zu unternehmen vermocht; sie sind in mehreren Angriffen mit Verlust zurückgeschlagen worden, und

14 Wortlaut der Verhandlungsdirektive in: Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 4, S. 452–453.

15 Vgl. Engel-Janosi (Anm. 9), Dokument Nr. 99, S. 230–231.

unbezungen sind noch die Hauptfestungen Verona, Peschiera und Mantua. Die einzigen Soldaten im italienischen Heere, die sich in der Kriegszucht mit den österreichischen Truppen messen können, sind die Piemonteser. Unter den Freiwilligen des Kirchenstaates ist Desertion eingerissen; und mehrere derselben sind wieder zurück nach Rom gekommen.“

Nach der Einnahme von Vicenza durch die Österreicher (11. Juni 1848) kehrten die Truppen des Kirchenstaates nach Rom zurück; „von einer unermesslichen Volksmenge ... als um das Vaterland sich hoch verdient gemachte Krieger, mit lautem Zurufe empfangen“, wie Platner am 29. Juli 1848 nach Dresden mitteilte. Die kriegsentscheidende Niederlage brachten die habsburgischen Truppen den piemontesischen in der Schlacht bei Custoza (23.–25. Juli 1848) bei. Die Kapitulation Turins ließ die lang gezügelte Auszehrung aller Autorität der Liberalen auf der gesamten Apenninhalbinsel galoppieren. Zwischen dem 2. und 17. August 1848 stürzten die konstitutionellen Regierungen in Turin, Florenz, Rom und Palermo. Die Demission Mamianis nahm Pius IX. am 2. August 1848 an. Dem kurzlebigen Kabinett, das Edoardo Fabbri zusammenstellte (6. August–16. September 1848) und Kardinalstaatssekretär Giovanni Soglia (1. Juni–24. November 1848) präsiidierte, entglitt die Situation in Rom immer mehr. Platner setzte Dresden am 24. August 1848 ausführlich über die entstandene Lage in Kenntnis:

„Nicht wenige Personen [sind] der Meinung, daß der in Rom herrschenden Anarchie nur durch das Einrücken fremder Truppen ein Ende gemacht werden kann. Der Zustand hier wird immer trauriger. Wegen der zunehmenden Nahrungslosigkeit vermehren sich die Bettler mit jedem Tage, und die innere Administration zeigt sich in den Händen der Weltlichen [die konstitutionell regieren] weit schlechter als in den Händen der Geistlichen“ [die wieder absolutistisch herrschen möchten].

Bemerkenswerterweise registrierte Platner aber nicht nur den Verfall an Einfluß und Durchsetzungsvermögen bei den Liberalen, sondern spürte in demselben Brief vergleichbare Erscheinungen an den Höfen der italienischen Staaten auf. Er erinnerte an Mailand, wo die Einwohner die einrückenden Österreicher auf den Barrikaden bekämpfen wollten, wohingegen der sardische König Carlo Alberto floh – lauthals als „Verräter!“ an der nationalen Sache verschrien.

„Auch die übrigen italienischen Fürsten, der Papst nicht ausgenommen, werden nicht undeutlich des an der Nationalsache Italiens begangenen Verrates beschuldigt. Auf sie, sagt man, sei kein Verlaß. Das Volk müsse in Masse aufstehen und sich selbst seine Anführer wählen, und dann werde es unüberwindlich sein.“ (24. August 1848)

Die Niedergeschlagenheit und Enttäuschung der Liberalen und die Lähmung und Zerstrittenheit der Konservativen öffneten den Demokraten ei-

nen stattlichen Handlungsspielraum. Platner sah darin eine Gefahr und revidierte am 31. August 1848 sein hochgestimmtes Urteil über Italien vom 17. April 1848:

„Eine Regeneration von Italien scheint noch weit entfernt zu sein; und diejenigen, welche dieselbe nahe glaubten, unter die auch ich, wie ich bekennen muß, gehörte, müssen sich sehr getäuscht in ihrer Hoffnung finden.“

Für einen Augenblick konnte Platner noch einmal aufatmen. Am 16. September 1848 gelang es Pius IX., seinen Vorzugskandidaten für das Amt des Regierungschefs, Pellegrino Rossi, in die Pflicht zu nehmen (Regierung Soglia/Rossi: 16. September – 15. November 1848). Rossi hatte Frankreich seit April 1845 als Botschafter am Heiligen Stuhl vertreten. Nach dem Sturz seines Freundes, des französischen Ministerpräsidenten Guillaume Guizot (23. Februar 1848), und der Abdankung Louis Philippes (24. Februar 1848), hatte sich Rossi geweigert, sein Amt weiterzuführen und als Privatmann in Rom gelebt. Platner stellte in seinem Bericht vom 27. September 1848 Rossi mit vielen Vorschußlorbeeren in Dresden vor:

„Ob dieses neue Ministerium sich länger als die bisherigen Ministerien halten wird, steht nun zu erwarten. In Betreff der zum ersten Minister erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten hält man den Grafen Rossi seinen Vorgängern für weit überlegen und glaubt daher, daß der Papst unter den gegenwärtigen Umständen schwerlich eine bessere Wahl würden haben treffen können.“

Die Probleme, vor denen Rossi stand, blieben die alten. Er versuchte mit dem Argument durchzudringen, daß für eine Wiederaufnahme des Krieges gegen Österreich nach der Niederlage Sardiniens-Piemonts bei Custoza alle Voraussetzungen fehlten. Diesen Standpunkt teilte Platner und schrieb am 6. November 1848. Der Enthusiasmus mit dem die materiellen und finanziellen Lücken gestopft werden sollen, „ist in Italien nur in den Worten einer Fraktion und nicht in der Tat vorhanden. Zur Bildung einer tüchtigen Kriegsmacht dürfte es in diesem Lande noch lange Zeit erfordern, und vornehmlich im Kirchenstaate.“

Rossis Politik fand aber keinen Halt in der Gesellschaft des Kirchenstaates. Den Klerikalen galt er als Reformers, als Liberaler gar und alter Muratist; den Radikalen als „ein Anhänger des alten Systems und wenn nicht als entgegen, doch als gleichgültig für die Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft“ (6. November 1848).

Mitte November 1848 hatte das Militär in den Hauptstädten der Revolution triumphiert: am 23./26. Juni Cavaignac in Paris; am 31. Oktober Windischgrätz in Wien; am 10. November Wrangel in Berlin. In Italien nahm die Revolution einen anderen Verlauf.

4. Über die Revolution. Teil II: Die Demokraten

Als Pellegrino Rossi am 15. November 1848 zur Wiederaufnahme der Sitzungsperiode des Parlaments die Stufen des Palazzo della Cancelleria, in dem sich der Tagungssaal der Deputiertenkammer befand, emporstieg, wurde er ermordet. Platner kommentierte das Verbrechen am 18. November 1848:

„Der Mord des Grafen Rossi war ohne Zweifel die Folge einer Verschwörung der radikalen Partei zur Befestigung ihrer Macht, die von diesem Minister, einem Mann von Entschlossenheit und Festigkeit des Charakters, bedroht wurde.“

Platner erklärte die Tat mit der aufgeputschten Stimmung in Rom. Die Täter, die er „ohne Zweifel“ in der radikalen Partei dingfest machte, wurden allerdings nicht beweiskräftig festgestellt.¹⁶ Nach der Ermordung Rossis nahm die Kammersitzung ihren Anfang als wäre nichts geschehen. Platner berichtete am 16. November 1848 nach Dresden:

„Die herrschende Partei feiert dieselbe [die Ermordung Rossis] als eine glorreiche Handlung zur Erhaltung der Freiheit. Am geitigen Abend waren mehrere Gebäude des Corso erleuchtet, und Volkshaufen zogen durch die Straßen mit Fahnen und Fackeln und mit dem Rufe: Morte ai Oscurantisti! [Tod den Dunkelmännern!] und Viva l'Unione! [Es lebe die Union! d. h. eine Konföderation zwischen Turin, Florenz, Rom und womöglich Neapel].“

Das Attentat vom 15. November 1848 bedeutete das Ende der liberalen Etappe der Revolution; die Ereignisse am Tag danach, dem 16. November 1848, den Beginn einer neuen, der demokratischen Etappe der Revolution. Platner schilderte die Ereignisse des 16. Novembers in seinem Bericht vom 18. November akkurat:

„Die radikale Partei, die, wie sich nun auffallend gezeigt hat, einen nicht unbedeutenden Anhang unter dem Publikum hat, beschloß nun den Papst zu zwingen, und ihn ganz in ihre Gewalt zu bringen. Es wurde an ihn eine Deputation gesandt, um die von dem Volke ernannten Minister, unter denen sich zwei Oberhäupter dieser Partei, [Terenzio] Mamiani und [Pietro] Sterbini, befinden, zu bestätigen. Der Papst aber wollte diese Deputation nicht annehmen und ließ die Tore seines Palastes [des Quirinals] verschließen. Durch diese Weigerung geriet die Stadt in Aufruhr. Mit der Bürgergarde, zu der sich auch viel gemeines Gesindel gesellte, vereinigten sich die regulären Truppen, die Carabinieri nicht ausgenommen, und nur die Schweizergarde blieb dem Papste getreu. Man wollte das große Tor des Palastes durch Feuer eröffnen, aber die Schweizer schossen aus den Fenstern des Palastes heraus, wodurch fünf Bürgergardisten getötet und mehrere verwundet

16 Der Tat dringend verdächtig erscheint der Sohn Angelo Brunettis (genannt Ciceruacchio), Luigi Brunetti (genannt Bossi). Vgl: *Dizionario biografico degli Italiani*, Bd. 14, Rom 1972, S. 570; *entschiedener Candeloro*, Bd. 3, Rom 1974² (1960), S. 327.

wurden.¹⁷ Ein Prälat, Monsignor Palma, Sekretär des Papstes, wurde, als er an sein Fenster trat, absichtlich von einem Bürgergardisten erschossen – ... Die Bürgergarde ließ ihre beiden Kanonen auffahren, um das Tor des Palastes zu sprengen und Drohungen ließen sich vernehmen, den Papst und jeden, den man im Palaste antreffen werden, zu ermorden. Die Nacht ging ruhig vorüber ... [Obwohl die wichtigsten Diplomaten am päpstlichen Hof den Papst ermunterten zu widerstehen], hat der Papst zuletzt nachgegeben und alles bewilligt, was man von ihm verlangte. Gewiß hat er durch den in diesem entscheidenden Momente bewiesenen Mangel an Standhaftigkeit und Charakter seinem Kredit ungemein geschadet.“¹⁸

Tatsächlich hatte Pius IX. in den Personalfragen nachgegeben und einer Regierung zugestimmt, in der die Demokraten dominierten, voran Bartolomeo Galletti. Als Präsidenten nominierte der Papst Monsignore Carlo Emanuele Muzzarelli (Regierung Muzzarelli/Galletti). Den „fundamentalen Prinzipien“¹⁹ indessen, für die die Deputation dem Heiligen Vater das Placet abzapressen versuchte, verweigerte er hartnäckig die Zustimmung. Platner erwähnt die Postulate der Deputation in seinem Bericht vom 18. November 1848:

„Die Promulgation des Prinzips der italienischen Nationalität; – den Beitritt zu der italienischen Konföderation; – und die Ausführung der Beschlüsse des Konziliums der Deputierten in Betreff des Krieges für die Unabhängigkeit Italiens.“

Merkwürdigerweise ließ er die Einberufung der Konstituante aus. Genau dieses Thema verdrängte für die nächsten drei Monate die anderen Anliegen von der Spitze der Dringlichkeitsliste der römischen Volksbewegung. Seit dem 16. November 1848 konnte Pius IX. nicht mehr souverän entscheiden. Platner verdeutlichte das in dem zitierten Bericht vom 18. November 1848 an einem charakteristischen Ereignis: „Die ihm getreue Schweizergarde ist verabschiedet und die Wache seines Palastes versieht nun die Bürgergarde. Er ist jetzt ein Gefangener von denen, die seinen Minister ermordeten.“

Dennoch entwich der Papst in der Nacht vom 24. zum 25. November 1848 seinen Bewachern und floh nach Gaeta in das Königreich Beider Sizilien. „In Rom herrscht seit der Entweichung des Papstes die vollkommenste Ruhe“, meldete Platner nach Dresden. Auf diese Weise äußerte

17 Platner widerruft diese Meldung am 23. November 1848: „Es hat sich ergeben, daß niemand an diesem Tage das Leben verloren hat als der Prälat [Monsignore Palma]...“ Sowohl Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 6, S. 954 als auch Candeloro, Bd. 3, Mailand 1974², S. 330, sprechen von „einigen Toten“ unter den Demonstranten.

18 Platner widerruft auch dieses Urteil am 23. November 1848: „Es scheint nicht, daß er die ausdrückliche Bewilligung der Konzessionen gegeben hat, deren Weigerung von seiner Seite den Aufstand am 16. dieses Monats veranlaßte. Er verdient, wie sich nun ergeben hat, keineswegs die ihm anfangs gemachten Vorwürfe von Mangel an Mut und Entschlossenheit an diesem für ihn so verhängnisvollen Tage.“

19 Faksimile der *Principi fondamentali* in: Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 6, S. 959.

sich die weitverbreitete Gleichgültigkeit gegenüber dem einst unjubilanten Papst. Erregung herrschte dagegen bei den Liberalen. Sie wollten ihre Reformvorstellungen im legalen Rahmen verwirklichen und dafür durch Kompromisse den päpstlichen Segen gewinnen. Diese Illusion platzte mit der Flucht Pius IX. Da das die Liberalen nicht wahrhaben wollten, griffen sie Gerüchte auf, die vom bösen Einfluß, dem der gute Papst erlegen sei, bis zur angeblichen Entführung des Heiligen Vaters reichten.

Den Tatsachen sehr genau entsprach dagegen die Darstellung, die Platner im Bericht vom 14. Dezember 1848 über die Flucht gab:

„In einem gestern hier erschienenen Flugblatte wird die Entweichung ries Papstes in sehr hässlichen Ausdrücken als eine Intrige des diplomatischen Korps und insbesondere des französischen Botschafters Harcourt und des bayrischen Ministers Grafen Spauer [sic! Er nahm Österreichs Interessen nach der Abreise des Botschafters von Lützow wahr.] dargestellt ... Der französische Botschafter wollte den Papst nach Frankreich und der spanische Gesandte ihn nach Spanien führen. Aber dem Grafen Spauer gelang es – so wird die Sache vorgestellt – ihn, im Interesse Österreichs in das Königreich Neapel zu bringen. Auch der sardische Minister Marchese [Domenico] Pareto wird ausdrücklich unter denen erwähnt, die an dieser sogenannten Verschwörung teilnahmen.“

Der maßgebliche Fluchthelfer, die bayerische Diplomatenfamilie Spaur, übertrumpfte vor allem die französische Konkurrenz, die angesichts der bevorstehenden Präsidentschaftswahlen in Frankreich (10./11. Dezember 1848) den Papst als Wahlhelfer für Louis Bonaparte umwarb. Dank Spaur's Geschick konnte sich das reaktionäre Regime Ferdinand II. in Neapel im eiteln Ruhm sonnen, Pius IX. Asyl zu gewähren. Das für Neapel typische Umfeld stärkte innerhalb der Begleitung des Papstes die unversöhnliche, konservativ-reaktionäre Partei, aus der jetzt Kardinalstaatssekretär Giacomo Antonelli herausragte.²⁰

In Gaeta veröffentlichte Pius IX. am 27. November 1848 ein Motuproprio,²¹ das am 3. Dezember 1848 in Rom bekannt wurde. Platner informierte über den Inhalt am 5. Dezember 1848. Der Papst erklärte alle Handlungen der Regierung Muzzarelli-Galletti für null und nichtig und setzte in Rom eine zeitweilige Regierungskommission unter der Leitung von Kardinal Castruccio Castracane ein. Platner zog in dem zitierten Bericht vom 5. Dezember 1848 den Schluß: „Das hiesige Ministerium kann nun, nach der entschiedenen Protestation des Papstes, von den Repräsentanten der auswärtigen Regierungen nicht mehr anerkannt werden.“ Während das diplomatische Korps dem Papst nach Gaeta folgte, fehlten Platner

20 Offiziell trug Antonelli den Titel Prosegretario di Stato und erst seit März 1852 den Titel Segretario di Stato. Diese Funktion übte er bis zu seinem Tod (6. November 1876) aus, mithin nahezu während des gesamten Pontifikats Pius' IX. (16. Juni 1846–7. Februar 1878).

21 Wortlaut in: Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 6, Mailand 1959, S. 976–977.

dafür die finanziellen Mittel (vgl. 5. Dezember 1848). Aus Dresden ermächtigte ihn der sächsische Außenminister Ludwig Freiherr von der Pfordten, die konsularische Tätigkeit einzustellen, wohingegen ihm eine Abreise erst dann erforderlich schien, wenn „Ihre persönliche Sicherheit gefährdet wäre“.²² Trotz aller begreiflichen Ängstigung blieb Platner ununterbrochen in Rom. Er berichtete folglich über das Geschehen in der Hauptstadt aus persönlichem Augenschein und aus dem Studium der (vorwiegend) römischen Presse. Die Kehrseite der Medaille bildete seine Abkoppelung vom päpstlichen Hof in Gaeta und damit von den dort schwirrenden Gerüchten und tatsächlich stattfindenden Aktivitäten, über die wir fortan in Platners Berichten gar nichts oder Weniges mit großer Verspätung erfahren.

Der unwiderruflichen und kompromißlosen Trennung Gaetas von Rom entsprach ein Dekret der beiden römischen Kammern vom 12. Dezember 1848.²³ Platner gab den Inhalt in seinem Bericht vom 14. Dezember 1848 wie folgt wieder: Da sich der Papst „in einem fremden Staate befindet, wo man auf Verordnung der Regierung [des Königreichs Beider Sizilien] jeder an ihn gesandten Deputation [aus Rom] den Eingang verweigert [so geschehen am 5. Dezember 1848], es zweifelhaft bleibt, ob er sich in völliger Freiheit und Ungezwungenheit seiner Handlungen befindet ... [wird] eine provisorische Regierung (provvisoria e Suprema Giunta di Stato) eingesetzt, die aus drei von der Mehrheit der Deputiertenkammer erwählten und von der ersten Kammer (Alto Consiglio) bestätigten Personen besteht“ und ihre Aufgaben bis zur Rückkehr des Papstes wahrnehmen wird. Diese „Usurpation seiner [des Papstes] souveränen Gewalt“ (30. Dezember 1848)²⁴ stellte einen revolutionären Eingriff in die bestehende politische Ordnung des Kirchenstaates dar.

Zwischen dem 17. und dem 19. Dezember 1848 organisierten die *Circoli popolari* und die *Guardia civica* erneut Massendemonstrationen vor dem Quirinalspalast, in dem der Ministerrat tagte, um der Forderung nach Einberufung einer Konstituante Nachdruck zu verleihen. Am 29. Dezember 1848 dekretierte daraufhin die *Suprema Giunta* die Wahl einer Verfassungsgebenden Versammlung für den 21. Januar 1849 und setzte die Eröffnung auf den 5. Februar 1849 fest. Platner teilte das am 30. Dezember 1848 nach Dresden mit und stellte die Prognose, daß durch die Konstituante „vermutlich die weltliche Herrschaft des Papstes aufgehoben und die Republik proklamiert werden soll“. Mit derselben Post informierte er darüber, daß der bisherige Außenminister Terenzio Mamiani im neuen Ka-

22 Der Entwurf des Briefes von der Pfordtens an Platner liegt im SächsHStA dem Bericht Platners vom 9. Dezember 1848 bei. Den Erhalt bestätigte Platner am 23. Dezember 1848.

23 Wortlaut in: Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 6, S. 996-997.

24 Platner zitiert hier das Motuproprio vom 17. Dezember 1848, in dem Pius IX. gegen die Bildung Suprema Giunta di Stato protestiert. Auszüge in: Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 6, S. 1012.

binett Muzzarelli-Armellini (seit 23. Dezember 1848) nicht mehr vertreten sei. Diese charakteristische Demonstration spiegelte die Zwangslage wider, in der sich die Liberalen befanden. Um beim Beispiel Mamiani zu bleiben! Er hatte sich eindeutig für die Aufhebung der weltlichen Herrschaft des Papstes ausgesprochen. Die nächste Frage, deren Beantwortung auszuweichen die Revolution nicht zuließ, lautete: Was soll an ihre Stelle treten? Der flüchtige Papst lehnte den von den Liberalen händeringend gesuchten Kontakt ab und verdeutlichte dadurch, daß er die bedingungslose Restauration, d. h. die Wiederaufrichtung des absolutistischen Regimes ohne die Verfassung vom 14. März 1848, anstrebte. Mamiani versuchte, Zeit zu gewinnen. Er argumentierte, nur einer italienischen, nicht einer römischen Konstituante stünde die Entscheidung über die zukünftige Staatsform zu. Vergeblich! Die Republik lag als Lösung zu eindeutig auf der Hand. Die Liberalen lehnten sie ab, die Demokraten forderten sie.

In der Post vom 30. Dezember 1848 mutmaßte Platner auch darüber, wie Pius IX. reagieren würde:

„Der Papst ist, wie man versichert, einer fremden Interpretation durchaus abgeneigt, was bei seinem sanften und milden Charakter nicht befremden kann. Aber ohne dieselbe wird er schwerlich wieder zur Herrschaft seiner Staaten gelangen; denn daß seine Protestationen ohne Unterstützung von Bajonetten fruchten werden, läßt sich nicht erwarten. Man spricht hier seit einigen Tagen von einer Intervention mehrerer Großmächte zugunsten des Heiligen Vaters.“

Das von Platner aufgegriffene Gerücht verfügte über einen realen Hintergrund. Am 4. Dezember 1848 hatte sich Pius IX. voller Hoffnung an den österreichischen Kaiser gewandt,

„daß Du es Uns in dieser außerordentlich unheilvollen Zeit nicht im geringsten an Deiner wertvollen Hilfe zur Verteidigung der weltlichen Herrschaft des Apostolischen Stuhles fehlen lassen wirst“²⁵,

woraufhin die Wiener Hofburg mit Frankreich und anderen Mächten in Kontakt trat, um die erbetene Unterstützung ins Werk zu setzen. Aufgrund innenpolitischer Probleme in Österreich (Thronwechsel) und in Frankreich (Präsidentenwahl) und wegen der konkurrierenden Interessen beider Großmächte auf der Apenninenhalbinsel ließ die Tat auf sich warten. Deshalb mußte es Pius IX. vorerst mit einem papiernen Protest gegen die bevorstehende Wahl und mit der Androhung der Exkommunikation für alle Teilnehmer an diesem Urnengang bewenden lassen. Als das *Motuproprio* vom 1. Januar 1849²⁶ am 7. Januar 1849 in Rom veröffentlicht wurde, registrierte Platner in seinem Bericht vom 8. Januar 1849:

25 Wortlaut des Briefes in: Engel-Janosi (Anm. 9), Dokument Nr. 104, S. 235-236; ebenso in: Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 6, S. 1018-1019 u. (lateinisch) Anm. 316, S. 1035.

26 Faksimile in: Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 6, S. 1021.

„Am Abend [des 7. Januars 1849] hörte man in dem Corso laute Schmähreden gegen den Papst und Verhöhnungen der von ihm gegebenen Exkommunikation, deren Exemplare zum Gebrauche auf den Abtritten verurteilt wurden. Auch wurden die roten Kardinalshüte heruntergerissen, welche die hiesigen Hutmacher zum Zeichen ihrer Profession vor ihren Läden aufzuhängen pflegten.“

Summa summarum dürfte der angedrohte Kirchenbann „der Sache des Papstes vielmehr geschadet als Vorteil gebracht haben“, resümierte Platner am 13. Januar 1849. Krankheitsbedingt meldete er sich erst am 24. Februar 1849 wieder. Inzwischen hatten die Wahlen zur Verfassungsgebenden Versammlung im Kirchenstaat ordnungsgemäß stattgefunden und bei hoher Wahlbeteiligung bedeutende Erfolge für die Demokraten gebracht. Wie von Platner vorausgesagt, stimmte die Konstituante am 9. Februar 1849 mit überwältigender Mehrheit dafür, die weltliche Herrschaft des Papstes aufzuheben und die Republik zu proklamieren. Um den neuen Staat zu charakterisieren, orientierte sich Platner in seinem Bericht vom 24. Februar 1849 am Leitbild der Großen Revolution der Franzosen:

„Man hat bei dieser neuen Republik nicht unterlassen, die roten Jakobinermützen aus der Zeit der ersten französischen Revolution zu erneuern und mit einer derselben ist der Gipfel des großen ägyptischen Obeliskens auf der Piazza del Popolo geschmückt worden. Auch sind im Karneval ... selbst Damen mit jenen Zeichen republikanischer Freiheit erschienen.“

Bei den Dresdner Adressaten sollte und mußte diese Kennzeichnung der Römischen Republik die Assoziation einer Diktatur von gewalttätig und willkürlich handelnden Gesetzesbrechern erwecken, die die Bevölkerung in Angst und Schrecken halten. Allerdings räumte Platner am 29. März 1849 ein:

„Sie [die republikanische Regierung] hat die von ihr zusammengebrachten Truppen und wenn nicht den größten, doch den durch Kraft und Jugend herrschenden Teil der Nationalgarde auf ihrer Seite. Auch kann man nicht leugnen, daß sie zu ihrer Befestigung mit Energie gehandelt hat, die leider überhaupt in diesen verhängnisvollen Zeiten die radikale, alles umstürzende und kein Mittel zu ihren Zwecken scheuende Partei mehr gezeigt zu haben scheint, als die Freunde einer wahren, gesetzmäßigen Freiheit. Indem sie den willkürlichsten Despotismus ausüben, betören sie durch das Vorgeben, daß sie im Namen des Volkes handeln, für dessen Stimme gegenwärtig in Italien die Stimme der Klubs oder der sogenannten Circoli ausgegeben wird.“

Platner dürfte hierbei vor allem an die Reformgesetze der Monate Februar und März gedacht haben, d. h. an die Überführung des kirchlichen Grundbesitzes in die Hände des Staates (21. Februar 1849) und an den erheblichen Ausbau der Bürgergarde (18. März 1849; jetzt unter der Bezeichnung Nationalgarde).

Die Ausgestaltung der Römischen Republik und der Nimbus der „natürlichen Hauptstadt“ Italiens fesselten immer mehr das Interesse der Patrioten. Der Zustrom leidenschaftlich erregter und tatbereiter Menschen wuchs an. Am 5. März 1849 kam auch Giuseppe Mazzini, der bei einer Nachwahl am 18. Februar 1849 einen Sitz in der Konstituante gewonnen hatte, in Rom an.

Die Anziehungskraft, die die Entfaltung der Revolution in der Ewigen Stadt auf die gesamte italienische Nationalbewegung ausübte, verleitete den sardischen König Carlo Alberto, noch einmal mit Österreich die Klingen zu kreuzen (20. März 1849). „Hier erhebt man großen Jubel über die Erneuerung des italienischen Krieges und rüstet sich mit Eifer zu demselben“, meldete Platner am 20. März 1849 nach Dresden. Doch schon am 23. März 1849 kamen die sardischen Truppen bei Novara aussichtslos unter die österreichischen Räder. Ein reichliches halbes Jahr zuvor hatte die Niederlage der Piemontesen bei Custoza (23.–25. Juli 1848) die Liberalen in heillase Verwirrung gestürzt. Gleiches erfuhren jetzt die Demokraten, die die Wiederaufnahme des Krieges gegen Österreich für notwendig und unvermeidlich gehalten hatten. Nach der neuerlichen Schlappe Turins bei Novara (23. März 1849) dankte der sardische König Carlo Alberto zugunsten seines Sohnes Viktor Emanuel ab (23. März 1849). Dieser schlug einen Aufstand in der Hochburg der Demokraten, Genua (27. März–10. April 1849), rigoros nieder. Im Großherzogtum Toskana setzten die gemäßigten Konstitutionalisten in Florenz Francesco Domenico Guerrazzi, dem die Demokraten die Diktatur übertragen hatten, gefangen und richteten eine Regierung im Namen des flüchtigen Großherzogs Leopolds II. auf. Und in Sizilien eroberten die neapolitanischen Truppen Ferdinands II. am 27. April 1849 Palermo und warfen den führungslosen Volksaufstand in der Stadt bis zum 15. Mai 1849 nieder. Die Gefahr für die nunmehr isolierte Römische Republik steigerte sich zur existentiellen Bedrohung des Staates.

Am 29. März 1849 traf die Nachricht vom vollständigen Sieg der Österreicher bei Novara in Rom ein. Bei Platner verstärkte sich die Hoffnung, daß nun eine fremde Intervention die Dinge auch in Rom ändern werde (vgl. 7. April 1849). Über genaue Informationen verfügte er nicht. Wahrscheinlich blieb ihm auch die Note des Kardinalstaatssekretärs Antonelli vom 18. Februar unbekannt, die Österreich, Frankreich, Spanien und das Königreich Beider Sizilien aufforderte, militärisch zu intervenieren, und er wußte wohl auch nicht, daß die Vertreter dieser Staaten im April 1849 in Gaeta mehrere Sitzungen unter der Präsidentschaft Antonellis abhielten, um die Einzelheiten der Invasion abzusprechen.

Wohl aber hielt Platner die Dresdner Regierung über die Vorbereitungen auf dem laufenden, die die Römische Republik traf, um den erwarteten Angriff abzuwehren. Am 7. April 1849 schrieb er:

„Um die durch diese Unfälle [Bezugnahme auf die Niederlage der Turiner Armee gegen Österreich bei Novara, 23. März 1849] die Republik bedrohende Gefahr abzuwenden, ist an der Stelle des bisherigen, aus drei Personen bestehenden Comitato Esecutivo [seit dem 9. Februar 1849, in der Nachfolge der Giunta di Stato, Bezeichnung für die Staatsspitze] ein Triumvirat mit mehr ausgedehnter Vollmacht [durch die Verfassungsgebende Versammlung] ernannt worden [29. März 1849], an dessen Spitze der durch seine ultraradikalen Gesinnungen bekannte Mazzini [neben Aurelio Saffi und Carlo Armellini] steht.“

Die von Platner angesprochene De-facto-Machtübernahme durch Mazzini bedeutete einen wichtigen Einschnitt in der Geschichte der Römischen Republik. Während die Konstituante sich immer ausschließlicher der Erarbeitung einer neuen Verfassung zuwandte, lenkte Mazzini alle Energien auf die Vorbereitung zur Verteidigung der Republik. Platner faßte die Gesamtheit der entsprechenden Maßnahmen ins Auge und schrieb am 21. April 1849 nach Dresden:

„Während die Regierung sich durch Soldaten [gegen die eigene Bevölkerung] zu befestigen sucht, sucht sie sich zugleich die niederen Volksklassen durch Schenkungen geneigt zu machen. Nach einem Dekret vom 15. April soll ein großer Teil der geistlichen Güter unter dürftige Familien gegen einen mäßigen Lehnzins verteilt werden. Der Preis des Salzes ist über die Hälfte herabgesetzt worden [14. April 1849]. Die Regierung hat die Gebäude der aufgehobenen Inquisition zu unentgeltlichen Wohnungen für Arme bestimmt [3. April 1849] und Ausgrabungen auf dem Römischen Forum veranstaltet, um der dürftigen Klasse Lebensunterhalt zu verschaffen. Die Geldstrafe, welche den Domherrn der Peterskirche auferlegt worden ist [9. April 1849], weil sie bei dem Ostertage von der Regierung veranstalteten Hochamte nicht erscheinen wollten, ist ebenfalls zum Besten der Armen bestimmt worden.“

Diese Maßnahmen bildeten nicht Teilstücke eines geschlossenen sozialrevolutionären Programms, sondern entsprangen der von Mazzini erkannten Notwendigkeit, die Einwohner des Kirchenstaates für die aktive Verteidigung der Römischen Republik zu mobilisieren. Ungeachtet dessen gab das erwähnte Dekret vom 15. April 1849²⁷ den Weg frei für eine tiefgreifende Bodenreform. Das Dekret vom 21. Februar 1849 hatte den kirchlichen Landbesitz dem Staat zugesprochen. Welchen Gebrauch er davon machen sollte, blieb offen. Das Dekret vom 15. April 1849 (und ein weiteres vom 27. April 1849) verfügte die Verteilung an die untersten Schichten im Kirchenstaat. Nirgendwo gingen die Vorstellungen 1848/49 weiter als in Rom. Auf den Prüfstand der gesellschaftlichen Praxis gelangten sie nicht mehr.

Am 25. April 1849 ankerte die französische Flotte mit ca. 7000 Mann unter dem Kommando des Generals Oudinot in Civitavecchia, um von dort aus in Rom einzumarschieren. Die Römische Republik verfügte insgesamt

27 Faksimile in: Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 7, S. 360.

über etwa 17.000 bis 18.000 Soldaten, davon 7000 bis 9000 in Rom.²⁸ Die genaue Zahl läßt sich schwer feststellen, weil die Regierung „Rom zum Mittelpunkt und zum Bollwerk der republikanischen Freiheit Italiens erklärt“ hat, so daß

„nicht nur viele Toskaner, Genueser und Lombarden, sondern auch Franzosen und Polen zum Kriegsdienst hier angekommen [sind]. Auch die Legion des bekannten Bandenanführers Garibaldi hat man [d. h. General Giuseppe Avezzana, Kriegsminister seit dem 15. April 1849] nach Rom berufen.“ (Platner 21. April 1849)

Platner hielt die römischen Truppen für einen bunt zusammengewürfelten Haufen von kriminellen Gewalttätern und das Abenteuer suchenden Ausländern. Im zitierten Brief vom 21. April 1849 mutmaßte er: „Sie dürften nicht geeignet sein, im Fall einer Intervention von fremden Mächten einem disziplinierten Heer bedeutenden Widerstand zu leisten...“ Folgerichtig rechnete er am 25. April 1849 nur mit „zwei bis drei Tagen ..., bevor die Interventionstruppen zum Besitz von Rom gelangen.“ Es kam jedoch ganz anders, als es Platner vorhersagte. Im Nachtrag zu einem Brief vom 30. April 1849 schrieb er am 1. Mai 1849 aus Rom nach Dresden:

„Die Franzosen haben gestern ungefähr eine Stunde vor Mittag die Stadt an mehreren an der Westseite liegenden Toren angegriffen, aber einen ihnen vermutlich sehr unerwarteten Widerstand erfahren. Die von Verschanzungen geschützten Italiener haben sich mit vielem Mute geschlagen. Die bis gegen Abend wiederholten Angriffe der Franzosen blieben fruchtlos. Der Verlust an Toten und Verwundeten ist auf beiden Seiten sehr bedeutend.“

Die Erfolgsansichten neuer Angriffe ohne erhebliche Verstärkungen aus Paris beurteilte Platner nach diesem Fehlschlag pessimistisch, und sie unterblieben auch während des gesamten Monats Mai. Zunächst fanden in Frankreich die Wahlen zur Nationalversammlung statt (13. Mai 1849), die ihre Sitzungsperiode am 29. Mai 1849 eröffnete. „Der über die Franzosen erhaltene Sieg“, schrieb Platner am 8. Mai 1849,

„hat die Zuversicht und den Mut der hiesigen Bevölkerung auf eine Weise erhöht, wie man es nicht erwartet hatte. Dabei verkündet sich ein allgemeiner Widerwille gegen die geistliche Regierung, der man sich durchaus nicht unterwerfen will. Alle zum Teil sehr prächtigen Kutschen der Kardinäle sind von der Wut des Pöbels zerschlagen und verbrannt worden.“

²⁸ Platner gab (mit Vorbehalt) die Zahl der Soldaten, die zur Verteidigung der Römischen Republik bereitstanden, am 21. April 1849 mit 15.000 an, womit er wahrscheinlich die im Kirchenstaat *insgesamt* rekrutierten Soldaten ins Auge gefaßt hat. Am 30. April 1849 meldete er (Nachtrag vom 1. Mai 1849) 8000 Soldaten, jetzt offenbar ausschließlich auf Rom bezogen. Die Zahl der Garibaldini lag bei ca. 1200 bis 1300 Mann. Vgl. Pieri (Anm. 5), S. 417.

Nach diesem Bericht vom 8. Mai 1849 meldete sich Platner bis zum 4. Juli 1849 nur ein einziges Mal, am 19. Juni 1849. In diesem Brief entschuldigte er sein Schweigen mit den „höchst traurigen Ereignissen in Dresden“, d. h. mit dem Maiaufstand vom 3. bis 9. Mai 1849. Er hätte nicht gewußt, in wessen Hände die Briefe fielen. Außerdem könnte er auch jetzt „aus leicht zu erratenden Ursachen nur kurz und oberflächlich“ berichten. (Er fürchtete den Bruch des Postgeheimnisses durch die Machthaber in Rom.)

So erfahren wir von Platner nichts Näheres über die diplomatischen Bemühungen Mazzinis, durch Verhandlungen mit Frankreich die Lage zum Vorteil der Römischen Republik zu wenden (Abkommen zwischen dem Triumvirat und dem französischen Unterhändler Ferdinand Lesseps vom 17. und 31. Mai 1849). Ebenso wenig erhalten wir Kenntnis von der Verschlechterung der militärischen Situation der Römischen Republik durch den Vormarsch der österreichischen Truppen (16. Mai 1849: Kapitulation Bolognas; 19. Juni 1849: Kapitulation Anconas) und durch die Wiederaufnahme der Angriffe der Franzosen auf die Hauptstadt seit dem 3. Juni 1849. Keine Erwähnung fanden die Arbeiten der Konstituante, die zur Proklamation der republikanischen Verfassung am 3. Juli 1849²⁹ führten.

An diesem Tag zogen die Truppen General Oudinots in Rom ein und lösten am 4. Juli 1849 die *Assemblea Costituente* auf. Platner meldete sich nach einer fast zweimonatigen Pause am 4. Juli 1849 mit einem Bericht zurück: „Nun sind wir endlich von der ängstlichen und drückenden Lage befreit, in die uns die Belagerung der Stadt versetzte.“ Mazzini hielt sich noch bis zum 12. Juli 1849 in Rom verborgen, bevor er die Hoffnung aufgab, daß sich die Einwohner der Stadt erneut erheben. Nach dem Fall von Rom erloschen überall die letzten Lichtzeichen der Revolution: in Rastatt am 23. Juli 1849; in Világos am 13. August 1849 und in Venedig am 22. August 1849. Die Revolution hatte ihr Ende erreicht.

Die französische Besetzung Roms begann dramatisch, wie wir aus Platners Bericht vom 4. Juli 1849 erfahren:

„Gestern zeigte sich große Aufregung unter der hiesigen republikanisch gesinnten Bevölkerung. Die Kaufläden wurden geschlossen. Vier Geistliche wurden auf der Straße ermordet. Von der Ermordung des einen bin ich selbst Zeuge gewesen. Auch die Franzosen wurden verhöhnt. Sie schienen aber davon keine Notiz zu nehmen.“

Am 14. Juli 1849, als sich die Franzosen schon in der Hauptstadt eingerichtet hatten, stellte Platner noch immer Unruhe unter der Bevölkerung fest: „Der Pöbel beklagt das Ende dieser [der republikanischen] Regierung, durch die er reichlichen Unterhalt und Gelegenheit und Hoffnung zu plündern erhielt.“

29 Wortlaut in: Sardo (Anm. 5), S. 249-256.

Den offensichtlichen Gegensatz zu dem mannhaften Widerstand, den der denunzierte Pöbel geleistet hatte und „dem man an sich selbst betrachtet das Lob nicht versagen“ könnte, löste Platner im bezeichneten Brief so auf:

„Aber die Römer hatten daran nur sehr geringen Anteil, indem die Verteidigung der Stadt fast ganz allein auf den aus Fremden bestehenden Freikorps beruhte. Hingegen hat sich bei den barbarischen Verwüstungen der schönen römischen Villen, bei der Plünderung der Gebäude derselben vor ihrer Zerstörung sowie bei der Plünderung der Klöster vornehmlich die mobil gemachte römische Bürgerwehr ausgezeichnet.“

Nun hält die Behauptung, vorzugsweise Fremde hätten Rom verteidigt, einer Überprüfung nicht stand.³⁰ Außerdem kamen bei Platner „die Fremden“, z. B. Garibaldi und seine Freischaren, keineswegs besser als die belasteten Römer weg. Am 4. Juli 1849 hatte Platner nach Dresden geschrieben: „Hier haben sie [die Garibaldini] vor ihrem Abzuge [am 2. Juli 1849] nicht nur alles in der Münze vorhandene, von dem Schmuck und dem Geräte der Einwohner eingeschmolzene Gold und Silber, sondern auch die Stempel zum Prägen päpstlicher Münzen weggenommen, um von ihrem Raube Geld schlagen zu können.“ Garibaldi hatte mit 4000 bis 4500 Freiwilligen am 2. Juli 1849 Rom mit der Zuversicht verlassen, im Kirchenstaat bzw. in Toskana Aufstände auslösen zu können. Das gelang ihm nicht. Platner verfolgte in seinen Berichten die von französischen und österreichischen Truppen Gejagten, gab unsichere Aufenthaltsorte und schwankende Zahlen über die Stärke der immer kleiner werdenden Schar der Flüchtenden an, bis Garibaldi am 31. Juli 1849 in San Marino das Freikorps auflöste.

5. Über die Restauration (4. Juli 1849 – 12. April 1850)

Im Juli 1849 brachten die Abgesandten des französischen Generals Oudinot bzw. des österreichischen Generals Wimpfen die Schlüssel zu den Toren der besetzten Städte Rom bzw. Bologna und Ancona nach Gaeta, wo der flüchtige Papst residierte. Er zögerte die Rückkehr nach Rom bis zum 12. April 1850 hinaus. Solange dauerte es, bis ihm die Entscheidungsfrage: bedingungslose Restauration oder Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes unter Beibehaltung der Verfassung vom 14. März 1848, im reaktionären Sinn beantwortet schien. Platner unterrichtete Dresden am 21. Juli 1849 über die unterschiedlichen Interessen:

30 Nach Candeloro, Bd. 3, Mailand 1974⁵, S. 449, befehligte General Oudinot Ende Juni 1849 35.000 Mann mit 75 Kanonen. Die Stadt verteidigten 19.000 Mann mit fünf Kanonen; darunter: 12.000 Mann in den regulären Truppen. Unter den Freiwilligen waren 350 Ausländer, mehrheitlich Polen, und 1800 Italiener, die nicht aus dem Kirchenstaat stammten.

„Die Abneigung gegen das ehemalige Priesterregiment ist entschieden vorherrschend im hiesigen Publikum, selbst bei denen, welche die Republik nicht wollen und der Zurückkunft des Papstes, auch als weltlicher Fürst, nicht entgegen sind. Die Geistlichkeit wird sich vermutlich bestreben, ihre alten Prärogativen wiederzuerlangen. Aber die französische Regierung wird höchstwahrscheinlich dieses Bestreben vereiteln und auf die Erhaltung der von Pius IX. veranstalteten Reformen bestehen. – Man glaubt nicht, daß der Papst so bald nach Rom zurückkommen wird. Aber man erwartet hier die baldige Ankunft einer von ihm ernannten Kommission zur Errichtung der Regierungsverfassung.“

Platner hatte also den Ruf der „Neri“, der Schwarzen aus Gaeta, vernommen: Zurück zu Gregor XVI.! Wie die meisten Moderati distanzierte auch er sich davon, weil „das Feuer der Revolution, wenn auch unterdrückt, doch unter der Asche fortglimmen und bei der ersten Gelegenheit wieder zum Ausbruch kommen würde“, ergänzte er am 31. Juli 1849. Und wie die Mehrheit seiner Gesinnungsgenossen erlag auch Platner der Illusion, die französische Besatzungsmacht sei willens und mächtens, die reaktionären Kräfte zu zwingen, maßvoll zu handeln. Richtig sagte Platner schließlich voraus, daß der Papst so schnell nicht zurückkehren werde, statt dessen zunächst Machtwalter Pius IX. dem Heiligen Vater den Rückweg ebnen werden.

Das „triumvirato rosso“ der Kardinäle Gabriele Della Genga, Luigi Vannicelli und Lodovico Altieri übernahm am 31. Juli 1849 von General Oudinot die zivile Herrschaft in der Stadt, während die militärische Gewalt in den Händen der Franzosen verblieb. Die Kardinäle restaurierten die absolute Macht des Papstes, die auch durch die zaghaften administrativen Reformen am Beginn der fünfziger Jahre nicht beeinträchtigt wurde und richteten eine gnadenlosen Repression gegen die Untertanen des Heiligen Vaters. Am 1. Dezember 1849 schrieb Platner, rückblickend auf die Arbeit der Regierungskommission: „Die päpstliche Regierungskommission scheint gar nichts tun zu wollen, was dienen könnte, sich bei der Bevölkerung des Kirchenstaates beliebt zu machen.“ Als Belege nannte er Arrestationen, Verbannungen und Vertreibungen aus Dienststellungen und die Wiedereinführung der besonders verhaßten, weil umgekehrt proportional zum Einkommen wirkenden Mahlsteuer. Zur Avantgarde derer, die dem „(purpur-)roten Triumvirat“ ihre Unterstützung zur Verfügung stellten, gehörte der Jesuitenorden. Er erhielt den verstaatlichten Grundbesitz zurück und konnte die Schulen wieder eröffnen. Platner verfolgte die Rückgewinnung des geschwundenen Einflusses aufmerksam und schrieb am 10. Dezember 1849 nach Dresden:

„Der Pater General der Gesellschaft Jesu wird in diesen Tagen hier [in Rom] erwartet. Die Wiedereinführung dieses Ordens gehört ohne Zweifel unter die Maßregeln, die keineswegs geeignet sind, die päpstliche Regierung bei ihren Untertanen beliebt zu machen.“

Die aufreizend reaktionäre Politik im Kirchenstaat erregte die französische Öffentlichkeit. Die entstehende Unruhe irritierte Louis Bonaparte. Bei seinen Plänen, ein despotisches Regime aufzurichten, mußte er berücksichtigen, daß das Ergebnis der Wahlen zur Gesetzgebenden Versammlung am 13. Mai 1849 gegen die Mehrheit aus Monarchisten und liberalen Republikanern eine vorübergehend gekräftigte Opposition der republikanischen und sozialistischen Linken („Montagnards“) gestellt hatte. Louis Bonaparte reagierte auf seine Weise, nämlich demagogisch. Er wies dem unbeliebten Oberkommandierenden des „Expeditionskorps“ in Rom, General Oudinot, die Rolle des Schuldigen an der reaktionären Wende in Rom zu und ersetzte ihn durch General Rostolan. Den Eindruck, die Situation umkehren zu wollen, verstärkte der französische Prinz-Präsident (seit 20. Dezember 1848) durch einen Brief vom 18. August 1849, den er ohne vorherige Kenntnisnahme im Ministerrat durch seinen Ordonnanzoffizier Edgar Ney an General Rostolan nach Rom leiten ließ. Darin hieß es: „Ich verstehe die weltliche Regierung des Papstes so: allgemeine Amnestie; Säkularisation der Verwaltung; Code Napoléon und liberale Regierung.“³¹ Die offizielle Zeitung des Heiligen Stuhls, *Giornale di Roma*, lehnte die Veröffentlichung des Briefes ab, so daß Ney Lo Statuto in Florenz bemühen mußte.

Platner informierte Dresden über das fordernde Schreiben des französischen Präsidenten erst am 18. September 1849:

„Man hielt es anfangs für ein hiesiges Machwerk. Da aber von Seiten der französischen Behörden keine Erklärung der Erdichtung dieses Schreibens erfolgt ist, so dürfte man geneigt sein, es für echt zu halten ... Die vom Präsidenten erwähnten Bedingungen zur Herstellung der weltlichen Macht des Papstes enthalten allerdings zum Teil übertriebene Forderungen. Es scheint sehr anmaßend, dem Papst in dem Code Napoleon ein fremdes Gesetzbuch aufdringen zu wollen ... Eine allgemeine Amnestie kann man von dem Papst nicht verlangen, nachdem er daran so bittere Erfahrungen gemacht hat, indem es gerade die von ihm Amnestierten waren, die vom Anfange an mit großer Schlaueit und Hinterlist an dem Umsturz seiner Regierung arbeiteten. Auf der anderen Seite aber scheinen freilich die drei Kardinäle der Regierungskommission die Proskriptionen auf eine Weise ausdehnen zu wollen, die nicht minder zur Herstellung der Ruhe ungeeignet sein dürfte als die allgemeine Amnestie. Die Säkularisation der Staatsämter ist mit wenigen Ausnahmen das einstimmige Verlangen der ganzen Bevölkerung des Kirchenstaates...“

Platner lehnte mithin die Übernahme des Code Napoléon im Kirchenstaat ab; zeigte sich unschlüssig hinsichtlich einer allgemeinen Amnestie; hielt eine (mehr oder weniger weit reichende) Säkularisation des Staates für un-

31 Wortlaut (italienisch) in: Spellanzone/Di Nolfo, Bd. 7, S. 592 u. 594. Platner referiert nach der französischen Originalfassung, die am 07.09.1859 im Pariser *Moniteur* erschienen war. Eine Abschrift bei Platner vom 18.09.1849.

abweisbar; und kommentierte Louis Bonapartes Postulat einer liberalen Regierung in seinem Brief nach Dresden nicht, ja, er erwähnte es nicht einmal, sondern überließ es dem Empfänger, in der beigelegten Abschrift des Briefes aus Paris diesen Gedanken selbständig hierauszufinden oder zu überlesen.

Mit dem Brief des französischen Prinz-Präsidenten trat die Auseinandersetzung um die inhaltliche Ausgestaltung der restaurierten weltlichen Herrschaft des Papstes in die entscheidende Phase.

Pius IX. antwortete prompt. Er verließ Gaeta, aber nicht mit Kurs auf den Kirchenstaat, sondern in die entgegengesetzte Richtung, nach Neapel. Am 4. September 1849 schlug er seine provisorische Residenz in Portici auf.

Die Entgegnung des päpstlichen Hofes auf den Brief Louis Bonapartes enthielt das *Motuproprio* „an seine heißgeliebten Untertanen“ vom 12. September 1849, das er am 19. September 1849 veröffentlichte.³² In ihm legte Pius IX. die Grundsätze der Regierungspolitik für den Kirchenstaat fest. Platner erfaßte die Bedeutung sofort und informierte Dresden am 22. September 1849 ausführlich. Die vom Papst

„bewilligten Konzessionen ... sind im Wesentlichen folgende:

1. Es soll in Rom ein Staatsrat (*Consiglio di Stato*) errichtet werden ...
2. Desgleichen soll errichtet werden eine *Consulta di Stato* zur Beratschlagung über alle die Finanzen betreffenden Gegenstände und über die Mittel zur Beförderung des Handels ...
3. Der Papst bestätigt die Errichtung von Provinzialkonzilien ...
4. ... Die Wahl der Munizipalräte soll auf einer bedeutenden Anzahl von Wählern beruhen, bei denen vornehmlich auf das Eigentum Rücksicht genommen werden wird. Zu den Wählbaren wird, außer den inneren dazu notwendigen Qualitäten ein Zensus erfordert, der durch das Gesetz bestimmt werden soll. Die Häupter der Magistrate werden von dem Papst und die Ältesten (*anziani*) von den Oberhäuptern der Provinzen aus den ihnen von den Kommunalkonzilien vorgeschlagenen Personen ernannt ...
5. Die Reformen werden sich auch auf die Zivil- und Kriminaljustiz und auf die administrative Gesetzgebung erstrecken ...

Die näheren Bestimmungen, der zuletzt in dem gedachten *Motuproprio* von dem Papst verkündigten Amnestie der politischen Verbrechen, sind in einer zu gleicher Zeit [18. September 1849] erschienenen Notifikation von der aus drei Kardinälen bestehenden Regierungskommission enthalten.“

Platner fügte die Vielzahl der Gründe an, die den Einzelnen von der Amnestie ausschließen (z. B. alle Mitglieder der Konstituante) und resümierte: „... man will behaupten, daß diese Amnestie nur diejenigen betreffe, die nichts verbrochen haben ...“

32 Faksimile in: Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 7, S. 634-635.

Ein Jahr später, zwischen dem 10. September und dem 24. November 1850, erschienen die Dekrete, die dem Motuproprio vom 12. September 1849 juristische Kraft verliehen.³³ Sie legten es möglichst restriktiv aus. Während schon das päpstliche Motuproprio bestimmte, daß die Mitglieder des Consiglio di Stato und der Consulta di Stato gänzlich und die der Provinzialräte mehrheitlich allein vom Papst nominiert werden und nur beratend wirken, schien im Falle der Kommunalräte eine eingeschränkte Wählbarkeit möglich. Doch selbst diese Räte wurden zunächst von der Regierung nominiert. Platners Urteil über dieses „Blendwerk freier Institutionen“ fiel in seinem Bericht vom 25. September 1850 eindeutig negativ aus.

„Als Einrichtungen gegen willkürliches Verfahren der Staatsbeamten, als Mittel, wodurch die Untertanen einen gesetzlichen Weg erhalten, dem Landesherrn ihre Bedürfnisse und Beschwerden vortragen, dürften diese Konzilien in der ihnen gegebenen Verfassung nicht zu betrachten sein. Und die unzufriedene Stimmung der Bevölkerung des Kirchenstaates ist daher durch ihre Bekanntmachung vielmehr vermehrt als vermindert worden. Alle Zweige der Regierung sind abhängig von dem Kardinalstaatssekretär. Ihm sind nicht nur die auswärtigen Angelegenheiten in ihrem ausgedehntesten Umfange übertragen, sondern er bekleidet auch die Stelle des Präsidenten der beiden Konzilien.“

Diese Machtfülle, so schien es Platner, deute „auf die vollkommene Wiederherstellung der Priesteraristokratie und die ausschließliche Anwartschaft der Geistlichkeit zu den höheren Staatsämtern“ hin. Wohl räumte Platner ein, daß sich die Bevölkerung im Kirchenstaat 1846/48 „wenig geeignet gezeigt [hat], freie Institutionen auf verständige Weise zu benutzen“ (25. September 1850). Beherrschend aber blieb die Sorge, daß auf dem von Antonelli beschrittenen Weg der Revolution kaum der Nährboden entzogen werden könnte. Dafür schien ihm letzten Endes nur der parlamentarisch organisierte Verfassungsstaat freier Bürger geeignet.

Da die Auffassungen, die Louis Bonaparte in seinem Brief vom 18. August 1849 geäußert hatte, nicht politischem Geradsinn, sondern taktischem Kalkül des politischen Kampfes in Frankreich entsprangen, wohingegen die Positionen des Motuproprio vom 12. September 1849 fest im konservativ-reaktionären Dogma wurzelten und zusätzliche Kraft aus dem Beifall Österreichs gewannen, bahnte sich Ende 1849, Anfang 1850 eine Lösung des Konflikts an; genau gesagt: der Triumph Antonellis. Louis Bonaparte löste Anfang Dezember 1849 General Rostolan ab und ersetzte ihn durch General Baraguey d'Hilliers, der neben dem Oberkommando über die französischen Besatzungstruppen zugleich die Funktion des Botschafters beim Heiligen Stuhl übernahm. Er gewann das Vertrauen Pius IX. und Antonellis. Louis Bonaparte erleichterte seinem Botschafter die Aufgabe,

33 Vgl. Candeloro, Bd. 4, Mailand 1971³, S. 34–35. Die Edikte finden sich als Beilagen bei Platner am 21.10.1850; 06.11.1850; 29.11.1850.

als in Frankreich das (Unterrichts-)„Gesetz Falloux“ in Kraft trat und die Rechte der katholischen Kirche in den Schulen und an den Universitäten stärkte (15. März 1850).

Hinzu kam ein Stimmungsumschwung zugunsten des Papstes in Rom, den Platner am 19. Januar 1850 so erklärte:

„Sie [die Rückkehr des Papstes] wäre jedenfalls sehr wünschenswert, da Rom durch seine Abwesenheit einen doppelten Verlust erleidet, indem die Ausgaben der Personen des päpstlichen Hofstaates der Stadt nicht allein nicht zugute kommen, sondern die Besoldungen und Einkünfte derselben außer Landes gehen; ein Umstand, der bei dem großen hier herrschenden Geldmangel nun desto empfindlicher ist. Auch wünschen die wegen ihrer Verhältnisse mit der Römischen Republik Exilierten und die deswegen ihrer Stellen entsetzten Beamten die Zurückkunft des Heiligen Vaters, weil sie im Vertrauen auf seine gütige Gesinnung von ihm Verzeihung zu erhalten hoffen... Die Abwesenheit des Papstes, des Diplomatischen Korps und mehrerer römischen Prinzen, wodurch wieder weder merkwürdige Kirchenfunktionen noch Bälle und große Gesellschaften hier stattfinden, ist vermutlich auch die Hauptursache, warum Rom diesen Winter fast ganz leer von Fremden geblieben ist, wodurch ebenfalls die Stadt einen sehr bedeutenden Nahrungszweig verliert.“

Berechtigte wirtschaftliche Hoffnungen und politische Illusionen, die die Optimisten tener zu stehen kamen, sehnten den Papst nach Rom zurück.

Den symbolträchtigen Einzug am 12. April 1850 malte Platner in seinem Bericht vom 13. April 1850 aus:

„Der Zug des Papstes ... nach dem Vatikan erfolgte in Begleitung von französischen und päpstlichen Dragonern, der päpstlichen Nobelgarde und der Generalität und des Generalstabes der hiesigen französischen Garnison. Am Wagen Seiner Heiligkeit ritt zur Rechten der General Baraguey d'Hilliers, zur Linken der Chef der Nobelgarde Prinz Altieri. Es folgten zuletzt die Kutschen der Kardinäle und des Diplomatischen Korps, dessen Mitglieder bereits vor der Ankunft des Papstes hier angelangt waren. Auf dem ganzen Wege waren Abteilungen französischer Infanterie aufgestellt, welche auch zur Kniebeugung vor dem Heiligen Vater kommandiert wurden. Der Papst besuchte die Peterskirche, bevor er sich in den Vatikanischen Palast begab, den er nun zu seiner Residenz erwählt hat. Den Palast des Quirinals, der ihm durch die Ereignisse am 16. November 1848 eine schmerzliche Erinnerung gewährt, wird er vermutlich nie wieder bewohnen.“

Vom zweistündigen Glockengeläut aller Kirchen und dem Donner der Kanonen von der Engelsburg, von der abendlichen Erleuchtung der Stadt, dem sonntäglichen Te Deum und den Freudenbezeugungen des Volkes, die der *Giornale di Roma* abdruckte, ließ sich Platner nicht beeindrucken, sondern schrieb am 27. April 1850 nach Dresden:

„In Wahrheit [verhält sich] die Sache ganz anders. Entschiedene Anhänger hat die päpstliche Regierung unter den Weltlichen nur wenige und diese sind ohne Kraft und Energie. Die Stimmung des hiesigen Publikums hat sich nach der fehl-

geschlagenen Hoffnung der Amnestie sehr verdüstert. Die Bettler vermehren sich von Tag zu Tage ... – Die hiesige französische Besatzung [ist] ... zur Erhaltung der Regierung unentbehrlich ... denn unter den päpstlichen Soldaten wären die der wiedererrichteten Schweizergarde, die auf 200 Mann gebracht werden soll, die einzigen, auf die man sich bei dem neuen Ausbruche einer Revolution würde verlassen können.“

Die Jahre 1846 bis 1848, in denen der Papst den liberalen Wind in seine Segel nahm, blieben ein kurzer Einschub in die Geschichte der Päpste und der Kirche.³⁴ Nach 1849 charakterisierte Anormalität das politische Leben im Kirchenstaat. In den ersten Jahren der Restauration sprach Platner immer wieder die Besetzung des Kirchenstaates durch österreichische und französische Truppen; die chaotische und korrupte Verwaltung; die politische Repression, die 1850 zu den ersten sechs vollstreckten Todesurteilen führte; Hunger, Diebstahl, Wegelagerei und Brigantismus sowie fortdauernde politische Konspiration an (vgl. 17. Oktober 1850; 21. Oktober 1851 u. a.). Die Politik des päpstlichen Hofes isolierte den Kirchenstaat auf der Apenninenhalbinsel und in Europa.

Als die Nationalbewegung 1859/60 die politische Bilanz des Risorgimento zog und zwischen 1861 und 1870 die territoriale Schlußrechnung aufbesserte (1866: Gewinn Venetiens; 1870: Einnahme Roms) stand der Heilige Stuhl schutzlos da. Es endete die vielhundertjährige Geschichte des Kirchenstaates.

6. Noch einmal zu Ernst Platner

Ernst Platner hatte sich schon 1831 bis 1832 als ein detailgetreuer Chronist erwiesen. Diese Fähigkeit bestätigte er 1846 bis 1850. Dabei stützte er sich, wie die häufigen Beilagen zur Post nach Dresden dokumentierten, auf die offizielle römische Presse: den *Diario di Roma* (bis 16. Januar 1848), die *Gazetta di Roma* (seit 17. Januar 1848), den *Giornale di Roma* (seit 6. Juli 1849). Von den deutschsprachigen Zeitungen las er nachweislich die in Augsburg erscheinende *Allgemeine Zeitung*. Dazu kam das persönliche Erlebnis, das Platner, der Rom von 1846 bis 1850 nicht verlassen hat, vermittelte.

Die eindrucksvollsten Darstellungen gelangen ihm, wenn er die großen Kundgebungen des Volkes schilderte: 1846 die festlichen Umzüge auf dem Corso, mit denen Pius IX. unter päpstlichen Bannern und Bildern überschweniglich gefeiert wurde. Ein knappes Jahr später, Mitte 1847, entdeckte Platner neben den wappengeschmückten roten Flaggen des Kirchenstaates die Trikolore, die 1797 erstmals gehißt und seitdem oft genug versteckt werden mußte, und er bedauerte den haßerfüllten Umgang mit

34 Candeloro spricht von einer „parentesi liberaleggiante“ auf politischem, nicht auf doktrinärem Gebiet. Vgl.: Bd. 4, Mailand 1971³, S. 29.

österreichischen Hoheitszeichen. Mitte 1848 verwandelten sich die festlichen Umzüge in fordernde Demonstrationen der Volksbewegung und der Bürgergarde, die den Papst zur Kriegserklärung an Österreich zwingen wollten. Als er sich sträubte, weigerten sich die bewaffneten Kräfte, die päpstliche Kokarde zu tragen. Am Jahresende 1848 entwickelte sich aus den Demonstrationen Tumult, Umsturz und Revolution. Die Schreckgespenster der französischen Republik, Freiheitsbäume und Jakobinermützen, erschienen wieder; Kardinalskutschen brannten und die Besitzer bangten um ihr Leben. Zuletzt, im April 1850, gab es erneut Jubel für Pius IX. anlässlich seiner Rückkehr nach Rom; allerdings unter der bewaffneten Aufsicht der französischen Besatzungsmacht.³⁵ Die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Schilderungen und den Blick für das charakteristische Detail verdanken wir dem am Bild geschulten Auge eines Malers und Kunstschriftstellers.

Gemessen an den Informationen, die Platner zur Innenpolitik aus Rom nach Dresden übermittelte, blieben diejenigen zur Außenpolitik rar und dürftig. Wir erinnern an die wenig gehaltvollen Nachrichten über die Minton-Mission; über die österreichisch-französischen Beziehungen; über die Idee der Zollunion zwischen Rom, Turin und Florenz; über die militärpolitische Union zwischen Turin, Florenz, Rom und eventuell Neapel; über die Gaeta-Konferenz der vier Interventionsstaaten unter Antonellis Vorsitz; über die Verhandlungen zwischen Mazzini und Lesseps in Rom; über die diplomatischen Kontakte zwischen Rom und Wien usw. usf. Im Vergleich zu 1831/32 fehlte Platner 1846 bis 1850 wohl ein hochrangiger Kontaktmann im Diplomatischen Korps. 1831/32 war es vermutlich sein gelehrter Mitstreiter an der „Beschreibung der Stadt Rom“, der wohlgesonnene Freund Carl Josias Bunsen³⁶ in der preußischen Vertretung am Heiligen Stuhl, von dem Platner wahrscheinlich Informationen und Dokumente erhalten hat, die 1831/32 in seine Berichte eingeflossen sind.

Klarer erkennbar als 1831/32 trat 1846 bis 1850 der gemäßigt liberale Standpunkt Platners hervor. Man kann es an den Personen veranschaulichen, zu denen er in seinen Berichten eine geistige Nachbarschaft zu erkennen gab.

Er begeisterte sich für Pius IX., als der Papst 1846 bis 1848 auf die Liberalen zugeht und schließlich eine Verfassung konzedierte. Seit der Flucht des Heiligen Vaters aus Rom erregte Pius IX. nur noch das distanzierte Interesse Platners. Den Favoriten Pius IX. für das Amt des Regie-

35 Vgl. Spellanzon/Di Nolfo, Bd. 8, S. 230. – Die Beschreibungen Platners bestätigen die Forschungsergebnisse von Ch. Tacke, *Feste der Revolution in Deutschland [Großherzogtum Baden] und Italien [Großherzogtum Toskana]*, in: *Europa 1848. Revolution und Reform*, hrsg. von D. Dowe, H.-G. Haupt und D. Langewiesche, Bonn 1998, S. 1045–1088.

36 E. Platner (Gesamtredaktion), C. Bunsen/E. Gerhard/W. Röstel, (Mithrsg.), *Beschreibung der Stadt Rom*, 3 Bde., Stuttgart/Tübingen 1830–1842.

rungschefs, Pellegrino Rossi, hob auch Platner auf den Schild. Rossis Zielsetzung, die staatliche Ordnung im Kirchenstaat auf der Grundlage der Verfassung vom 14. März 1848 zu stabilisieren und die Wiederaufnahme des Krieges gegen Österreich abzuwenden, entsprach Platners Vorstellungen. Als der „berühmte [piemontesische] Schriftsteller Vincenzo Gioberti“ vom 24. Mai bis zum 8. Juni 1848 in Rom weilte, informierte Platner am 30. Mai 1848 Dresden ausführlich über dessen Auftreten. Gioberti warnte die Italiener davor,

„die Franzosen in der Einführung einer republikanischen Verfassung nachahmen zu wollen. Proklamation der Republik will, in Italien wie in Deutschland, unter den gegenwärtigen Umständen nicht anderes sagen als Proklamation der Anarchie und des Bürgerkrieges. Und wenn jemand die Italiener von diesen großen Übeln befreien kann, so ist es gewiß Gioberti...“

Zum Bruch zwischen beiden kam es wenig später, als Platner erfuhr, daß Gioberti „den bitteren Haß gegen Österreich lebendig“ hält (10. Juli 1848), d. h. als wortmächtiger Propagandist des sardischen Königs die Kriegstrommel gegen Habsburg schlug.

Schließlich rühmte Platner den „ausgezeichneten Kanzelredner“ Pater Giocchino Ventura. „Zum Lobe [des am 15. Mai 1847 verstorbenen irischen Liberalen Daniel] O’Connells“ hielt Ventura am 29. und 30. Juni 1847 in Sant’Andrea della Valle in Rom zwei Predigten, in denen er sich dem Verhältnis von Freiheit und Religion widmete. O’Connell habe, so referierte Platner die Predigt in seinem Bericht vom 10. Juli 1847, „auf gesetzlichem Wege das große Werk der Emanzipation der Katholiken und der Freiheit Irlands vollbracht.“ Nachdem Ventura sich den Verhältnissen in Rom zugewandt hatte, habe er seine Predigt mit den Worten geschlossen: „Lassen wir dem Obskurantismus eine Religion ohne Freiheit, der Anarchie eine Freiheit ohne Glauben; nehmen wir dagegen die Freiheit zur Bundesgenossin der Religion, die Religion zur Beschützerin der Freiheit“. Platner suchte nach Kompromissen zwischen Freiheit und Religion, Verfassung und geistlicher und weltlicher Herrschaft des Papstes, italienischer Konföderation und päpstlicher Souveränität, Unabhängigkeit Italiens und dynastischem Besitzstandsdenken Österreichs. Damit grenzte sich Platner von Reaktion und Konservatismus der klerikalen Oligarchie und gegen die Demokratie der Republikaner und Revolutionäre ab.

Als am 17. März 1861 der italienische Nationalstaat, das Königreich Italien, proklamiert wurde, lebte Ernst Platner nicht mehr. Er starb am 14. Oktober 1855 zweiundachtzigjährig in Rom.

Christian Roschmann

Verwaltungswissenschaften in Brasilien unter der Diktatur

Die Beschäftigung mit dem Thema „Verwaltungswissenschaften“ im Brasilien der sechziger und siebziger Jahre stößt auf eine besondere Problematik, nämlich die, daß Verwaltungswissenschaften im Brasilien dieser Zeit als solche nicht ausgewiesen werden.

Daher muß eingangs der Erörterung die Frage aufgeworfen werden, was unter Verwaltungswissenschaft in jener Zeit verstanden werden soll. Danach befaße ich mich mit den Rahmenbedingungen, die die Diktatur dem Wissenschaftsbetrieb setzte. Bei diesem Schritt richte ich den Blick insbesondere auf die öffentliche Verwaltung, freilich an dieser Stelle nicht als Objekt der Wissenschaft, sondern als deren Handlungsgrenze.

Als nächstes beschäftige ich mich dann mit der Entwicklung des institutionellen Rahmens für Lehre und Forschung dessen, was ich als Verwaltungswissenschaften bezeichne. Schließlich komme ich zur inhaltlichen Entwicklung der entsprechenden Wissenschaftszweige.

1. Was ist unter „Verwaltungswissenschaften“ zu verstehen?

Verwaltungswissenschaft hat keine durch Tradition fest etablierten Konturen wie die anderen Sozialwissenschaften. Diese Aussage gilt für Deutschland, wo „Verwaltung“ als erfahrbares Phänomen von den verschiedenen Wissenschaften mehr oder weniger identisch wahrgenommen und unter politikwissenschaftlichen, juristischen, ökonomischen, betriebswirtschaftlichen, soziologischen und historischen Blickwinkeln betrachtet wird¹, die sich gelegentlich zu einer zaghaften Synthese in Lehre und Forschung zusammenfinden, wobei dann die eine oder andere Fachrichtung die Federführung erhält, wie in den speziellen verwaltungswissenschaftlichen Ausbildungsgängen, etwa in Konstanz (Politikwissenschaft) oder in Speyer (Jura). Die entsprechenden Bestrebungen gehen in der Bundesrepublik nicht weiter als in die Nachkriegsjahre, besonders die sechziger und siebziger Jahre zurück.

In Brasilien gibt es eine solche Synthese bis heute nicht. Zur Zeit der Diktatur wurde Verwaltung von verschiedenen Disziplinen unter ihren jeweiligen Blickwinkeln, im Wesentlichen ohne Tuchfühlung untereinander betrachtet und zum Objekt von Lehre und Forschung gemacht. Wenn ich

1 Hierzu H. J. Wolff/O. Bachof/R. Stober, Verwaltungsrecht I, München 1994, S. 113.

im Folgenden von Verwaltungswissenschaft oder – um der Unverbundenheit der Perspektiven gerecht zu werden – von Verwaltungswissenschaften in dieser Zeit spreche, so kann es sich daher nur um ein synthetisches Konstrukt handeln. Ein solches habe ich heuristisch aus den genannten Disziplinen unter dem Gesichtspunkt der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Verwaltung gebildet. Ich habe dabei exemplarisch drei Disziplinen herausgegriffen, die sich nach meiner Meinung besonders ausführlich und ergebnisorientiert mit „Verwaltung“ beschäftigt haben. Es sind die politikwissenschaftliche, der betriebswirtschaftliche und der rechtswissenschaftliche. Die verbindende Klammer, der gemeinsame Nenner, ist das gemeinsame Lehr- und Forschungsobjekt, die „Verwaltung“, deren Faktizität als Erscheinung auch hier – dies ist natürlich die Prämisse – identisch wahrgenommen wird und wurde.

Als Objekt dieser Wissenschaften tritt Verwaltung in Gestalt von öffentlicher oder privater auf. Ich beschäftige mich in diesem Zusammenhang mit der öffentlichen. Unter öffentlicher Verwaltung wird der als solcher ausgewiesene Staatsapparat verstanden, auch wenn er nicht, was allgemein als seine originäre Aufgabe² angesehen wird, öffentliche Güter produziert (oder dazu beiträgt), sondern private, meritorische oder gemischte³. Dieser zweite Aspekt der Produktion privater Güter ist für meine Betrachtung besonders wichtig, da Staatsbetriebe im Brasilien der Diktatur eine große Rolle spielten. Beispielsweise befanden sich 1969 elf der 20 größten Betriebe des Landes in öffentlicher Hand, 1975 besaß der Bund 200, die Bundesstaaten zusammen 400 Produktionsbetriebe (das Bruttosozialprodukt betrug 1970 34 Mrd. Dollar, zum Vergleich das deutsche 134 Mrd. Dollar)⁴.

2. Der politische und administrative Rahmen der Diktatur

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit „Verwaltung“ vollzieht sich in veränderlichen politischen und administrativen Kontexten, die damit gleichzeitig sowohl Lehr- und Forschungsinteresse und -tätigkeit als vor allem auch das Forschungsobjekt selbst beeinflussen. Der hier darzustellende Kontext ist der der Militärdiktatur.

2 Zum Problemkreis der staatlichen Aufgaben, der hier nicht vertieft werden kann, vgl. etwa H.-P. Bull, *Die Staatsaufgaben nach dem Grundgesetz*, Kronberg 1977, S. 52 ff.

3 Zu den Begriffen der öffentlichen, privaten inkl. meritorischen Güter, etwa R. A. Musgrave/P. Musgrave/L. Kulmer, *Die öffentlichen Finanzen in Theorie und Praxis*, Bd. 1, Tübingen 1984; G. Kirchgäßner, *Homo Oeconomicus: Das ökonomische Modell individuellen Verhaltens und seine Anwendungen in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften*, Tübingen 1991; V. Arnold, *Theorie der Kollektivgüter*, München 1992.

4 *Der Fischer Weltatlas* 1974, hrsg. von G. Fochler-Hanke, Frankfurt a. M. 1973, S. 27, 36.

In der Wahrnehmung der führenden Militärs war die „Leistungskapazität des politischen und administrativen Systems vor 1964 überfordert“⁵. Es wurde als auf eine agrarische Gesellschaft zugeschnitten und der fortschreitenden Industrialisierung inadäquat angesehen. Es bestanden – nach dieser Ansicht zu große Handlungsspielräume der Verwaltung⁶, die nicht adäquat genutzt wurden, um die öffentlichen Güter zu produzieren, die unter den veränderten Bedingungen einer beginnenden Industrialisierung als notwendig angesehen wurden⁷. Die öffentliche Verwaltung wurde als ungeordnet wahrgenommen⁸. Die Wurzel des Mißstandes wurde freilich im politischen System gesehen, bei welchem wachsende, unkontrollierte politische Einflußnahme der Massen als das verursachende Übel ausgemacht und zum Angelpunkt der Veränderungen der Militärdiktatur gemacht⁹ wurde¹⁰.

Die Ziele der Militärs¹¹ waren „Modernisierung“ im Sinne gesteuerter industrieller Entwicklung¹². Effizienz wurde als das Mittel angesehen, dieses Ziel zu erreichen. Effizienz, vor allem auch der Verwaltung, die neben wichtigen privaten in Staatsbetrieben produzierten die hierfür notwendigen öffentlichen (vor allem infrastrukturellen) Güter produzieren sollte. Hierzu wurde im Einzelnen¹³ für notwendig gehalten:

- Eine technokratische Optimierung der Produktivität durch Optimierung sowohl der Produktionsabläufe in den Staatsbetrieben wie auch der Qualität öffentlicher Güter, etwa Straßen.
- Die Öffnung des Landes für Auslandskapital. Hierfür wurden zum Teil Staatsbetriebe privatisiert¹⁴, um Anreize zu schaffen.
- Eine staatsinterventionistische Wirtschaftspolitik auf der Grundlage einer Marktwirtschaft.

Diese gesteuerte Entwicklung wurde, vor allem auch mit dem Blick auf die US-amerikanischen Modernisierungstheoretiker¹⁵, als Modernisierung be-

5 R. Frey, Entwicklungsstaat und Entwicklungsverwaltung, in: ders./J. Bellers (Hrsg.), Lateinamerika – Westeuropa: Annäherung oder Distanzierung: politische und wirtschaftliche Analysen, Münster 1988, S. 5.

6 Ebenda, S. 7.

7 Lateinamerika im antiimperialistischen Kampf. Probleme eines Kontinents, Autorenkollektiv unter Leitung von A. Dessau, Berlin (DDR) 1978, S. 351.

8 J. T. Soares, Planejamento e Administracao no Brasil: Tentativas e Realizacoes nos Ultimos Cinquenta Anos, 2a ed., Fortaleza 1987, S. 157.

9 C. Prado Junior, A Revolução Brasileira, São Paulo 1968.

10 Einen guten Überblick gibt L. Viana Filho, O Governo Castelo Branco, Rio de Janeiro 1975.

11 T. Skidmore, The Politics of Military Rule in Brazil 1964–1985, Oxford 1988.

12 B. Antunes de Oliveira, O Estado Autoritário Brasileiro e o Ensino Superior, São Paulo 1981, S. 72, 75.

13 Lateinamerika (Anm. 7), S. 359.

14 Z. B. der Großkonzern Usiminas.

zeichnet. Als notwendige Bedingung, dieses Ziel zu erreichen, wurde die Verhinderung einer Massendemokratie identifiziert. Die Verbündeten der Militärs wurden daher neben dem Großgrundbesitz das Industriekapital und der neue industrielle Mittelstand, deren Interesse ebenfalls darauf gerichtet war, die Anbieter ungelernter Arbeit nicht zu einem Machtfaktor werden zu lassen.

Die Folgen der administrativen Ambitionen der Militärs waren, daß bis Ende der sechziger Jahre 30 Prozent der höchsten Verwaltungsposten von ihnen besetzt waren¹⁶. Eine langsame „Militarisierung der Staatsbürokratie“¹⁷ setzte sich durch.

Eine Folge dieser Bemühungen war, daß das Bruttoinlandsprodukt pro Jahr von 1963 bis 1973 um über 100 Prozent anstieg¹⁸. Die Verwaltungstätigkeit kann hierfür als wichtiger kausaler Faktor ausgemacht werden, sowohl was die Produktion meritorischer Güter in den Staatsbetrieben betrifft wie auch die öffentlicher Güter¹⁹.

3. Institutionelle Entwicklung des Wissenschaftssystems

Auf diesem Hintergrund stellt sich nun der institutionelle Rahmen des Wissenschafts- und Hochschulsystems dar.

Über 80 Prozent der 1960 existierenden Hochschulen wurden nach 1930 geschaffen²⁰. Bis 1934 gab es überhaupt nur berufsbezogene Hochschulen, dann wurde die erste Universität in São Paulo nach deutschem humanistischem Vorbild gegründet²¹. Wissenschaftliches Personal existierte praktisch nicht. Die Mehrheit der Hochschullehrer war nicht promoviert²².

Dieses rudimentäre Wissenschaftssystem erfuhr durch die Diktatur der Militärs eine grundlegende Umgestaltung. Auch die Ziele der wissenschaftlichen Ausbildung wurden in den Dienst der Modernisierungsbemü-

15 Zur Darstellung der US-amerikanischen Modernisierungstheorien vgl. etwa L. Pye/S. Verba (Hrsg.), *Political Culture and Political Development*, Princeton, N. J. 1965; J. La Palombara (Hrsg.), *Bureaucracy and Political Development*, Princeton, N. J. 1963; R. Schnur, Über vergleichende Verwaltungswissenschaft, in: *Verwaltungsarchiv*, 52 (1961), S. 1-24; A. Diamant/H. Jecht, Verwaltung und Entwicklung. Forschungstendenzen und Modelle in den USA, in: *Die öffentliche Verwaltung*, 19 (1966), S. 378-393; H.-G. Steffert, Forschungsansätze zu „Verwaltung und politische Entwicklung“, in: D. Oberndörfer (Hrsg.), *Verwaltung und Politik in der Dritten Welt*, Berlin 1971, S. 29-57.

16 Lateinamerika (Anm. 7), S. 363.

17 Ebenda.

18 Soares (Anm. 8), S. 162.

19 M. H. Simonsen/R. de Oliveira Campos, *A Nova Economia Brasileira*, Rio de Janeiro 1974.

20 F. Fernandes, *Universidade Brasileira, Reforma ou Revolução?* São Paulo 1979, S. 69.

21 D. Closs, Das lateinamerikanische Verwaltungs- und Wissenschaftssystem. Lage und Entwicklungsmöglichkeiten am Beispiel Brasiliens, in: Frey/Bellers (Anm. 5), S. 34-42, hier S. 35.

22 Ebenda.

hungen genommen; Erziehung wurde als Humankapital gesehen²³. Hierzu sollte das Wissenschaftssystem unter dem Gesichtspunkt der Effizienz reorganisiert werden.

Ab 1965 erfolgt eine Systematisierung der Wissenschaftspolitik unter diesem Gesichtspunkt²⁴.

Das deutsche Leitbild der humanistischen Universität wurde ausgewechselt²⁵ gegen das des US-amerikanischen Wissenschaftsbetriebes mit seiner eher betriebswirtschaftlich ausgerichteten Organisation²⁶. Über das US-AID Programm wurden US-amerikanische Berater ins Land geholt, die Fakultäten wurden in Departments umgewandelt. So wurden etwa philosophische Fakultäten in Departments für Humanwissenschaften und solche für Philosophie aufgespalten²⁷. Ein Kreditsystem wurde eingeführt²⁸. Interessanterweise war dieses Effizienzmodell bereits seit den vierziger Jahren erfolglos von der Wissenschaftsverwaltung angestrebt worden²⁹, so daß von deren Seite diese Umgestaltung durch die Diktatur begrüßt wurde.

Entsprechend der Ausrichtung an Effizienzkriterien wurde auch die allmähliche Umwandlung von immer mehr öffentlich-rechtlichen Körperschaften, den klassischen Universitäten deutschen Vorbilds, in privatrechtliche Stiftungen, der bevorzugten US-amerikanischen Rechtsform für Universitäten, betrieben, eine Präferenz, die bis heute anhält³⁰.

Zu den wichtigsten Umgestaltungen der Diktatur gehörten die Bemühungen, die Verwaltung, und damit auch die Wissenschaftsverwaltung, wie auch die Wissenschaft selbst, zu vermachten. Flächendeckende Spionagenetze, „Säuberungen“, Entlassungen³¹ gehörten zum täglichen Bild der Hochschulen³².

Bemerkenswert ist daneben die Schaffung bzw. der Ausbau von Institutionen, die sich, neben den traditionellen Universitäten, wissenschaftlich mit dem Thema Verwaltung beschäftigten. Ihre Erkenntnisse sollten für die Praxis nutzbar gemacht werden. Ihre Bedeutung ergibt sich aus dem Stellenwert, den Verwaltung als Ausführungsagent für das Programm der Militärs hatte.

23 L. A. Cunha, *A Universidade Reformanda*, Rio de Janeiro 1988, S. 70.

24 Closs (Anm. 21), S. 38.

25 1968 durch das Dekret 5540.

26 Cunha (Anm. 23), S. 17.

27 Ebenda, S. 48.

28 Ebenda, S. 17, 21.

29 Ebenda, S. 22.

30 Fernandes (Anm. 20); E. Schmitz, *Caminhos de Universidade Brasileira, Filosofia do Ensino Superior*, Porto Alegre 1984; E. M. Souza, *Crises e Desafios no Ensino Superior no Brasil*, Fortaleza 1980; Cunha (Anm. 23).

31 J. R. Martins Filho, *Movimento Estudantil e Ditadura Militar 1964–1968*, Campinas 1987.

32 Cunha (Anm. 23), S. 25, 39.

Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang die Entwicklung der ESG³³, der Kriegsschule des Generalstabes. Sie wurde bereits 1949 gegründet und von der Militärdiktatur ausgebaut. Nicht zuletzt ihr ist es zuzuschreiben, daß immer mehr höhere Verwaltungsstellen von Militärs besetzt werden konnten. Deshalb wurden Sozial- und Wirtschaftswissenschaften fast auf den selben Umfang wie die militärischen Fächer ausgebaut. Zu nennen sind vor allem Politologie, Soziologie, Volkswirtschaft, Betriebswirtschaft. Die Lehrpositionen dieser wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fächer wurden mit Wissenschaftlern von Rang, auch ausländischen, besetzt. In ihnen fand, unter jeweils fachspezifischem Blickwinkel, wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der öffentlichen Verwaltung statt.

Die bedeutendste dieser Institutionen ist die *Fundação Getulio Vargas*³⁴. Sie wurde 1944 von Präsident Getulio Vargas als Eliteschule für den öffentlichen Dienst, etwa vergleichbar der französischen ENA, gegründet. Sie war von Anfang an eine privatrechtliche Stiftung, sehr auf Effizienz ausgerichtet und sehr praxisorientiert und berufsbezogen. Sie besteht bis heute in praktisch unveränderter Gestalt fort und wird finanziert durch Spenden, Studiengebühren und Zinsen eigenen Vermögens. Die Institution wurde von den Militärs zur Erreichung der von ihnen gewünschten administrativen Effizienz instrumentalisiert. Für die Ausbildung der Verwaltungsbediensteten wurden postgraduierte Studiengänge³⁵ in Betriebswirtschaft, Volkswirtschaft und, nach US-amerikanischem Vorbild, betriebswirtschaftlich ausgerichteter *Public Administration* eingeführt. Ein zweiter Akzent lag auf der wissenschaftlichen Unterstützung der Verwaltung, etwa durch Sammlung volkswirtschaftlicher Daten oder Statistiken. Bedeutsam innerhalb der FGV sind die einzelnen wissenschaftlichen Institute. Sie sollen im Folgenden kurz aufgeführt werden:

- IBRE, Institut für Volkswirtschaft
- EBAP, Schule für betriebswirtschaftlich ausgerichtete Public Administration (nach US-Vorbild). Bezeichnenderweise wurde hier 1967 das erste M. A. Programm aufgelegt.
- EAESP, Institut für Betriebswirtschaft
- INDIPO, Institut für öffentliches Recht und politische Wissenschaft
- CICOM, Institut für den Außenhandel

33 Hierzu Lateinamerika (Anm. 7), S. 347.

34 Hierzu etwa A. Teixeira, Depoimento sobre a Fundação Getulio Vargas, Rio de Janeiro 1972; L. Simoes Lopez Jr., Fundação Getulio Vargas – 40 anos de pioneirismo, Rio de Janeiro 1985.

35 Hierzu allgemein D. Saviani, Uma Concepção de Mestrado em Educacao, Texto apresentado na 2a Reuniao Cientifica da ANPED (Associacao Nacional de Pos-Graduacao em Educacao), Fortaleza 21.-24.8.1979.

- EIAP, Institut für internationale Verwaltung. Dieses Institut beschäftigt sich sowohl mit internationaler Verwaltungsforschung wie auch mit Verwaltungshilfe im Sinne von Entwicklungshilfe (die Brasilien auch betreibt).
- EPGE, gegründet 1966 von den Militärs, das Institut für die postgraduierten Studiengänge in Volkswirtschaft.
- CPDOC, gegründet 1973 von den Militärs, das Institut für Politik und Geschichte.

Daneben sind zu nennen Archive, Bibliotheken, Computerzentren. Die Stiftung gibt außerdem zwölf wissenschaftliche Zeitschriften heraus.

Zu nennen ist noch das IPES, ein Institut, das von der Privatwirtschaft direkt finanziert und als Stiftung eingerichtet wurde. Es sollte als *brain trust* der Privatwirtschaft funktionieren³⁶.

4. Inhaltliche Entwicklung der sich mit „Verwaltung“ beschäftigenden Wissenschaften

Für die Darstellung der Entwicklung der Inhalte in den Disziplinen, die sich mit „Verwaltung“ beschäftigen, greife ich den politikwissenschaftlichen, den juristischen und den betriebswirtschaftlichen Aspekt heraus, da die entsprechenden Wissenschaften besonders signifikante Entwicklungen aufwiesen.

Die Entwicklung der Beschäftigung mit Verwaltung innerhalb der Politikwissenschaft kann an zwei Veröffentlichungen jener Zeit beispielhaft aufgezeigt werden, die acht Jahre auseinander liegen³⁷, nämlich „O Modelo Político Brasileiro“ von F. H. Cardoso, veröffentlicht 1973, und „O Estado Autoritário Brasileiro e O Eusino Superior“ von Betty Antunes de Oliveira, veröffentlicht 1981.

Cardoso thematisiert die Rolle der Verwaltung im politischen System Brasiliens. Er geht zunächst aus vom Selbstverständnis der Militärs und ihrer Vorstellung über die Rolle des Staates, nämlich:

- starke staatliche Regulierung innerhalb einer Marktwirtschaft,
- Erstellung effizienter Infrastrukturen,
- produktionsorientierte Staatsbetriebe.

Er beschreibt dann die Machtbasis der Militärs, nämlich das Kapital und die Mittelklassen als eine Allianz zur Modernisierung. Cardoso charakterisiert die Militärherrschaft als „bürokratisch-autoritär“³⁸. Er sieht in ihrer Technokratie den Ausdruck einer wachsenden Rationalität im Weberschen Sinne und damit das Instrument von Modernisierung. Er spricht von einer

³⁶ Hierzu Lateinamerika 1978, S. 347, Cunha 1988, S. 39.

³⁷ F. H. Cardoso; O Modelo Político Brasileiro e outros ensaios, São Paulo 1973; Antunes de Oliveira (Anm. 12)

³⁸ Cardoso (Anm. 37), S. 87.

Katalysationsfunktion des Staatsapparates gegenüber der amorphen Zivilgesellschaft, die wenig organisationsfähig erscheint.

Er stellt das brasilianische bürokratisch-autoritäre Regime traditionellen lateinamerikanischen Diktaturen mit ihrer Kommandostruktur gegenüber. Der brasilianische Staatsapparat werde von einem „bürokratischen System“³⁹ kontrolliert, innerhalb dessen Cliques und Interessengruppen die Macht besäßen, die nicht institutionalisiert kontrolliert werde, sondern sich nach der Stärke der Gruppierungen richte. Alle wichtigen politischen Entscheidungen würden autoritär-bürokratisch getroffen. Insgesamt charakterisiert er das System als repressiv, ökonomische Entwicklung vorantreibend, manchmal sozial integrierend. In der Funktion der Bürokratie sieht er die Produktion eines Mindeststandards öffentlicher Güter. Daneben nimmt er in gleicher Intensität die Förderung partikularer Interessen von Bürokraten oder mit ihnen verbündeten Interessengruppen wahr.

Betty Antunes de Oliveira⁴⁰ stellt eine politische Gesellschaft (*Sociedade Política*), die mit dem Staatsapparat (*Estado*) identisch ist, einer zivilen Gesellschaft (*Sociedade civil*) gegenüber. Die *Sociedade Política* ist ein Apparat, der die Massen durch seine Organe zu politischen und ökonomischen Zielen formt, während die *Sociedade Civil* auf dem Weg des Konsenses die Interessen des Einzelnen befördert⁴¹. Intellektuelle sind entweder „*Intelectuais orgânicos*“, die die Ideologie der *Sociedade Política*, sozusagen als deren Beauftragte der *Sociedade Civil* nahe bringen, um die Herrschaft der *Sociedade Política* zu sichern oder „*Intelectos tradicionais*“, unabhängige (traditionelle) Intellektuelle. Die Ausbildung von Hochschullehrern werde von der *Sociedade Política* als Durchführungsinstrument ihrer gesellschaftspolitischen Vorstellungen gesehen⁴².

Hier spiegelt sich gesellschaftliche Entwicklung in der Wissenschaft wider. Während Cardoso die Militärs als gesellschaftliche Interessengruppe begreift, die ihre Macht einsetzt, Wirtschaft und Gesellschaft nach ihren Vorstellungen zu verändern, sieht Antunes de Oliveira bereits einen antagonistischen Dualismus zwischen Staat und Gesellschaft, der von ersterem auf die griffige Formel „Gemeinwohl versus Partikularinteressen“ gebracht wird und dem Machtzuwachs des Militärs Rechnung trägt.

Betriebswirtschaft

Bei der Entwicklung dieser Wissenschaft ist zunächst die *Public Administration* (als Spezialdisziplin der Betriebswirtschaft) zu nennen. Sie beschäftigt sich spezifisch mit der öffentlichen Verwaltung (unter betriebswirtschaftlichem Aspekt). Die Beschäftigung mit dieser Disziplin wurde

³⁹ Ebenda, S. 25.

⁴⁰ Antunes de Oliveira (Anm. 12).

⁴¹ Ebenda, S. 53, 54.

⁴² Ebenda, S. 78.

von den USA übernommen und an dortigen Vorbildern ausgerichtet. Daher fand zur Zeit der Diktatur inhaltlich auch im Wesentlichen die Rezeption⁴³ der US-amerikanischen Modernisierungstheoretiker⁴⁴ statt. Im Vordergrund steht die auf Max Weber beruhende Vorstellung der Rationalität der Verwaltung. Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Auseinandersetzung stehen Themen wie Korruptionsbekämpfung, Einführung eines Merit-Systems, die Rekrutierungspraxis, die Verbesserung von Kommunikationswegen und Kontrollen, die Ersetzung informeller durch formelle Hierarchien.

Da *Public Administration* als Teil der Betriebswirtschaft gesehen wurde, wurde auch größeres Augenmerk auf die Rezeption der US-amerikanischen *Business-Administration*-Forschung, der privaten Betriebswirtschaft, gelegt, wie die moderne Management- und Organisationslehre⁴⁵. Auf diesen Aspekt gehe ich jetzt nicht weiter ein, da er sich mit privater Verwaltung befaßt.

Beispielhaft für die Sichtweise der *Public Administration* als Teil der Betriebswirtschaft ist das Überwechseln von Personal von dem öffentlichen in den privaten Sektor, wie es auch in den USA üblich ist und das sich grundsätzlich von der Praxis in Deutschland unterscheidet. So war etwa Luiz Oswaldo Leal da Rocha Professor in Rio und Autor des führenden Werkes „*Organizacao e Metodos*“⁴⁶ naeheinander Berater in der Privatwirtschaft, einem Staatsbetrieb und dem Marineministerium.

Verwaltungsrecht

Im Verwaltungsrecht setzte eine vertiefende begrifflich-dogmatische Durchbildung und Systematisierung des Stoffes⁴⁷ (der allerdings schon eine, auch nach deutschem Vorbild, ausgeprägte Begrifflichkeit aufwies) ein. Es ist interessant zu sehen, daß zur selben Zeit auch in Deutschland die begriffliche Systematisierung des Verwaltungsrechts in der Verabschiedung des Verwaltungsverfahrensgesetzes in den siebziger Jahren einen gewissen Höhepunkt erreichte. Man kann wohl mit ziemlicher Sicherheit sagen, daß sich die brasilianischen Entwicklungen wenig auf die politisch-bürokratischen Machtverhältnisse bezogen und nichts unmittelbar mit der Diktatur zu tun hatten. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß sie durch das vorherrschende Streben nach administrativer Effizienz einen starken Impetus bekamen.

43 Vgl. Anm. 15.

44 F. Etwa Riggs, *Administration in Developing Countries. The Theory of Prismatic Society*, Boston, Ma. 1964.

45 Etwa m. J. Jucius/W. E. Schlender, *Introdução a Administração*, São Paulo 1978.

46 L. O. Leal da Rocha, *Organizacao e Metodos, Uma Abordagem Pratica*, São Paulo 1977.

47 H. L. Meirelles, *Direito Administrativo Brasileiro*, São Paulo 1975.

Die Inhalte kreisten um die selben Themen und bewegten sich auf dem selben Niveau wie in der deutschen Verwaltungsrechtswissenschaft. Beispielhaft sei der Schlüsselbegriff des Verwaltungsaktes genannt. Auch hier gibt es europäische Einflüsse. Zu nennen ist etwa der Staatsrechtler Marcelo Caetano, Professor für Öffentliches Recht und bis 1974, der demokratischen Revolution dort, Ministerpräsident von Portugal. Der kontinental-europäische Hintergrund der Diskussion wird auch darin sichtbar, da es den Begriff des Verwaltungsaktes gerade im angloamerikanischen Verwaltungsrecht nicht gibt.

Eine Ausnahme freilich von der Weiterentwicklung der verwaltungsrechtlichen Diskussion macht der Rechtsschutz. Diese Thematik konnte – und hier zeigt sich die Beschränkung der Wissenschaft durch die Verwaltung der Diktatur – als Diskussion der Einschränkung des Machtanspruchs der Diktatur nicht aufkommen.

Zusammenfassend kann man sagen, daß die Entwicklung der Inhalte der sich mit dem Thema „Verwaltung“ beschäftigenden Wissenschaften durch die Militärdiktatur stark verändert haben. Dies ist darauf zurückzuführen, daß das Forschungs- und Lehrobjekt „Verwaltung“ und mit ihm das gesellschaftliche und staatliche Umfeld, das mit der Verwaltung in einer Wechselwirkung steht, durch die Militärdiktatur nachhaltig umgestaltet wurde.

Michael Riekenberg

Warlords. Eine Problemskizze

I.

Eine neue Unübersichtlichkeit charakterisiert die Kriege der Gegenwart. Zwar vermögen es Staatenbündnisse und große militärische Allianzen, in regionalen Konflikten zu intervenieren und die darin aufbrechende Gewalt unter günstigen Umständen zu ersticken.¹ Zugleich findet jedoch eine Diffusion der Gewalt statt, auf die hegemoniale Akteure und politische Zentren keinen Einfluß haben, weil ihnen vor Ort die für ein erfolgreiches Konfliktmanagement benötigten Institutionen-Partner abhanden gekommen sind. Dies gilt in erster Linie für den Staat: In Teilen der Welt hat der Staat das Monopol der Kriegführung aufgegeben, entweder weil er sich gegen andere Gewaltakteure nicht durchsetzen kann oder aber weil er sich davon Vorteile verspricht. Die Gewalt wird statt dessen durch örtliche, segmentäre, ethnische usw. Kräfte organisiert, und die Folge ist ein vielschichtiges Bild kriegsartiger Gewalt: Regierungen, die sich nicht an internationale Konventionen bzw. Regeln der Kriegführung halten, lassen ihren Soldaten freie Hand, bis diese von paramilitärischen Banden nicht mehr unterscheidbar sind. Reststaaten in Afrika heuern Söldnerkonzerne zum Schutz vor Feinden an.² „Archaische“ Gewaltakteure wie die Jäger (die ein Gegenstand der Ethnologie sind), Piraten und Sklavenfänger scheinen in die Kriege der Zukunft zurückzukehren.³ Kurz-

1 Vgl. M. Zürn, *Regieren jenseits des Nationalstaats. Globalisierung und Denationalisierung als Chance*, Frankfurt a. M. 1998, S. 77f. Zum Gewaltbegriff vgl. H. Popitz, *Phänomene der Macht*, Tübingen 1992, S. 48f.; J. Hofmann, *Anmerkungen zur begriffsgeschichtlichen Entwicklung des Gewaltbegriffs*, in: *Aggression und Gewalt. Anthropologisch-sozialwissenschaftliche Beiträge*, hrsg. von A. Schöpf, Königshausen 1985, S. 259-272.

2 Vgl. H. Howe, *Private Security Forces and African Stability. The Case of Executive Outcomes*, in: *Journ. Mod. Afric. Stud.* 36 (1998) 2, S. 307-331.

3 Zur Bildung von Milizen aus der Gruppe dörflicher Jäger (*kamajoi*) in Sierra Leone 1994 siehe K. Peters/P. Richards, „Why we fight“: Voices of Youth Combatants in Sierra Leone, in: *Africa* 68 (1998) 2, S. 183-210, S. 197. Über kriegsartige Konnotationen der Jagd in der Geschichte des (europäischen) Denkens siehe M. Cartmill, *Das Bambi-Syndrom. Jagdleidenschaft und Misanthropie in der Kulturgeschichte*, Reinbek 1995, S. 47f. Zum Seeräubertum vor der somalischen Küste durch den „General“ Morgan vgl. FAZ, 13.08.1999, S. 9. Zur Biographie Morgans siehe H. Krech, *Muhamed Said Hirs* „Morgan“. Somalischer Milizenführer, in: *Orient* 36 (1995) 4, S. 582-584. Zur Sklaverei im Bürgerkrieg im Südsudan vgl. A. Abdel Halim, *Attack with a friendly*

um: Die aus dem europäisch geprägten Nationalstaatenzeitalter bekannte, allerdings niemals „rein“ vorgekommene Ordnung des Krieges löst sich in der Gegenwart offenbar auf.⁴

Der folgende Beitrag beschäftigt sich mit einem Ausschnitt dieser Entwicklungen, den Warlordfigurationen.⁵ Der Text beruht auf einer groben Auswahl der Literatur, und er beansprucht nicht, das Thema auch nur in Umrissen vollständig zu behandeln. Ein Einzelner wäre dazu ohnehin nicht in der Lage. Vielmehr ist beabsichtigt, einige Fragen, die für das Thema von Belang sind, zu erörtern und Vorschläge zu skizzieren, wie die Vielfalt der Warlordgebilde modellhaft geordnet werden kann, um auf diese Weise dazu beizutragen, das Feld der Warlordforschung genauer abzustecken.⁶ Am Anfang steht die Ansicht, daß Warlords bzw. die von Gewaltunternehmern gewinnbringend organisierte Form nebenstaatlicher Kriegführung nicht „neu“ sind und bislang auch nicht nur in der sog. chinesischen Warlordära⁷ vorkamen, sondern daß sie seit dem Aufkommen der europäisch geprägten nationalstaatlichen Ordnung ein häufig wiederkehrendes Phänomen bilden. Allerdings veränderten sich im Zeitverlauf und abhängig von den Umständen in den einzelnen Regionen verschiedene Merkmale dieser Gewaltträger, so daß sich die Frage nach der Einheit und den Grenzen des Begriffs stellt. Auch bestehen in der Gegenwart offenbar besonders große Entfaltungsechancen für die Warlordgebilde, was zu der Frage führt, woran das liegt. Im Vordergrund steht deshalb eine als entwicklungssoziologisch zu umschreibende Perspektive, d.h. mich interessieren nicht die Motive und Absichten einzelner Warlords, sondern die unge-

Weapon, in: *What Women do in Wartime. Gender and Conflict in Africa*, hrsg. von von M. Turshen und C. Twagiramariya, London/New York 1998, S. 85-100.

- 4 Vgl. M. van Creveld, *Die Zukunft des Krieges*, München 1998. Zu Formen kriegsartiger Konflikte siehe Christian P. Scherer, *Ethno-Nationalismus im Zeitalter der Globalisierung. Ein Handbuch zu Ethnizität und Staat*, Bd. 2, Münster 1997, S. 124f. Zu verschiedenen Kriegsbegriffen und Kriegsursachentheorien vgl. u.a. E. Orywal, *Krieg als Konfliktaustragungsstrategie*, in: *Zs. Ethnolog.* 121 (1996), S. 1-48.
- 5 Vgl. dazu den sehr guten Überblick von B. Lüdermann, *Grauzonen der Staatlichkeit*, in: *Der Überblick* 2 (1995), S. 5-9. Für wertvolle Hinweise danke ich den Mitgliedern der AG Entwicklungstheorien an der Leipziger Universität.
- 6 Über heutige Warlords wissen wir das meiste aus Reportagen oder NGO-Berichten oder auch aus Selbstbeschreibungen der Akteure. Siehe z.B. die Gespräche mit „Dokie“, Kommandeur in Taylors NPFL, in: M. Huband, *The Liberian Civil War*, London/Portland 1998.
- 7 Als Einführung vgl. neben der älteren Arbeit von L. W. Pye, *Warlord Politics. Conflict and Coalition in the Modernization of Republican China*, New York 1971 u. a. D. Lmy, *Warlord Studies*, in: *Modern China* 6 (1980) 4, S. 439-470; J. E. Sheridan, *The Warlord Era. Politics and Militarism under the Peking Government, 1916-1928*, in: *The Cambridge History of China*, Bd. 12, hrsg. von J. K. Fairbank, Cambridge 1983, S. 284-321; E. McCord, *Recent Progress in Warlord Studies in the People's Republic of China*, in: *Republican China* 9 (1984) 2, S. 40-47; ders., *The Power of the Gun. The Emergence of Modern Chinese Warlordism*, Berkeley 1993, S. 1-11.

plante Verflechtungsordnung des Gegenstands, die Figuration, und deren Wandel. Warlords definiere ich als Vorsteher einer Warlordfiguration. Am Schluß gehe ich auf die anthropologische Seite der Warlordfigurationen ein.⁸

Für eine entwicklungssoziologische Betrachtungsweise stellen die Warlordgebilde in mehrfacher Hinsicht eine Herausforderung dar. Warlordfigurationen kommen verstreut in Raum und Zeit vor. Sie sind dispersiert und diskontinuierlich und weisen nicht unbedingt Spuren ihrer Vorgänger auf. Man kann für die Warlordfigurationen nicht von einer gerichteten Entwicklung sprechen. Zumindest bis heute haben sie es nicht vermocht, längerfristige gesellschaftliche Entwicklungspfade zu prägen und zu bestimmen. Ebenso wenig kann man sie aber auch als regressive Erscheinungen bezeichnen. Eher handelt es sich um zyklische Phänomene im Sinn einer in verschiedenen historischen Konstellationen wiederkehrenden, sozusagen kreisartigen Bewegung kriegerisch-sozialer Akteure um krisenhaft befallene Strukturen, worunter ich in erster Linie die vom Staat verbürgten „formgebundenen Regeln“⁹ und deren institutionelle Ordnung verstehe, ohne daß aus den „Lösungen“, die die Warlordfigurationen in diesen Situationen hervorbringen, stabile und dauerhafte neue Machtgefüge entstehen würden.

Aus der Warte des Staates betrachtet handelt es sich bei den Warlordfigurationen um typische Bifurkationsphänomene. Die These, daß die Entwicklung einer Gesellschaft durch Brüche, Revolutionen oder transformative Schwellen bewerkstelligt wird, nicht durch kumulatives Wachstum, ist aus der Anthropologie bekannt. Die Warlordfigurationen passen jedoch nicht in dieses Muster. Bei den Warlordgebilden handelt es sich, sehen wir von einzelnen Ausnahmen ab¹⁰, nicht um Entwicklungsträger im engeren Wortsinn. Als orientierendes Prinzip von Entwicklung gelten in der Literatur kulturelle Adaptionfähigkeiten, der Ausbau logistischer Ressourcen, die Anhäufung „produktiver und militärischer Technologien“, die Ausdifferenzierung von Kommunikationssystemen, usw.¹¹ Die Entwicklungspotentiale der Warlordfigurationen liegen dagegen weitge-

8 Vgl. zum Folgenden u. a. N. Elias, Zur Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse, in: *Zs. f. Soziol.* 6 (1977) 2, S. 127-149; M. Mann, *Geschichte der Macht*, Bd. 1: Von den Anfängen bis zur griechischen Antike, Frankfurt a. M./New York 1990, S. 72ff.; Anthropologie und Geschichte. Ein Gespräch zwischen Eric R. Wolf, R. Jöhler, E. Landsteiner, in: *ÖZG* 9 (1998) 2, S. 256-268.

9 D. North, *Institutionen, institutioneller Wandel und Wirtschaftsleistung*, Tübingen 1992, S. 106.

10 Vgl. J. E. Sheridan, *Chinese Warlord. The Career of Feng Yü-hsiang*, Stanford 1966, der die Reformpolitik eines Warlords auf der Grundlage eines konfuzianischen „concern for the common good“ (S. 284) beschreibt.

11 Vgl. ausführlicher D. Ribeiro, *Der zivilisatorische Prozeß*, Frankfurt a. M. 1983, S. 26f.

hend in ihrer Fähigkeit zur Gewaltorganisation und zum Gebrauch der organisierten Gewalt für die Kontrolle von Märkten begründet.

Zwar sind Warlordfigurationen deshalb nicht zwangsläufig und „immer“ unproduktiv oder wie es über die chinesischen Warlords heißt parasitär, weil sie sowohl an „parasitär-raubartigen“ wie an „tauschförmig-einverständlichen Wirtschaftsformen“¹² teilhaben können und weil sie z. B. illegale Ökonomien gewinnbringend mit überregionalen Märkten zu vernetzen vermögen. Dies galt übrigens bereits für die chinesischen Warlords, die die Bauern erfolgreich zwangen, Opium als *cash crop* anzubauen. Auch ist es möglich, daß aus der gewaltgeprägten Wirtschaftsweise, an der die Warlordfigurationen partizipieren, wieder „zivile“ Märkte entstehen. Darauf deutet zumindest die Entwicklung der Hizbollah im Libanon zu einem Anch-Wirtschaftskartell hin¹³ (ohne daß die Hizbollah deshalb als Warlordgebilde bezeichnet werden soll). Jedoch bilden Warlordfigurationen krieglerisch-soziale Menschengeflechte, die für ihre Reproduktion und Selbststabilisierung die Wiederkehr von Gewaltsituationen benötigen und die die Aufrechterhaltung von Unsicherheitslagen und auf der Gewalt beruhenden Wirtschaftsweisen betreiben. Insofern tendieren Warlordgebilde dahin, vorhandene Ressourcen auszunutzen und zu erschöpfen, weniger sie zu entfalten. Dies begrenzt von vornherein ihre Dynamik und Erneuerungsfähigkeit.

In methodischer Hinsicht kann es keine aktuelle Warlordforschung ohne den Vergleich geben. Aus der Kognitionspsychologie ist bekannt, daß eine Schwierigkeit komplexer Analysen, wozu auch das Verfahren des Vergleichs zählt, darin besteht, über die Hauptstränge eines Phänomens hinaus dessen Ränder, ferner die Netzwerke statt nur der einfachen Kausalketten sowie die zeitlich bedingten Transformationen eines Gegenstands statt nur dessen statische Daten zu erfassen. Dies ist ein Grund dafür, daß im historischen Vergleich eine Beschränkung auf wenige, möglichst nur zwei Fälle bevorzugt wird, weil man glaubt, auf diese Weise die Kontingenz historischer Entwicklungen erfassen zu können. „Kleine“ Vergleiche leben also von der Suggestion der Zuverlässigkeit, während „großen“ von vornherein der Geruch des Dilettantismus anhaftet. Für unser Thema ist es aber notwendig, *möglichst viele Fälle* in Asien, Afrika, Europa und Lateinamerika zu vergleichen. Eine weitere Schwierigkeit ist, daß wir über diese verschiedenen Fälle nur in Gestalt von (historischen) Narrationen verfügen, die auf der Basis spezifischer „kultureller Ausrüstungen“ produziert wurden.¹⁴ Je mehr Fälle herangezogen werden, desto abhängiger ist der Ver-

12 Vgl. zu dieser Unterscheidung R. Dombos, Organisationsdilemmata der illegalen Ökonomie, in: Leviathan 1 (1997), S. 132-149, S. 134.

13 Vgl. H. Jaber, Hizbollah. Born with a Vengeance, London 1997, S. 151ff.

14 Vgl. C. Geertz, Spurenlesen. Der Ethnologe und das Entgleiten der Fakten, München 1998, Einleitung; A. Strathern, Wiederaneignen und Wiederfinden der Geschichte, in: Historische Anthropologie 4 (1996) 1, S. 140-152.

gleich von diesen „fertigen“ Geschichten, ihren Tropen des Erzählens und den kulturellen Referenzen, die sie transportieren. Der Vergleich gibt diesen Texten, indem er sie benutzt, eine Bedeutung. Meist fragt er aber nicht, wie diese Texte „ursprünglich“ produziert wurden.

II.

Von elementarer Bedeutung ist die Frage, ob „Warlord“ eine taugliche analytische Kategorie oder nur eine schwammige Metapher darstellt. Beginnen wir beim Begriff. Der Warlordbegriff ist ein künstliches Produkt und ursprünglich nicht Teil der Umgangssprache(n). In den Fällen, in denen er in einer Sprache vorkam, wie in Gestalt des deutschen Worts „Kriegsherr“ zur Zeit des Wilhelminismus, trifft er nicht recht das was wir die Sache nennen. Nach Arthur Waldron, der sich genauer mit der Begriffsgeschichte befaßt hat, veröffentlichte der nordamerikanische Schriftsteller und Philosoph Ralph W. Emerson 1856 einen Essay über das britische Empire. Emerson schrieb darin, daß der *warlord* in der Außenpolitik Englands dem *lawlord* Platz gemacht habe.¹⁵ Für Emerson war der Warlord also eine Art Kondottiere, und der Begriff bezog sich ursprünglich auf den Zeitraum vor den großen politischen und industriellen Revolutionen in Europa. Nachdem der Begriff einmal geschaffen war, wurde er in der Folge als Postulat der Literatur auf alle möglichen Geschichten anwendbar.¹⁶

Drei Referenzbereiche des Begriffs können bei einem Überblick über die Literatur im engeren Sinn unterschieden werden:

a) Erstens sind die „Warlords“ zu nennen, die die Literatur im Kontext der merkantil-kapitalistischen Imperien und des Aufkommens der europäisch geprägten Nationalstaatenordnung ansiedelt. Dazu zählen der frühneuzeitliche Warlord, den Emerson vor Augen hatte, oder auch einige Söldnerführer und Kriegsunternehmer im Dreißigjährigen Krieg. Ob man für diese historischen Situationen von Warlords oder aber nur von Vorläufern der Warlords sprechen sollte, ist u.a. davon abhängig, ob die Wahl auf eine *merkmalsorientierte* oder aber eine *funktionale* Definition des Warlordbegriffs fällt.¹⁷ Allerdings ist, weil diese „frühneuzeitlichen“ Warlords

15 A. Waldron, *The Warlord. Twentieth-Century Chinese Understandings of Violence, Militarism, and Imperialism*, in: *Amer. Hist. Rev.* 96 (1991) 4, S. 1073-1100, S. 1075. Zu Leben und Werk von Emerson (1803-1882) siehe R. Waldo Emerson, hrsg. von R. Poirier, Oxford/New York 1990, S. IX-XXVII.

16 So wird der Begriff in der Forschung z. B. auf das europäische oder japanische Mittelalter angewendet. Vgl. A. P. Smyth, *Warlords and Holy Men. Scotland A.D. 80-1000*, Edinburgh 1984; *Warlords, Artists, & Commoners. Japan in the Sixteenth Century*, hrsg. von G. Elison und B. L. Smith, Honolulu 1981.

17 Das beste Beispiel für den ersten Fall ist die historische Warlordforschung zu China: „The possession of autonomous military force, the control of a base region, the use of force as the final arbiter, the reliance on personal rather than impersonal patterns of rule, and a ruthless and extractive attitude towards society and the economy...“, waren

in die *Entstehungsphase* der europäisch geprägten nationalstaatlichen Ordnung fielen, fraglich, ob der Begriff überhaupt zweckmäßig auf diese Epoche Anwendung finden sollte.

b) Zweitens begegnen wir in der Literatur dem „klassischen“ Warlord, der stichwortartig in den Bereich der Auflösung „alter“ kolonialer Ordnungen und/oder des Reichszerfalls bzw. des aufkommenden „modernen“ Imperialismus einzuordnen ist. Die bekanntesten Vertreter dieser Begriffsvariante sind die chinesischen Warlords 1911/1916–1930. Die chinesische Revolution 1911 ist bislang ausgehend vom Revolutionsbegriff und den zeitlichen Parallelen mit der Revolution in Rußland 1917 oder in Mexiko 1910–1920 verglichen worden.¹⁸ Unter dem Gesichtspunkt der Warlordforschung verschoben sich jedoch die Vergleichsgegenstände. In bezug auf Lateinamerika z.B. rückt, ohne daß deshalb die epochenspezifischen Differenzen übersehen werden sollen¹⁹, das frühe 19. Jahrhundert in den Blick. Denn ganz ähnlich wie am Ende der chinesischen Qingdynastie 1911, die als ein „sukzessiver Abfall der Provinzen“²⁰ vom Reich gelesen werden kann, führten in Lateinamerika ein Jahrhundert zuvor der Zerfall der Bourbonenherrschaft und die sich anschließende regionale Fragmentierung und politische Zersplitterung im Innern der neuen Staaten zum Aufkommen von „regional warlords“²¹. Diese zählen ebenfalls zu den „klassischen“ Warlordfigurationen.

z.B. nach Lary typische Merkmale eines Warlords. Zur zweiten Gruppe zählt die Definition von Dahrendorf, wonach Warlords die „Unsicherheit des Übergangs zur vollen Modernisierung“ nutzen und Systeme schaffen würden, die „...nicht den Grad von Institutionalisierung haben, den man mit organisierter Herrschaft verbindet, die also eher Machtstrukturen sind.“ Vgl. Lary, Warlord Studies (Anm. 7), S. 441; R. Dahrendorf, Widersprüche der Modernität, in: Modernität und Barbarei, hrsg. von M. Miller und H.-G. Soeffner, Frankfurt a. M. 1996, S. 194–204, S. 195. Zur Kritik an den modernisierungstheoretischen Interpretationen „despotischer“ Regime siehe u.a. R. Kößler, Despotie in der Moderne, Frankfurt a. M./New York 1993, S. 11–15.

18 Siehe z.B. Hans Werner Tobler, Die mexikanische Revolution in vergleichender Perspektive, in: Iber.-Amer. Arch. 4 (1988), 453–472.

19 Zeitspezifisch waren u.a. die Konfrontation der Warlords in China mit nationalistischen Kräften sowie die Auswirkungen der „großen Krise“ um 1930 auf das Schicksal der Warlords. Vgl. J. Fitzgerald, The Misconceived Revolution: State and Society in China's Nationalist Revolution, 1923–1926, in: Journ. Asia. Stud. 49 (1990) 2, S. 323–343; T. Grimm, Geschichtszusammenhänge im Ostasien der dreißiger Jahre, in: Die große Krise der dreißiger Jahre. Vom Niedergang der Weltwirtschaft zum Zweiten Weltkrieg, hrsg. von G. Schulz, Göttingen 1985, S. 215–232, S. 215f.

20 J. Osterhammel, Shanghai 30. Mai 1925: Die chinesische Revolution, München 1997, S. 59. Siehe auch H. Schmidt-Glintzer, China. Vielvölkerreich und Einheitsstaat, München 1997, S. 193f.; E. L. Dreyer, China at War 1901–1949, London 1995.

21 W. A. Depalo, The Mexican National Army 1822–1852, S. 159. Bezeichnet wurden sie als *caudillos*, ohne daß deshalb aber alle *caudillos* zugleich Warlords gewesen wären. Zum Caudillismus vgl. u.a. R. Holden Constructing the Limits of State Violence in Central America, in: Journ. Lat. Amer. Stud. 28 (1996) 2, S. 435–459; M. Riekenberg, Caudillismus, in: Neue Politische Literatur 40 (1995) 2, S. 237–253; ders., Kriegerische

c) Drittens sind die zeitgenössischen Warlordfigurationen zu nennen, die aus dem Zusammenbruch des sozialistischen Staatensystems, dem Ende des Ost-West-Gegensatzes und den sog. „Globalisierungen“ hervorgingen. Seit wenigen Jahren mehrte sich in der Presse und Literatur die Rede von Warlords. Die mit dem Ende des Kalten Kriegs eingetretene Umordnung der Kräfteverhältnisse im Weltmaßstab ist eine wichtige Ursache: Vor allem der Zerfall der Sowjetunion gab der Entstehung von Warlordgebilden an den südlichen Rändern des alten Imperiums Nahrung. Diese „realhistorischen“ Entwicklungen drohen jedoch zu verdecken, daß eine Kriegsgeschichte, die nicht mehr im engen Sinn als Militärgeschichte, sondern wie es in dem Titel von John Keegans Buch über den Krieg exemplarisch heißt nunmehr als Kulturgeschichte des Krieges betrieben wird, zwangsläufig zu einer Verbreiterung und in gewisser Hinsicht auch Intensivierung des *Phänomens* selbst führen muß. Außerdem ist nicht zu übersehen, daß die Konjunktur des Warlordbegriffs auch an Veränderungen der symbolischen Praxis in den westlichen Gesellschaften liegen mag. In der Gegenwart *verkörpern* Warlords mehr als andere die kriegerrische Gewalt, wobei die Rede von den Warlords in einem Zeitraum zunimmt, in dem sich in unserer Gesellschaft die Einstellung zum Körper verändert. Heute ist der Körper nicht mehr der Unterbau von Arbeitskraft im Marxschen Sinn oder das Symbol der sexuellen Revolution, wie es nach 1968 Mode wurde. Manche Kulturosoziologen glauben, daß der Körper, von als sinnhaft zu bezeichnenden sozialen Funktionszuweisungen ebenso wie von moralischen Urteilen mittlerweile entleert, als ein in doppelten Wortsinn Rohling im Begriff ist, zum letzten Fluchtpunkt zukünftiger Identität zu werden. Es ist nicht auszuschließen, daß sich in der Verbreitung des Warlordbegriffs (auch) eine in den Kulturindustrien im übrigen ja exzessiv ausgebeutete Freude am *violent body* (ohne daß dies im übrigen mit der „somatic culture“²² in peripheren Regionen und *deren* Imaginationen von Körperlichkeit und Gewalt zu verwechseln wäre) verbirgt.

III.

Vieles spricht dafür, den Warlordbegriff für außerstaatliche Kriegsführungen seit 1800 zu verwenden, nicht für den Zeitraum davor. Lassen wir die „klassischen“ Warlords beiseite und betrachten die letzte Gruppe, die zeitgenössischen Warlordgebilde, etwas genauer. Im Regelfall setzt die Ausbildung einer Warlordfiguration voraus, daß ein bestehendes Gewaltmonopol sich auflöst und eine Ausweitung der offenen physischen

Gewaltakteure in Lateinamerika im frühen 19. Jahrhundert, in: Kulturen der Gewalt. Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte, hrsg. von R. P. Sieferle und H. Breuninger, Frankfurt a. M./New York 1998, S. 195-214.

22 Siehe N. Scheper-Hughes, *Death without Weeping. The Violence of Everyday Life in Brazil*, Berkeley 1992, S. 231.

Gewaltpraxis einsetzt. Nach Elias treten offene Gewaltkonflikte nicht dort am häufigsten auf, wo die Spannungen zwischen Gruppen am höchsten sind, sondern dort, wo eine „relative Verringerung der Machtdifferenziale“ zwischen zwei oder mehr Gruppen stattfindet und die Kontrahenten sich in ihrer Stärke angleichen.²³ Insbesondere der Staat muß sein militärisches Übergewicht verlieren. Dies betrifft neben verschiedenen anderen Aspekten auch die Verfügbarkeit von Waffen: Heutige Warlordgefüge profitieren vom Handel mit billigen, von Kindersoldaten bedienbaren Schnellfeuerwaffen seit dem Ende des Kalten Krieges. Ähnlich begünstigte am Ende des Ersten Weltkriegs ein *surplus* an Waffen die Ausweitung der Warlordkriege in China.²⁴

Wir sind aus der europäischen Perspektive gewohnt, die von Elias umschriebene Konstellation mit dem Begriff des Bürgerkriegs oder auch der Revolution zu belegen.²⁵ Nach Tilly fallen darunter das „Ende von Kriegen“ oder der „Zerfall von Reichen“²⁶, also Umstände, denen wir auch in der Geschichte der Warlords begegnen. Warlordfigurationen beruhen jedoch im Vergleich zu den Bürgerkriegen auf einer tiefergehenden Entgrenzung des Gewaltkonflikts, bei dem nicht bloß zwei oder wenige Gruppen einen Krieg gegeneinander führen, sondern mehrere Gewaltakteure teils nur sporadisch an veränderlichen, weder eindeutig umgrenzten noch fest definierten kriegsartigen Gewaltkonflikten Anteil haben. In der chinesischen Warlordära sollen 1300 Warlords über 140 größere Kriege, von zahllosen anderen Gewaltkonflikten abgesehen, geführt haben. In Afrika führten der wirtschaftliche Bankrott und die innere Zerrüttung patrimonialer Staaten nach 1989 zu Militarisierungen ethnischer, clanhafter oder anderer segmentär organisierter Gruppen, die Bildung von Terrororganisationen im Einzelfall inbegriffen, die erfolglos um die Übernahme der zuvor vom Staat kontrollierten Patronagesysteme rivalisierten.²⁷ Warlordfigura-

23 Elias, *Theorie* (Anm. 8), S. 130.

24 Vgl. A. B. Chan, *Arming the Chinese. The Western Armaments Trade in Warlord China, 1920–1928*, Vancouver 1982.

25 Zum Begriff siehe P. Waldmann, *Bürgerkrieg – Annäherung an einen schwer faßbaren Begriff*, in: *Leviathan* 25 (1997) 4, S. 480–500; *Bürgerkriege. Folgen und Regulierungsmöglichkeiten*, hrsg. von H.-W. Krumwiede und P. Waldmann, Baden Baden 1998.

26 Ch. Tilly, *Die europäischen Revolutionen*, München 1999, S. 35ff.

27 Vgl. z.B. W. Reno, *Warlord Politics and African States*, Boulder/London 1998, S. 116ff; ders., *Welthandel, Warlords und die Wiedererfindung des afrikanischen Staates*, in: *Weltrends* 14 (1997), S. 8–29; *Collapsed States. The Desintegration and Restoration of Legitimate Authority*, hrsg. von I. W. Zartman, Boulder 1995; K. Schlichte, *Zur Erklärung bewaffneter Konflikte im nachkolonialen Afrika südlich der Sahara*, in: *Politische Vierteljahresschrift* 39 (1998) 2, S. 261–281. Zum Begriff des patrimonialen Staates vgl. S. Breuer, *Der Staat. Entstehung, Typen, Organisationsstadien*, Reinbek 1998, S. 138f., 158f. Natürlich führt der Bruch patrimonialer Staaten nicht zwangsläufig und immer zum *warlordism*. Vgl. z. B. J. Rösel, *Der Bürgerkrieg auf Sri Lanka. Der Tamilenkonflikt*, Baden-Baden 1997, S. 239ff.

tionen entstanden hier also ebenfalls im Rahmen von Ausweitungen der Gewalt, allerdings abseits staatlicher Attribute, Strukturen und Grenzen. Das beste Beispiel war wohl *Taylorland*, das sich nach 1989 als Folge des völligen Bankrotts des liberianischen Staates ausbildete und auf jeden Regierungsapparat verzichtete, um statt dessen die Ressourcenextraktion im Land durch direkte Verträge mit Banken und ausländischen Wirtschaftsunternehmen zu organisieren. Daß ausländische Firmen den (patrimonialen) Staat in Afrika häufiger als uneffektives, teures und im Grunde überflüssiges Gebilde betrachten, kam der Bildung von warlordtypischen Gewaltfigurationen dabei entgegen.

Warlordfigurationen bilden keine gewohnten Bürgerkriegsphänomene. Dies wird auch in theoretischer Perspektive deutlich. Im herkömmlich europäischen Begriffsverständnis sind Bürgerkriege dadurch geprägt, daß zwei oder mehr Gruppen „...unvereinbare Ansprüche auf die Macht im Staat stellen“²⁸. Warlordgebilde sind im Vergleich dazu dem Staat gegenüber indifferent (was sie im übrigen auch von der Guerilla unterscheidet, die in der Regel Anti-Regime-Kriege²⁹ führt und um die Kontrolle staatlicher Attribute kämpft). Vom Staat aus betrachtet ist das vorherrschende Konstitutionsprinzip der Warlordfiguration die Segmentierung.³⁰ Allerdings sind eine Reihe von Ergänzungen hinzuzufügen sowie Differenzierungen vorzunehmen. Im Idealfall existieren Warlordgebilde an Stelle von oder neben dem Staat, d.h. sie beherrschen ein Gebiet, dessen Kontrolle der Staat verloren hat. Verfügt der Staat noch über eine Machtbasis, so können Warlordfigurationen sich jedoch auch mit dem Staat oder Teilen davon arrangieren, soweit ihnen genügend Bereicherungsmöglichkeiten sowie die Entscheidungsbefugnis über die Gewaltorganisation vor Ort verbleiben. Wird die Beziehung zwischen Warlordfiguration und Staat allerdings „zu“ eng und bestehen gar Befehlshierarchien zwischen dem Staat und den Warlords, so sollte man besser von paramilitärischen Organisationsformen statt von Warlordgebilden sprechen. Umgekehrt laufen Regierungen oder militärische Kommandostellen, die Banden, Paramilitärs und Milizen fördern, es aber versäumen, die Handlungsspielräume dieser Gruppen rechtzeitig wieder einzuengen, Gefahr, Warlordgebilde zu züchten. Dies ist heute in Teilen Kolumbiens der Fall, wo eine „Paramilitarisierung“ des Krieges eingesetzt hat, die manche Beobachter für eine be-

28 Tilly, Revolutionen (Anm. 26), S. 30.

29 Vgl. Scherer, Ethno-Nationalismus (Anm. 4), S. 124.

30 Vgl. zum Segmentierungsbegriff u.a. Ch. Sigrist, Regulierte Anarchie: Untersuchungen zum Fehlen und zur Entstehung politischer Herrschaft in segmentären Gesellschaften Afrikas, Hamburg 1994, S. 23ff.; zur segmentären Organisation siehe E. Durkheim, Über die Teilung der sozialen Arbeit, Frankfurt a. M. 1977, S. 262ff.; ders., Regeln der soziologischen Methode, Darmstadt 1976, S. 170f.; S. Lukes, Emile Durkheim. His Life and Work, Harmondsworth 1973, S. 149f.

wußte Regierungsstrategie halten³¹ und die die Gefahr des Ausufern birgt. In anderen Fällen ist der Staat stark oder willens genug, dies zu verhindern: Unter der argentinischen Militärdiktatur nach 1976 z.B. ließ das Militär sog. Irregulären zunächst als *guerilla hunters* freie Hand, ehe das Oberkommando auf Anraten des Generals Viola diese Gruppen wieder der Befehlshierarchie unterwarf und sie einer zentralen Aufsicht unterstellte.³²

Nicht jede Form der Segmentierung führt zur Ausbildung einer Warlordfiguration. Zunächst einmal bestehen Unterschiede zu den clanhaften Formen segmentärer Organisation. Dies gilt bereits in wirtschaftlicher Hinsicht: Als Systeme der Vermittlung ökonomischer Transaktionen sind Warlordgebilde anders als die Clans nicht familienwirtschaftlich organisiert.³³ Ähnlich müssen Warlords auch unter Machtgesichtspunkten ihre Eigenständigkeit gegenüber Organisationsformen des traditionell segmentären Prinzips bewahren. Ein Mittel dazu ist die Mobilisierung disponibler sozialer Akteure. Bei den „klassischen“ Warlordgebilden im 19. und frühen 20. Jahrhundert hing dies in erster Linie von den Strukturen und Konjunkturen der Agrarwirtschaft ab³⁴, aber auch vom Bestand klientelärer Bindungen, die untere Bevölkerungsgruppen und soziale Eliten umfassen konnten, von durch *cultural brokers* vollzogenen Ethnisierungen sozialer Bande, usw. In Afrika bilden dagegen heute urbane Teilkulturen von Jugendlichen die wichtigsten Rekrutierungsreservoirs für Warlordgebilde und Milizen.³⁵ Dabei scheint die historisch ältere Bindung des Kriegerstatus an umgrenzte Altersklassen von Jugendlichen, die von einzelnen älte-

31 Vgl. S. Kurtenbach, Kolumbien: Politische Gewaltkultur, der Staat und die Suche nach Frieden; in: Iber.-Amerik. Arch. 25 (1999) 3/4, S. 375-396, S. 391.

32 Vgl. M. E. Andersen, Dossier Secreto. Argentina's Desaparecidos and the Myth of the Dirty War, Boulder 1993, S. 227.

33 Vgl. Ch. Deutschmann, Der „Clan“ als Unternehmensmodell der Zukunft?, in: Leviathan 17 (1989), S. 85-107, S. 85f.

34 Für China vgl. J. Durau, Die Krise der chinesischen Agrarökonomie, in: Umwälzung einer Gesellschaft. Zur Sozialgeschichte der chinesischen Revolution (1911-1949), hrsg. von R. Lorenz, Frankfurt a. M. 1977, S. 94-193, in Lateinamerika variierte die Verfügbarkeit disponibler unterer ländlicher Bevölkerungsgruppen von Region zu Region beträchtlich.

35 Vgl. I. Abdullah, Bush Path to Destruction: The Origin and Character of the Revolutionary United Front/Sierra Leone, in: Journ. Mod. Afr. Stud. 36 (1998) 2, S. 203-235, S. 208; ferner den hervorragenden Aufsatz von D. Cruise O'Brien, A lost generation? Youth identity and state decay in West Africa, in: Postcolonial identities in Africa, hrsg. von R. Werbner und T. Ranger, London/New Jersey 1996, S. 55-74; ferner Ch. Geffray, La Cause des Armes au Mozambique. Anthropologie d'une Guerre Civile, Paris 1990; R. Kappel/W. Korte, Liberia. Der Zerfall eines Landes und die Schwierigkeiten einer afrikanischen Intervention, in: Vergessene Kriege in Afrika, hrsg. von R. Hofmeister und V. Matthies, Göttingen 1992, S. 319-346, S. 334. Zum Libanon siehe M. Pott/R. Schimkoreit-Pott, Beirut: Zwischen Kreuz und Koran, Braunschweig 1985, S. 39f. Zum Teilkulturbegriff siehe M. Riekenberg, Fuzzy Systems, Max Horkheimer und Gewaltkulturen in Lateinamerika, in: Ibero-Amer. Arch. 25 (1999) 3/4, S. 309-323.

ren „ethnischen“ Gruppen in Afrika berichtet wird, keine Rolle mehr zu spielen. Vielmehr gewinnen heute die von den Kulturindustrien verbreiteten „Gewaltkulturen“ unter den Mitgliedern afrikanischer Warlordfigurationen an Einfluß.³⁶ In der Literatur ist auch zu lesen, daß Warlords bevorzugt gesellschaftliche Randgruppen organisieren sollen. Angeblich besaßen die serbischen Milizen im Bosnienkrieg einen hohen Anteil zuvor straffällig Gewordener.³⁷ In theoretischer Hinsicht wird zur Erklärung dafür geltend gemacht, daß in neopatrimonialen Staaten Randgruppen, weil sie „keinen Zugang zu den vorhandenen Macht- und Patronagekanälen“ finden, besonders gewaltbereit seien.³⁸ Dies ist aber eine recht mechanische Ansicht, weil Marginalität allein nicht zur Gewaltbereitschaft führt.

Ebensowenig wie clanhafte Segmente führen Segmentierungen auf dem Niveau hoher gesellschaftlicher Verdichtungsprozesse zur Bildung von Warlordfigurationen. Wir wissen aus systemtheoretischen Analysen des Staates, daß der gesellschaftliche Differenzierungsprozeß in den Zentren Europas oder Nordamerikas mit der Ausbildung autonomer und dezentraler Teilsysteme mit kräftigen zentrifugalen Kräften einhergeht, ohne daß dies Dissoziationen von Staat und Gesellschaft zur Folge hätte. Vielmehr entwickeln sich im Regelfall neue, „höhere“ Formen der Kompatibilität zwischen „System“ und „Umwelt“.³⁹ Die Segmentierung, die in der Gegenwart zur Bildung von Warlordfigurationen führen *kann*, stellt also einen spezifischen Vorgang dar. Sie ist eine *Segmentierung mittleren Niveaus*, die vereinfacht umschrieben zwischen der Ebene traditionaler Segmente und der Ebene der sozusagen „vollen“, in den außereuropäischen Peripherien aber in diesem Sinn nicht praktizierten „Modernisierung“ des Staates liegt. Die Literatur legt diesen Schluß zumindest nahe: So vermochten in Somalia die Warlords sich nach 1990 nur dort zu entwickeln, wo zuvor die Clanältesten an Einfluß verloren hatten⁴⁰, und in Afghanistan konnten Warlords vor allem dort Fuß fassen, wo sich in dem

36 Siehe W. Korte, *Ethnische Tradition und militärische Intervention in Afrika. Essay über den Putsch 1980 in Liberia*, Münster 1999, S. 56ff; ders., *Prozesse des Staatszerfalls in Liberia*, in: *Weltrends* 14 (1997), 55-80, 72; D. van den Boom, *Bürgerkrieg in Liberia. Chronologie, Protagonisten, Prognose*, Münster 1993.

37 Vgl. M.-J. Calic, *Selbstjustiz in Uniform*, in: *Der Überblick* 2 (1995), S. 25-28, S. 27. Zu den Hintergründen der Gewalt auf dem Balkan vgl. u.a. Wolfgang Höpken, *Staatsbildung, Modernisierung und ethnische Gewalt auf dem Balkan*, in: *Leviathan* 4 (1997), S. 518-538. Zum systematischen Vergleich siehe Politische und ethnische Gewalt in Südosteuropa und in Lateinamerika, hrsg. von W. Höpken und M. Riekenberg, Köln/Wien/Weimar 1999.

38 Sh. N. Eisenstadt, *Revolution und die Transformation von Gesellschaften*, Darmstadt 1982, S. 246.

39 Vgl. H. Wille, *Ironie des Staates. Grundlinien einer Staatstheorie polyzentrischer Gesellschaft*, Frankfurt a. M. 1996, S. 183f.

40 Siehe K. Eikenberg, *Die UNO in Somalia. Zu den Hintergründen des Bürgerkriegs und den Stadien der Intervention*, in: *Blätt. dt. u. intern. Pol.* 7 (1993), S. 1061-1069, S. 1068.

Zeitraum davor „...die staatliche Verwaltung durchgesetzt und tribale Strukturen verdrängt hatte“, so daß durch den Zerfall des Staates ein „Machtvakuum“ entstand, in das die Warlords drängten.⁴¹ Warlordfigurationen haben scheinbar staatliche Organisationsprozesse zur Voraussetzung, die einerseits „unfertig“ blieben oder nicht „richtig“ gelangen, die andererseits jedoch ausreichten, um die historisch älteren, vorstaatlichen Formen gesellschaftlicher Organisation in großem Umfang zu schwächen.

Segmentierungen werden durch verschiedene Faktoren begünstigt, wie durch vorhandene Traditionen gewaltsamer Selbsthilfe innerhalb von Teilen einer Gesellschaft oder durch Traditionen schwacher Staatlichkeit. Nach Crawford Young war z.B. das bürokratische Projekt der (kolonialen) Staatsbildung in Lateinamerika erfolgreicher als das in Afrika.⁴² Auch wirkten die Einflüsse segmentärer Organisation in Afrika stärker fort.⁴³ Beides könnten Gründe sein, warum Warlordgebilde in Afrika heute eher vorkommen als in Lateinamerika. Häufiger bildeten sich Warlordfigurationen in Territorien, die der Staat über größere Zeiträume hinweg nicht zu durchdringen vermochte, so daß vermutet werden kann, daß der Bestand solcher Räume die Entstehung von Warlordgebilden besonders begünstigt. In den großen Reichen (China, Lateinamerika) und den Staaten Afrikas mit willkürlichen Grenzziehungen bildan vor allem Frontierregeonen diese Räume. In urbanen Räumen, wie in Beirut im Bürgerkrieg, können es „allogene Bevölkerunginseln“ oder große Flüchtlingslager sein, die eine ähnliche Rolle spielen.⁴⁴ Frontiers, in denen die Gewohnheit eigenmächtiger Gewaltausübung besonders entwickelt ist, können sehr despotische Warlords beherbergen.⁴⁵ Auch können die Traditionen extralegalen Wirt-

41 B. Glatzer, Selbstzerstörung eines Staates. Afghanistans Warlords, in: *Der Überblick* 2 (1995), S. 48-52, S. 52.

42 C. Young, *The African Colonial State and Its Political Legacy*, in: *The Precarious Balance: State & Society in Africa*, hrsg. von D. Rothchild und N. Chazan, Boulder/London 1988, S. 25-66, S. 39f. Zur Illustration von afrikanischer Seite siehe T. von Trotha, *Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des „Schutzgebietes Togo“*, Tübingen 1994, S. 24f. Zu Lateinamerika siehe J. Gledhill, *Legacies of Empire: Political Centralization and Class Formation in the Hispanic-American World*, in: *State and Society. The Emergence and Development of Social Hierarchy and Political Centralization*, hrsg. von J. Gledhill und B. Bender, London 1988, S. 302-319.

43 Zu den stärkeren Traditionen segmentärer Organisation in Afrika vgl. J.-F. Bayart, *From Kleptocracy to the Felonious State?* In: *The Criminalization of the State in Africa*, hrsg. von J.-F. Bayart u. a., (Oxford 1998, S. 1-31, S. 11; M. Grindle, *Challenging the State. Crisis and Innovation in Latin America and Africa*, Cambridge 1996, betont die Parallelen, bezieht sich aber primär auf die „Ausnahmen“ Mexiko und Kenya.

44 Vgl. Th. Hanf, *Koexistenz im Krieg. Staatszerfall und Entstehen einer Nation im Libanon*, Baden-Baden 1990, S. 253f.

45 A. D. W. Forbes, *Warlords and Muslims in Chinese Central Asia. A Political History of Republican Sinkiang 1911-1949*, Cambridge 1986, beschreibt dies anhand des Militär-

schaftens in den Frontiers die Bildung von „illicit markets“ begünstigen, die sich wiederum zu Raubökonomien auswachsen.⁴⁶ In der Gegenwart bilden die Kolonisationszonen in Kolumbien die Regionen innerhalb Lateinamerikas, in denen durch die Schaffung extraterritorialer Gebiete von seiten der Guerilla, der Drogenkartelle oder paramilitärische Gruppen am ehesten die Aussicht auf warlordtypische Segmentierungsprozesse besteht.⁴⁷ Insgesamt dürften die Frontiers, Kolonisationszonen, Randzonen usw. unter Vergleichsgesichtspunkten ein besonders fruchtbarer Teilbereich der Warlordforschung sein, die kontrafaktische Frage, warum Warlordfigurationen in „klassischen“ Frontiers (Nordamerika, Sibirien) *nicht* entstanden, inbegriffen.⁴⁸

IV.

Neben der „mittleren“ Segmentierung ist die Verbindung von Gewalt und Ökonomie ein zweites Konstitutionsprinzip der Warlordfiguration. Dabei scheint die *scharfe* „Ökonomisierung“ der Gewalt das herausragende Merkmal der zeitgenössischen Warlordfiguration zu sein. Zwar finden wir die Verbindung von Ökonomie und Gewalt bereits bei den meisten „klassischen“ Warlords der chinesischen Warlordära gänzlich entfaltet (und ohne die Existenz dieser Synthese aus Gewalt und Ökonomie könnte man auch gar nicht von Warlordfigurationen sprechen). Jedoch nimmt sie in der Gegenwart neue Dimensionen an. Zugleich verändern sich damit verschiedene Merkmale der Warlordfiguration. In der Zeitgeschichte bildete sich dieses „neue“ Bild der Warlordfiguration erstmals im Bürgerkrieg im Libanon nach 1975 aus: Unter anderem fand eine Verlagerung

kommandeurs von Kashgar (China), der dort nach 1920 mit ungeheurer Brutalität regierte (S. 23ff.).

46 Siehe T. Fernythough, Social mobility and dissident elites in Northern Ethiopia: the role of bandits, 1900–1969, in: *Banditry, Rebellion and Social Protest in Africa*, hrsg. von D. Crummey, London/Portsmouth 1986, S. 151–172, 153; D. Bach, Frontiers versus Boundary-Lines, in: *Welttrends* 14 (1997), S. 97–111; M. Rickenberg, Gewaltmarkt, Staat und Kreolisierung des Staates in der Provinz Buenos Aires 1770–1830, in: *Verstaatlichung der Welt? Europäische Staatsmodelle und außereuropäische Machtprozesse*, hrsg. von W. Reinhard, München 1999.

47 Vgl. N. Richani, The Political Economy of Violence. The War System in Colombia, in: *Journ. Interam. Stud.* a. *Worl. Aff.* 39 (1997) 2, S. 37–81; *Violence in Colombia. The Contemporary Crisis in Historical Perspective*, hrsg. von Ch. Bergquist, (Wilmington 1992; Kurtenbach, Kolumbien (Anm. 31). Zur Bildung von „Kriegsherren“ auf Grundlage des *paramilitarismo* siehe C. Krauthausen, *Moderne Gewalten. Organisierte Kriminalität in Kolumbien und Italien*, Frankfurt a. M./New York 1997, S. 121.

48 Vgl. u.a. S. Dabringhaus, Die Landgrenze als Thema der modernen chinesischen Geschichtsschreibung, in: *Periplus* 3 (1993), S. 94–108; G. H. Nobles, *American Frontiers: Cultural Encounters and Continental Conquest*, New York 1997; H. Clementi, *La frontera en América, una clave interpretativa de la historia americana*, 4 Bde., Buenos Aires 1985–1989.

des Krieges in die Städte statt; die Warlordfigurationen nutzten die Flüchtlingslager als Rückzugsgebiet sowie Hilfslieferungen von außen als Mittel zur Alimentierung der eigenen Kriegswirtschaft; von strategischer Bedeutung wurde die Kontrolle der „nach außen“ führenden Kommunikationswege (Häfen, Flughäfen), usw.

Verschiedene Faktoren führten im Libanon 1975 zum Bürgerkrieg: Das Scheitern des „Proporzstaates“⁴⁹ mit seinen klientelaren Mustern des Politikmanagements wäre zu nennen, die traditionell schwachen Identifikationen der einzelnen Religionsgemeinschaften und Clans mit dem Staat, Migrationen, die den Staat destabilisierten, schließlich auch Traditionen des Vigilantismus, die staatsfreie Räume geschaffen hatten.⁵⁰ Jedoch erst der *Gebrauch der Gewalt als Mittel zur Regulierung von Märkten* sowie die *Transformation von Gewalt zur Ware bzw. Dienstleistung* führten im Libanon über den „reinen“ Bürgerkrieg hinaus zur Bildung von Warlordfigurationen. Elisabeth Picard hat diesen Prozeß als die Genese der Milizökonomie bezeichnet.⁵¹ Ähnlich, wenngleich ursprünglich auf Afrika bezogen, spricht Georg Elwert von der Entstehung von Gewaltmärkten, d.h. von durch „...Bürgerkriege, Kriegsherren oder Räubertum dominierte Wirtschaftsräumen, in denen ein System entsteht, das gewaltlose Warenökonomie mit gewaltsamen Gütererwerb verbindet“⁵². Trotz der begrifflichen und konzeptionellen Unterschiede stimmen die verschiedenen Analysen der heutigen Warlordfigurationen bzw. wie es auch heißt der Gewaltmärkte und Kriegsherrenindustrien oder Miliz- und Raubökonomien darin überein, daß die Märkte keinen Schnitz durch den Staat genießen, kriege-

49 G. Rotter, Die Milizionarisierung des Libanon, in: *Saeculum* 37 (1986), S. 192-198, S. 193.

50 Siehe Hanf, Koexistenz (Anm. 44); N. Kliot, The Collapse of the Lebanese State, in: *Midd. East. Stud.* 23 (1987) 1, S. 54-74. Zum Partikularismus siehe K. Firro, The Druze in and between Syria, Lebanon, and Israel, in: *Ethnicity, Pluralism, and the State in the Middle East*, hrsg. von M. J. Esman und I. Rabinovich, Ithaca/London 1988, S. 185-197; S. Khalaf, Primordial Ties and Politics in Lebanon, in: *Midd. East. Stud.* 4 (1967) 1, S. 243-269. Schon 1936 wurde die Kataeb-Miliz der maronitischen Bevölkerungsgruppe nach dem faschistischen Vorbild paramilitärischer Gruppen gegründet. Vgl. J. P. Entelis, Party Transformation in Lebanon: Al-Kataib as a Case Study, in: *Midd. East. Stud.* 9 (1973) 3, S. 325-340.

51 E. Picard, Libanon. Die Wiederkehr des Alten, in: *Ökonomie der Bürgerkriege*, hrsg. von F. Jean und J.-Ch. Rufin, Hamburg 1999, S. 49-84, S. 60ff.; dies., *Libanon, a shattered country*, New York 1996.

52 G. Elwert, Die anderen Modernisierungen, in: *As., Afr., Lateinam.* 23 (1995), S. 433-443, ders., Gewalt als inszenierte Plötzlichkeit, in: *Anthropologie der Gewalt. Chancen und Grenzen der sozialwissenschaftlichen Forschung*, hrsg. von J. Koehler und S. Heyer, Berlin 1998, S. 1-7; ders., Gewaltmärkte. Beobachtungen zur Zweckrationalität der Gewalt, in: *Soziologie der Gewalt*, hrsg. von T. von Trotha, Opladen 1997, S. 86-101; ders., Ausdehnung der Käuflichkeit und Einbettung der Wirtschaft. Markt und Moralökonomie, in: *Soziologie wirtschaftlichen Handelns*, hrsg. von K. Heinemann, Opladen 1987, S. 300-321.

risch-soziale Akteure sich mit Hilfe der Gewalt Erträge aneignen und gewaltsame Handlungsweisen für die Durchführung ökonomischer Transaktionen bestimmend sind. Kriterien wie die (Nicht-) Entwicklung von Märkten und Warenökonomien können deshalb besonders gut benutzt werden, um verschiedene Ausformungen der Warlordfiguration zu unterscheiden.

Die bisherigen Versuche zur strukturellen Modellbildung der Warlordfiguration erfolgen denn auch meist aus der Warte der Ökonomie und des Marktes. Für den Libanon unterscheidet Elisabeth Picard z.B. vier Idealtypen der Milizökonomie⁵³, deren Betrieb als *business*, als „automes Fürstentum“, durch parasitäre Nutzung des Staates und als Wohlfahrtsstaat. Es wäre genauer zu prüfen, ob bzw. inwieweit diese Typen oder Figuren auch auf andere Zeiträume und Regionen „passen“. Eine wichtige Unterscheidung nimmt Christophe Rufin vor, der „geschlossene“ und „offene“ Kriegsökonomien trennt, wobei die ersten auf die vor Ort vorhandenen Ressourcen angewiesen sind, die zweiten dagegen von außen Mittel zugeführt bekommen.⁵⁴ Bei dem Versuch, eine Typologisierung zu schaffen, die den Zeitablauf und historische Entwicklungen berücksichtigt, kann auch ein Rückblick auf die Kriegsfinanzierung im Dreißigjährigen Krieg nützlich sein. Burkhardt nennt hier die Finanzierung aus Eigenmitteln, aus Drittmitteln sowie durch manipulierte Ausgabenersparnisse.⁵⁵ Im Überblick legen die in der Literatur vorhandenen Unterteilungen jedenfalls den Schluß nahe, daß bei einer strukturellen Modellbildung der Warlordfiguration ungefähr drei verschiedene Konstellationen zu berücksichtigen wären. Diese drei Fälle sind hier modellhaft umrissen. Als konkrete Gebilde bestehen sie freilich nur in Mischungen:

Im ersten Fall wird der Unterhalt eines Warlordgebildes primär aus Eigenmitteln wie dem Landbesitz bestritten. Dieser „self-sufficient warlord“ organisiert „geschlossene“ Kriegswirtschaften und übt enge Versorgungsfunktionen für seine Anhänger und deren Familien aus.⁵⁶ Dieser Typ der Warlordfiguration ist in isolierten Randgebieten, in denen die Ressourcen begrenzt sind bzw. Subsistenzwirtschaften ein großes Gewicht besitzen, am wahrscheinlichsten. Der Radius dieser Warlordfiguration ist begrenzt. Für die chinesische Warlordära spielte diese Art Warlord, den wir in La-

53 Vgl. Picard, Libanon (Anm. 51), 74-81.

54 Vgl. J.-Ch. Rufin, Kriegswirtschaft in internen Konflikten, in: Ökonomie der Bürgerkriege (Anm. 51), S. 15-46.

55 J. Burkhardt, Der Dreißigjährige Krieg, Frankfurt a. M. 1992, S. 184ff.

56 P. Richards, Fighting for the Rain Forest. War, Youth & Resources in Sierra Leone, Oxford 1996, S. 24: „A war-front officer might also have to organize a large farm to feed the local war widows and orphans attaching themselves to him as the only viable patron in sight. The social logic of life in the battle zone forces such officers to become self-sufficient war-lords whether they intend it or not.“

teinamerika zwischen 1810 und 1860 vereinzelt noch finden⁵⁷, bereits eine geringe Rolle. Hauptsächlich lag dies vermutlich daran, daß der Landbesitz die sozialen Eliten in China nicht hinreichend unterhielt⁵⁸, so daß Mi-scheinkünfte die Regel waren.

Im zweiten Fall beziehen Warlordfigurationen ihre Ressourcen in erster Linie durch Steuern, Kontributionen, usw. Sie ähneln dadurch dem Verhalten eines Staates. Besitzt der Staat noch eine Machtbasis, können diese Warlordgebilde auch staatliche Ämter und Institutionen nutzen, was die Warlordfigurationen allerdings gleichzeitig dazu zwingt, sich „politisch“ zu gebärden. Übergänge zu parastaatlichen bzw. paramilitärischen Strukturen sind in diesem Fall am wahrscheinlichsten. Hält sich eine Warlordfiguration nicht an die auf den Staat und dessen Ordnung begründeten „Spielregeln“, so gerät sie leicht zur Bande.

Im dritten Fall sondert sich die Warlordfiguration gänzlich vom Staat ab. Gegenüber den eher geschlossenen, lokalen Wirtschaftskreisläufen des ersten Falls verfügen diese Warlordgebilde über einen „Zufluß von Ressourcen“⁵⁹ von außen. Sie werden von Dritten bezuschußt, in der Vergangenheit überwiegend durch freiwillige private Geldgeber wie z.B. den Kaufleuten in Peru um 1840/50⁶⁰, während heute die (erzwungene) Partizipation an den Leistungen internationaler Verbände und Hilfsorganisationen immer wichtiger geworden ist. Besonders krass trat dies in Somalia nach 1990 zutage. Diese Gruppe von Warlordgebilden dürfte die engsten Kontakte zu Formen der sog. organisierten Kriminalität, den Drogenkartellen, usw. herstellen können.

V.

Die Beschäftigung mit der „Ökonomie“ in Bürgerkriegen und kriegsartigen Gewaltkonflikten ist in der gegenwärtigen Gewaltforschung von großem Einfluß. Nun sind Warlordfigurationen bzw. die Umstände gesellschaftlicher Organisation, in denen sie sich zu reproduzieren vermögen, durch ein hohes Maß an Unsicherheit gekennzeichnet. In den „Gewaltmärkten“ (Elwert) der Gegenwart ist keine Gruppe beständig vor der

57 Allerdings waren auch die lateinamerikanischen *caudillos* auf Zuschüsse von Dritten angewiesen. Ansonsten blieben sie ihren Rivalen hoffnungslos unterlegen. Vgl. J. Lynch, *Caudillos in Spanish America 1800–1850*, Oxford 1992, S. 9–22.

58 M. Backus Rankin und J. W. Esherick, *Concluding Remarks*, in: *Chinese Local Elites and Patterns of Dominance*, hrsg. von J. W. Esherick und M. Backus Rankin, Berkeley 1990, S. 305–345, S. 307: „The landholdings of the Chinese elite were comparatively very small...“

59 Rufin, *Kriegswirtschaft* (Anm. 54), S. 30.

60 Vgl. P. Gootenberg, *Between Silver and Guano. Commercial Policy and the State in Postindependence Peru*, Princeton 1989, S. 107.

Überwindung durch die von anderen ausgeübte körperliche Gewalt geschützt. Eine „Verstärkung der Furcht vor anderen Gewalten“⁶¹ ist die Folge.

In den zwischenmenschlichen Verhältnissen ist die Rolle der Angst (auf die in der Psychologie diskutierte Unterscheidung von Angst und Furcht gehe ich hier nicht ein) ambivalent.⁶² Als Erregungszustand ist sie ein natürlicher Schutzinstinkt, der das Fluchtverhalten einleitet. Sie kann die Handlungsfähigkeit von Menschen sowohl hemmen und einschränken wie auch fördern und ausweiten. Dies hängt davon ab, ob die Situationen, die als angstauslösend gilt, als übermächtig oder als beherrschbar bewertet wird. Medizinisch betrachtet führt die Angst ebenso wie der Streß zu einer schnelleren Blutgerinnung und vermindert dadurch u.a. das Schmerzempfinden. Soldaten werden also durch Angstgefühle paradoxerweise auch verletzungsbereiter. Die Angst ist ein vielschichtiger Bestandteil kriegsartiger Gewalthandlungen. In der ökonomisch ausgerichteten Betrachtungsweise der Kriegsökonomien und „Gewaltmärkte“ wird jedoch der Angst wie überhaupt den Gefühlslagen der Menschen keine große Aufmerksamkeit geschenkt. Emotionen und konkret die Angst seien nicht strukturbildend, ist als Begründung zu lesen.⁶³

Das mag zwar sein. Strukturbildend ist aber allemal die *Organisation* von Angstgefühlen. Nach Elias zählt die „Bewirtschaftung der menschlichen Ängste“ zu den „...bedeutendsten Quellen der Macht von Menschen über Menschen“, auf deren Grundlage sich „Herrschaftssysteme in Hülle und Fülle“ entwickeln.⁶⁴ Auch ist bei den Warlordfigurationen zu unterscheiden, welche Dichte und Reichweite die sozialen Interaktionen besitzen, die sie zu organisieren vermögen. Marktbeziehungen, die über „geschlossene“ Kriegsökonomien hinausreichen, sind eher lange und vergleichsweise anonyme Beziehungen. Daneben besitzen Warlordfigurationen, wie alle sozialen Gebilde, jedoch auch einen sozialen „Nahraum“⁶⁵, der sich durch *face-to-face*-Interaktionen konstituiert. Im ersten Fall kommen die gewaltbegleitenden Emotionen nicht zum Tragen bzw. sie „verlaufen“ sich in der Länge der einzelnen Kettenglieder, die den Markt konstituieren. Im zweiten Fall, dem sozialen Nahraum, ist jedoch kaum vorstellbar, daß Gewalthandlungen ausgeführt würden, *ohne* daß Emotionen dabei mit im Spiel wären. Insofern ist es aber auch unumgänglich, die Ökonomie der Warlordfigurationen um deren *Anthropologie* zu erweitern.

61 Elias, *Theorie* (Anm. 8), S. 145.

62 Vgl. F. Riemann, *Grundformen der Angst*, München/Basel ¹²1977; H. W. Krohne, *Angst und Angstbewältigung*, Stuttgart 1996.

63 Elwert, *Gewaltmärkte* (Anm. 52), S. 88.

64 N. Elias, *Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen*, Frankfurt a. M. 1982, S. 52, S. 57. Siehe auch P. R. Gleichmann, *Zum Verflechten von Militarisierungs- und Zivilisationsprozessen*, in: *Logik der Destruktion*, hrsg. von J. Seifert, Frankfurt a. M. 1992, S. 89-120, 112ff.

65 Vgl. A. Godenzi, *Gewalt im sozialen Nahraum*, Basel/Frankfurt a. M. 1996.

Angst und Gesellschaftlichkeit können unterschiedliche Bindungen eingehen. Die Kontrolle von Angstempfindungen in Gewaltsituationen, die sich sowohl auf die Verletzungs- bzw. Tötungsgefahr für die eigene Person wie auf das Überschreiten von Hemmungen und Verboten bei der Gewaltausübung richten können, findet in unterschiedlichen sozialen Formationen verschiedene Lösungen. In segmentären Gesellschaften des älteren Typs können z.B. Blutrachesysteme diese Aufgabe übernehmen.⁶⁶ Sie funktionieren auf der Grundlage clanhafter Bindungen und tragen dazu bei, Konflikte zwischen horizontal angeordneten „mittleren“ Gruppen, die auf keinen Staat vertrauen, zu regulieren und Gewaltausmaße im Rahmen des Erträglichen zu halten.⁶⁷ Blutrachesysteme machen die Gewaltanwendung und klar festgelegten Umständen zur Pflicht, legitimieren sie dadurch und besitzen für die Gewaltakteure einen hohen und sozial verbindlichen Informationswert darüber, was „in“ der Gewalt geschieht. All dies trägt zum erfolgreichen Angstmanagement bei. In „modernen“ Gesellschaften bringen politisch-soziale Netzwerke Wir-Gruppen-Bewegungen auf der Grundlage neuer Imaginationen von Gemeinschaft hervor, die ebenfalls erfolgreich Angst zu bewirtschaften vermögen, indem sie einen Glauben an die „Richtigkeit“ der Gewalt verbreiten, Schuldgefühle abbauen, usw. Bei diesen Wir-Gruppen kann es sich um staatspatriotisch Bünde im 19. Jahrhundert oder um neuentdeckte Ethnien oder religiös-fundamentalistische Bewegungen in der Gegenwart handeln. Es fällt auf, daß Warlordfigurationen häufiger quer zu diesen Wir-Gruppen-Loyalitäten liegen. Von einigen heißt es ausdrücklich, daß sie ethnisch neutral seien.⁶⁸ Dies ist insofern plausibel, als für Warlordgebilde ethnische Bande nur solange funktional sind, wie sie nicht störend in die Ökonomie der Warlordfiguration eingreifen bzw. diese umgekehrt sogar effektiver zu nutzen helfen. Allerdings können ethnische Bande mitunter so übermächtig oder „naturhaft“ sein, daß sich ihnen kein Gewaltakteur zu entziehen vermag.

Gehen Warlordfigurationen auch bei der Angstbewirtschaftung „mittlere“ Wege? Von den chinesischen Warlords wird berichtet, daß diese die Rachegehalt in ihrem Einflußbereich unterdrückt hätten: „Warlordism overrode other phenomena in Kwangtung society... Interlineage vendettas, so notorious in southeast China, were even suspended.“⁶⁹ Banditen in China versuchten, sich in Überfällen als besonders erfolgreiche Gewaltakteure auszuweisen, um auf diese Weise Anstellung bei einer der Warlordarmeen

66 Siehe Elwert, *Gewalt* (Anm. 52), S. 7.

67 Vgl. P. Waldmann, *Rachegehalt. Vergleichende Beobachtungen zur Renaissance eines für überholt gehaltenen Gewaltmotivs in Albanien und Kolumbien* (Ms. 1998).

68 Taylors NPFL in Liberia z.B. „...was not an ethnic movement“. A. Alao, *The Burden of Collective Goodwill. The International Involvement in the Liberian Civil War*, Aldershot 1998, S. 34.

69 Donald S. Sutton, *Provincial Militarism and the Chinese Republic. The Yunnan Army, 1905–1925*, Ann Arbor 1980, S. 282.

zu finden, weil diese vergleichsweise mehr Schutz vor Feinden versprechen.⁷⁰ Dies spricht für ein nüchternes Kalkül der Gewalttat und eine warenartige Beziehung von Gewalt und Emotion. Vor voreiligen Schlüssen muß man sich jedoch hüten: In Somalia, wo der Staat im Leben der Nomaden bis heute eine geringe Rolle spielt und die Blutrache bei Streitigkeiten zwischen den Clans oder Subclans um Wasser- oder Weiderechte nach wie vor üblich ist⁷¹, scheinen Rachehandlungen und anders motivierte Gewaltakte der Warlordgebilde Hand in Hand zu gehen. Afrikanische Warlordgeflechte fördern in der Gegenwart ritualisierte Formen der Gewalthandlung, Maskeraden inbegriffen.⁷² Bei den „Kriegsherren“ in Dagestan, von denen die Presse berichtet, dürfte trotz ihrer Partizipation an den illegalen Drogengeschäften und Raubökonomien unklar sein, inwieweit die ökonomisch motivierte Komplizenschaft oder aber die religiöse Gesinnung gemeinschaftsbildend wirken. Man mag es bedauern, weil es die Sicht der Dinge erschwert. Aber die Frage nach der Angstbewirtschaftung in Warlordfigurationen führt über die Ökonomie hinaus in das weite Feld von „Gewalt“ und „Kultur“.

70 D. Lary, *Warlord Soldiers. Chinese Common Soldiers, 1911–1937*, Cambridge 1985, S. 64f.

71 Vgl. H. Krech, *Der Bürgerkrieg in Somalia (1988–1996)*. Ein Handbuch, Berlin 1996, S. 6f., S. 75f.; I. Lewis, *Clan Conflict and Ethnicity in Somalia*, in: *War and Ethnicity*, hrsg. von D. Turton, Rochester 1997, S. 179–201; S. Heyer, *Staatsentstehung und Staatszerfall in Somalia. Chancen und Wirkungen des staatlichen Gewaltmonopols*, in: *Anthropologie der Gewalt. Chancen und Grenzen der sozialwissenschaftlichen Forschung*, hrsg. von J. Koehler und S. Heyer, Berlin 1998, S. 89–104, S. 94f.; dies., *Bedingungen von Staatsbildung und Staatszerfall in Somalia*, in: *Weltrends* 14 (1997), S. 81–96; M. Bongartz, *Somalia im Bürgerkrieg*, Hamburg 1991; A. Farah Mohamed/J. Touati, *Sedentarisation von Nomaden. Chancen und Gefahren einer Entwicklungsstrategie am Beispiel Somalias*, Saarbrücken/Fort Lauderdale 1991, S. 17–23. Allgemein zur Staatsbildung in clanhaft organisierten Gesellschaften siehe M. Godelier, *Processes of State Formation*, in: *The State in Global Perspective*, hrsg. von A. Kazancigil, Paris 1986, S. 3–19.

72 Vgl. S. Ellis, *Liberia 1989–1994. A Study of Ethnic and Spiritual Violence*, in: *Afric. Aff.* 94 (1995), S. 165–197; M. Moran, *Warriors or Soldiers. Masculinity and Ritual Transvestism in the Liberian Civil War*, in: *Feminism, Nationalism and Militarism*, hrsg. von C. Sutton, Arlington 1995, S. 73–88. Für diesen Hinweis danke ich Robert Kappel und Werner Korte.

Buchbesprechungen

Adam Jones (Hrsg.), Weltende. Beiträge zur Kultur- und Religionswissenschaft, Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 1999, 247 S.

Ein Sammelband liegt vor, der aus den Beiträgen einer Ringvorlesung, die im Sommersemester 1996 an der Leipziger Universität gehalten wurde, zusammengestellt worden ist. Es waren Vorlesungen zur vergleichenden Religionswissenschaft, evangelischen Theologie, Ethnologie, Altorientalistik, Ägyptologie, alttestamentlichen Wissenschaft, Islamwissenschaft, Geschichte und Kulturgeschichte Afrikas und zur Indologie. Vorstellungen vom Ende der Welt werden in verschiedenen Kulturen untersucht und dargestellt. Die einzelnen Studien reichen von Melanesien bis Europa und vom 3. Jahrtausend v. Chr. bis zum 20. Jh.

Hubert Seiwert zieht in seiner Einleitung die Linien von Vorstellungen über das Weltende bis zur Gegenwart. *Ulrich Kühn* untersucht die Weltvollendung in der christlichen Theologie. *Bernhard Streck* stellt Vorstellungen von einem Ende ohne Neuanfang in Brasilien und Melanesien vor. *Claus Wilcke* interpretiert die Sintflutgeschichte im babylonischen Atram – hasis – Epos. *Elke Blumenthal* beschäftigt sich mit dem Weltende bei den alten Ägyptern. *Siegfried Wagner* erläutert altisraelitische Vorstellungen vom Weltende. Die gleiche Thematik steht bei *Holger Preißler* im Beitrag über den sunnitischen Islam im Mittelpunkt. *Bernhard Kölver* untersucht Ideen über den Zerfall von Schöpfung und Ordnung in Indien. Über Endzeitvorstellungen im mittelalterlichen

China berichtet *Hubert Seiwert*, und schließlich gibt der Herausgeber *Adam Jones* einen Überblick über Gedanken und Handlungen, die ein erwartetes Weltende in kolonialen Afrika betreffen.

In allen interessanten und inhaltsreichen Beiträgen gibt es Gemeinsamkeiten und Unterschiede. In einigen Kulturen gibt oder gab es nach einem Ende der Welt wieder einen neuen Anfang; in anderen Vorstellungskreisen ist das Weltende Ziel der Geschichte und Übergang in ein Gottesreich. In vielen Endzeitvorstellungen steht weniger das Ende dieser Welt im Vordergrund, sondern die Erwartung einer neuen Welt. In diesem Zusammenhang sind die Beiträge von *Hubert Seiwert* und *Ulrich Kühn* von besonderem Interesse, die auf eine positive Akzentuierung der Utopie hinweisen. Die Utopie erwartet eine neue vollkommene Welt, in der die Begrenzungen der bestehenden Welt überwunden sind (Seiwert, S. 2). In das historische Bewußtsein wird die Dimension der Zukunft einbezogen. Kühn erinnert daran, das Wort „Utopie“ wieder in seinem positiven, lebensfördernden Sinn zu verstehen (S. 26f.). Es geht darin um die Heraufkunft einer neuen Welt, in der Utopie und Hoffnung wirksam werden (S. 28). Die kreative Funktion der Utopie besteht in einer stimulierenden Orientierung für den menschlichen Einsatz für eine gerechtere, freundlichere und menschenwürdigere Welt (ebenda).

Es fällt auf, daß in allen Beiträgen ein Bereich ausgespart bleibt: der Bezug auf die antike soziale Utopie, die in der Hoffnung und Erwartung eines neuen Goldenen Zeitalters gipfelt.

Zwar ist das wiederkehrende Goldene Zeitalter nicht mit einem Weltende verbunden, aber mit dem Ende eines Aions, einer Weltepoche, die dem Weltende sehr ähnlich ist. Soziale Utopie war immer ein Ausdruck des Verlangens nach grundlegender Veränderung bestehender Zustände in der Gesellschaft. Und das neue Goldene Zeitalter bedeutete nicht die Rückkehr zum Urzustand der Menschheit, sondern zu einem neuen Anfang, in dem die Gegenwart mit der Zukunft verbunden wurde, – mit einer Zukunft, die sich sozial grundlegend von der gegenwärtigen unterschied: ohne Knechtschaft, ohne Sklaverei, ohne Hunger und Not, ohne Kriege, mit der Gleichberechtigung aller und mit einem ewigen Frieden.

Das Buch gibt ein gutes Beispiel multidisziplinärer Zusammenarbeit in einer Thematik, die an einer Jahrtausendwende wieder besonderes Interesse erlangt hat.

Rigobert Günther

Christoph Weiß/Wolfgang Albrecht (Hrsg.), Von 'Obscuranten' und 'Eudämonisten'. Gegenauflärerische, konservative und antirevolutionäre Publizisten im späten 18. Jahrhundert (= Literatur im historischen Kontext. Studien und Quellen zur deutschen Literatur- und Kulturgeschichte vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. 1). Röhrig Universitätsverlag, St. Ingbert 1997, 646 S., Abb.

In den siebziger und achtziger Jahren wurden in der Bundesrepublik und in der DDR eine beachtliche Zahl von Monographien, biographischen Studien und Editionen zu den Repräsentanten der politischen „Spätaufklärung“ und

des begrifflich umstrittenen „deutschen Jakobinismus“ vorgelegt. Die Exponenten des frühen Konservatismus und der Gegenauflärung hingegen fanden keine adäquate Aufmerksamkeit. Nicht selten figurieren Männer wie Heinrich August Ottokar Reichard, Johann Georg Zimmermann oder Gottlob Benedict von Schirach in einschlägigen Darstellungen lediglich als dumpfe, engstirnige Feinde des gesellschaftlichen Fortschritts.

Mit dem Ende der DDR ist auch der deutsch-deutsche „Streit um das Erbe“ Vergangenheit. Radikale Spätaufklärer und frühe Demokraten erhalten ebenso wie deren Gegenspieler ihr historisches Urteil nunmehr wieder vor allem nach wissenschaftlichen Kriterien, weitgehend frei von weltanschaulichen Grundsatzdebatten und von tagespolitischen Interessen. In diesem Sinne ist der vorliegende Sammelband mit 17 biographischen Studien – dies sei vorweg konstatiert – ein ausgesprochen nützlicher und wichtiger Beitrag in dem Bemühen, den gegenauflärerischen, konservativen und antirevolutionären Publizisten eine angemessene, wenngleich durchgehend kritische Würdigung zuteil werden zu lassen. Und wie der Untertitel signalisiert, waren die Hrsg. dabei um exakte theoretische Differenzierung bemüht.

Dem Band ist eine Einleitung vorangestellt, in der Albrecht und Weiß die Frage „Was heißt Gegenauflärung?“ zu beantworten suchen. Darin formulieren sie die Leitthese, „daß sich während der siebziger Jahre des 18. Jhs. eine neuartige Gegnerschaft zur Aufklärung herausbildete; und mit ihr zugleich ein Fundus an gegenauflärerischen Vorstellungen und Bestrebungen sowie Argumenten und Pejorativbegriffen, der in zwei Etappen systematisch ausgebaut oder vervollständigt wurde“ (S. 16). Unterschieden

wird dabei zwischen den achtziger Jahren mit den prägenden Ereignissen der Entdeckung des Illuminatenordens und dem Erlaß des preußischen Religionsedikts auf der einen und der Zeit nach 1789/90 auf der anderen Seite, die von den Auswirkungen der Französischen Revolution beeinflusst worden sei. Thema des Buches ist somit, wie sich die „Gegenaufklärung und die frühkonservative Strömung in Deutschland im späten 18. Jh. entwickelt und – besonders auf dem Höhepunkt, während des Revolutionsjahrzehnts – publizistisch artikuliert haben“ (S. 15 f.).

Dies ist nach wie vor eine wichtige und sowohl von den Literaturwissenschaftlern als auch von Historikern und Philosophen ungenügend erforschte Thematik. So verweisen die Verfasser der Einleitung zwar auf die wichtigsten Arbeiten zur Differenzierung der politischen Strömungen im 18. Jh. und zum frühen Konservatismus in Deutschland – die wenigen Standardtitel verbinden sich mit den Namen *Fritz Valjavec*, *Klaus Epstein*, *Jörn Garber* und *Panajotis Kondylis* – machen aber zugleich die theoretischen und die empirischen Defizite deutlich.

Zur theoretischen Präzisierung betonen *Albrecht* und *Weiß* zunächst, „daß Gegenaufklärung und (Früh-) Konservatismus nicht schlechthin identisch miteinander“ (S. 10) sei. Allein schon die Gegenaufklärung stellte eine in sich höchst heterogene Bewegung dar, war jedoch insgesamt „wesentlich Re-Aktion und vorwiegend undialektische, alternativlose Negation“. Das Hauptziel nahezu aller Gegenaufklärer bestand darin, „den Aufklärungsprozeß aufzuhalten und einzudämmen oder gar zu vernichten und seine Resultate rückgängig zu machen“ (S. 15). Der frühe Konservatismus hingegen sei in vielen Fällen zumindest bedingt re-

formorientiert und rationalistisch gewesen, seine Repräsentanten entwickelten eigenständige Theorien und alternative Gesellschaftskonzepte, in denen auch Aufklärerisches verarbeitet wurde. Meist ging es ihnen nicht nur um die Verteidigung und den Erhalt, sondern auch um die graduelle Erneuerung des Ständestaates.

Nach der ebenso schlüssigen wie informativen und theoretisch weiterführenden Einleitung wird die Phalanx jener Männer präsentiert, welche im Zentrum der frühkonservativen und gegenaufklärerischen Debatten standen: Hermann Goldhagen (*Franz Dumont*), Joseph Anton Weissenbach (*Michael Schaich*), Karl von Eckartshausen sowie Ernst August von Göchhausen (beide *Wolfgang Albrecht*), Johann Christoph von Wöllner (*Dirk Kemper*), Leopold Alois Hoffmann (*Helmut Reinalter*), Felix Franz Hofstätter (*Wynfried Kriegleder*), Johann August Starck (*Wilhelm Kreutz*), Ludwig Adolf Christian von Grolmann (*Rolf Hauser*), Johann Georg Zimmermann (*Christoph Weiß*), Gottlob Benedict von Schirach (*Holger Böning*), Heinrich August Ottokar Reichard (*Franz-Ulrich Jestädt*), Christoph Girtanner (*Christof Wingerts Zahn*), August Wilhelm Rehberg (*Gerhard Dongowski*), Ernst Brandes (*Anke Bethmann*), Friedrich Gentz (*Günther Kronenbitter*) und Matthias Claudius (*Harro Zimmermann*).

Zu diesem Personal werden neben den ausführlichen biographischen Skizzen auch die jeweiligen, meist publizistischen Tätigkeitsbereiche sowie zentrale theoretische bzw. politische Positionen akzentuiert. Dabei wird der Leser in aller Regel verlässlich und quellennah informiert, und es kristallisieren sich unterschiedliche Gruppierungen und verschiedene theoretische Konzepte heraus. Wie in der Einleitung

ausgeführt, kann man beispielsweise einen aktiven Politiker wie Wöllner in der Tat keineswegs mit den Repräsentanten einer ins Triviale und in dumpfe persönliche Polemik abgleitenden gegenaufklärerischen Publizistik im Journal „Eudamoria oder deutsches Volksglück“ über einen Kamm scheren. Und diese wiederum haben wenig gemein mit den anspruchsvollen Politik- und Staatstheoretikern der „hannoverschen Schule“ Ernst Brandes oder August Wilhelm Rehberg.

Die empirische Substanz der versammelten Einzelstudien ist also beachtlich. Allerdings werden die theoretischen Differenzierungsversuche aus der Einleitung von den meisten Autoren nur halbherzig oder gar nicht aufgegriffen. Für *Reinalter* etwa ist Leopold Alois Hoffmann „eine konservative, gegenaufklärerische Persönlichkeit“, die „die österreichische ‚Reaktion‘ publizistisch eingeleitet“ (S. 224 f.) habe. Da Hoffmann aber, wie *Reinalter* betont, „als konservativer Theoretiker bedeutungslos“ gewesen sei und weitgehend undifferenziert, aber mit äußerster Polemik „Aufklärung, Revolution und Geheimgesellschaften allgemein als Feinde der bestehenden Ordnung“ (S. 239) bekämpft habe, wäre er nach der Vorgabe von *Albrecht* und *Weiß* eindeutig der Fraktion der Gegenaufklärung zuzuordnen.

Das Verhältnis zwischen Einzelstudien und Einleitung wirft somit übergreifende Fragen auf: Lag den beteiligten Autoren die Einleitung in ihren Grundaussagen bereits vor? Gab es am Anfang eine Verständigung über theoretisch-methodologische Prämissen? Geht der Band vielleicht auf eine wissenschaftliche Tagung zurück? Waren die Verfasser darauf orientiert, im biographischen Teil ihrer Studien ein bestimmtes Raster abzuarbeiten? Über

diese und weitere Fragen erfährt der Leser nichts. Und nach der Lektüre der Einzelstudien gewann der Rez. dann auch den Eindruck, daß deren Ergebnisse in der Einleitung noch detaillierter hätten aufgegriffen und verallgemeinert werden können, etwa unter dem Aspekt einer sozialen Typologie der Gegenaufklärer und der frühen Konservativen oder hinsichtlich „typischer“ Erfahrungs- und Verhaltensmuster des versammelten Personals. Aber dies ist lediglich Detailkritik an einem wissenschaftlich anspruchsvollen, empirisch soliden und zudem gut gestalteten Sammelband, der in der neuen Reihe „Literatur im historischen Kontext“ hoffentlich ebenbürtige Nachfolger finden wird.

Werner Greiling

Martin Fontius (Hrsg.), Friedrich II. und die europäische Aufklärung (=Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte, N.F., Beih. 4), Duncker & Humblot, Berlin 1999, 127 S.

Von Friedrich II. ist in diesem schmalen Sammelband, mit dem sich das in Potsdam angesiedelte Zentrum für europäische Aufklärungsforschung 1995 erstmals einer größeren wissenschaftlichen Öffentlichkeit vorstellen wollte, sehr viel die Rede, von europäischer Aufklärung dagegen nur wenig, sieht man vom Beitrag von *Stefan Lorenz* ab, der sich mit den Spuren des Bayleschen Skeptizismus im philosophischen Werk des Preußenkönigs befaßt. *Sibylle Badstübner-Gröger* beschäftigt sich mit den Bildprogrammen der friederizianischen Architektur, *Gerhard Knoll* mit einem Verzeichnis der bis 1800 gedruckten Schriften des Helden, *Cornelia Buschmann* mit

dessen Einfluß auf die königliche Akademie und *Peter Weber* mit dem Allgemeinen Gesetzbuch.

Dies alles wird von der Frage des Hrsg. nach dem „historischen Ort“ Friedrichs zusammengehalten, die auf eine Art Ehrenrettung gegen den (auf Adam Müller wie auf Hegel zurückgehenden) Vorwurf zielt, der „Philosoph auf dem Thron“ sei von der epochenprägenden Differenzierung zwischen Staat und Gesellschaft zerrissen worden und habe deshalb alle Hoffnungen in die Machtergreifung des Geistes bis zur völligen Desillusionierung enttäuscht. Gegen diese Interpretation des aufgeklärten Absolutismus bietet das Vorwort einen Zugang, der die Identität von Geist und Macht in der staatlichen Bürokratie reklamiert, die vom „Wandlungsprozeß der ständischen Unterschiede zu sozialen ausgenommen“ blieb. Friedrich als sogar „erster Diener seines Staates“ und damit prominentester sozial indifferenter Bürokrat entzieht sich folglich den Maßstäben der auf die Zeit um 1800 zurückreichenden sozial- und kulturgeschichtlich fundierten Aufklärungsdeutung und kann für den Verfasser offensichtlich nur durch eine Rückkehr zur Ideengeschichte erschlossen werden.

Allerdings bleibt die Kritik an einer sozialen Interpretation ohne genauere Durchführung (obwohl gerade die kulturgeschichtliche Wende der letzten zwanzig Jahre in der Erforschung des 18. Jhs. reichlich Argumente zusammengetragen hat, die jedoch eher auf eine genauere Differenzierung der zumeist ambivalenten sozio-kulturellen Rollen von Individuen und Gruppen hinauslaufen als auf eine völlige Verabschiedung jeder sozialen Identifikation von Akteuren). Der Gegenentwurf ist in gleicher Weise unscharf gehalten und greift eher auf ältere hermeneutische Umgangsformen zurück.

Nur vor dem Hintergrund dieser methodischen Verortung wird die überraschend scharfe Distanzierung von den Interpretationen des nach 1945 in Leipzig und Berlin forschenden Romanisten Werner Krauss, der auch unter den westeuropäischen Dixhuitièmistes erheblichen Einfluß ausübte und dem sonst am Potsdamer Zentrum in Editionsprojekten und traditionsbeglaubigenden Referenzen durchaus zentraler Stellenwert zugemessen wird, verständlich. Aber auch die sonstige deutsche Aufklärungsforschung des letzten Halbjahrhunderts kommt nicht besser weg. Sie wird in der Verlagsankündigung wie in der Vorbemerkung des Herausgebers bezichtigt, weder einen nennenswerten Forschungsbeitrag zu Friedrich II. seit 1945 geleistet zu haben, noch die besonders in Frankreich „in den letzten Jahrzehnten gemachten wichtigen Erkenntnisse ... überhaupt noch registriert oder rezipiert“ zu haben. Da aber auch nach dieser furiosen Attacke die genaue Markierung des bahnbrechend Neuen ausbleibt, sind wir für die angekündigte Wiederentdeckung des Potsdamer Monarchen als „Vertreter jener Spezies ..., nach der man heute vergeblich sucht – de(s) europäischen Intellektuellen“, vorläufig vertröstet.

Matthias Middell

Elmar Wadle/Gerhard Sauder (Hrsg.), Georg Friedrich Rebmann (1768–1824). Autor, Jakobiner, Richter (Schriften der Siebenpfeiffer-Stiftung, Bd. 4). Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1997, 224 S.

Die Beiträge des Sammelbandes gehen auf eine Tagung der Siebenpfeiffer-Stiftung im Jahre 1994 zurück. Obwohl seit Hedwig Voegts Pionierstudie zur deutschen jakobinischen Literatur und

Publizistik die wissenschaftlichen Bemühungen um Georg Friedrich Rebmann faktisch nicht abgerissen sind und nach diversen Einzelausgaben auch eine dreibändige Auswahledition der Werke und Briefe erschienen ist,¹ wird der Anspruch des Bandes eher lapidar formuliert. Die *Hrsg.* hoffen, daß die „Publikation die Beschäftigung mit Rebmanns Leben und Wirken neu beleben wird“ (S. 7). Ein neuer Deutungsversuch oder die Absicht eines präzisierten theoretisch-methodologischen Zugangs zu Leben und Wirken des Protagonisten verbindet sich mit dem Unternehmen nicht. Bemerkenswert allerdings ist die thematische Schwerpunktsetzung. Denn neben dem produktiven Schriftsteller und engagierten politischen Publizisten ist ein eigener Abschnitt dem Richter und juristischen Autor Rebmann gewidmet.

In der einführenden Erörterung über Rebmanns Werk als interdisziplinäre Forschungsaufgabe wird von *Elmar Wadde* genau dieser Teilbereich nochmals besonders hervorgehoben. Danach folgen zwei Aufsätze zu Rebmanns Studienzeit in Erlangen und in Jena. In diesen Texten werden von *Klaus-Peter Schröder* bzw. von *Gerhard Haney* die kulturellen, intellektuellen und kommunalen Rahmenbedingungen sowie die geistige Atmosphäre in den beiden Universitätsstädten einfühlsam und differenziert geschildert. Zum frühen Rebmann selbst jedoch werden keine neuen Informationen beigebracht, neue Quellen konnten nicht erschlossen werden.

Im folgenden Abschnitt „Publizistik“ thematisieren *Gonthier-Louis Fink* Rebmanns Haltung zu Robespierre und *Wolfgang Piereih* dessen späte Publizistik zwischen Befreiungskriegen und Karlsbader Beschlüssen. *Helmut Reinalter* wiederholt und akzentuiert seine bereits mehrfach vorgetragenen Über-

legungen zum mitteleuropäischen Jakobinismus. Man müsse zögern, so *Reinalter*, Rebmann „als ‘deutschen Jakobiner’ einzuordnen, weil er seine politische Position geändert hat und letztlich doch einer aufklärerischen Grundtendenz und der konstitutionellen Monarchie verpflichtet blieb“ (S. 93).

Der Rez. hat seine Zweifel, ob es zum gegenwärtigen Zeitpunkt überhaupt einen heuristischen Wert hat, die jahrzehntealte Debatte zur Definition des „deutschen Jakobinismus“ fortzuführen. Dennoch wird spätestens an diesem Punkt deutlich, daß die Zuschreibungen im Untertitel des Sammelbandes schlecht gewählt sind. Die Bezeichnungen Rebmanns als Autor und als Richter sind klar faßbar, sie benennen zentrale Tätigkeitsfelder. Das Prädikat des „Jakobiners“ hingegen, in diesem Falle sogar ohne Betonung einer deutschen Variante, ist – wie *Reinalter* ausführt – nicht nur theoretisch problematisch, sondern entstammt auch einer anderen Abstraktionsebene, stellt sie doch eine politische Wertung dar.

Wieder festeren Boden haben die Verfasser der Beiträge zum Abschnitt „Literatur“ unter ihren Füßen. *Wolfgang Albrecht* analysiert Rebmanns Blicke „hinter die Fassaden bürgerlichen und plebejischen Stadtlebens“ (S. 127) in dessen Schrift „Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands“. *Gerhard Sauder* greift weiter aus und erörtert das Phänomen der „empfindsamen Reise“ im *Œuvre* Rebmanns und bei dessen Zeitgenossen insgesamt. *Rainer Kawa* schließlich, Autor der nach wie vor wichtigsten Monographie zu Rebmann,² behandelt diesen in einer knappen, methodisch stringenten Studie als Satiriker.

Den größten Informations- und Neuheitswert können jedoch die drei Auf-

sätze zum Komplex „Recht und Justiz“ für sich beanspruchen. Zwar liegt der Schwerpunkt ebenfalls auf der publizistischen Tätigkeit Rebmanns, doch es gelingt den Juristen *Antonio Grilli*, *Christian Wirth* und *Werner Schubert*, hierbei eine spezifisch rechtshistorische Perspektive zu eröffnen. Dies gilt beispielsweise für *Wirths* Beitrag über „Rebmanns Stellung zu den Sondergerichten“, die auf dessen Saarbrücker Dissertation basiert.³ *Wirth* resümiert, daß Rebmann auch „als Spezialrichter das Wohl der Menschen und die Einzelfallgerechtigkeit nie aus den Augen verloren“ und sich seine Sensibilität „für die soziale und gesellschaftliche Problematik“ bewahrt habe (S. 186).

Die Forschungsbibliographie für die Jahre 1979–1994 am Schluß des Bandes macht nochmals deutlich, daß es einer „Neubelebung“ der Beschäftigung mit Rebmann eigentlich nicht bedarf. Dem Hrsg. *Wadle* ist allerdings zuzustimmen, „daß Rebmann auch für Rechtshistoriker einiges bereithält, was es zu entdecken gilt“ (S. 13). Und es trifft ebenfalls zu, daß man den Schriftsteller und Publizisten, den Richter und Verfasser juristischer Arbeiten *Georg Friedrich Rebmann* interdisziplinär in den Blick nehmen muß. Insofern könnten das Kolloquium und der daraus hervorgegangene Band nicht nur eine Zwischenbilanz darstellen und mehrere Detailstudien zu Rebmann präsentieren, sondern tatsächlich auch „zu neuem Interesse anstiften“ (S. 13).

Werner Greiling

1 Vgl. H. Vogt, *Die deutsche jakobinische Literatur und Publizistik 1789–1800*, Berlin 1955; *Georg Friedrich Rebmann, Werke und Briefe in drei Bänden*, hrsg. von H. Voegt, W. Greiling und W. Ritschel, Berlin 1990.

2 R. Kawa, *Georg Friedrich Rebmann (1768–1824). Studien zu Leben und*

Werk eines deutschen Jakobiners, Bonn 1980.

3 Vgl. Ch. Wirth, *Der Jurist Johann Andreas Georg Friedrich Rebmann zwischen Revolution und Restauration*, Frankfurt a. M. 1996.

Isser Woloch, *The new regime. Transformation of the french civic order 1789–1820*, W. W. Norton & Company, New York/London 1994, 536 S.

Woloch, einer der wenigen Spezialisten der Spätphase der Französischen Revolution, legt mit dieser Monographie eine Summe seiner zahlreichen Studien zum Direktorium und zum napoleonischen Kaiserreich vor. Die Perspektive ist originell gegenüber traditionellen politik- und sozialgeschichtlichen Darstellungen, indem *Woloch* mit dem Begriff des *civic order* die Werteordnungen, politischen Praxen und Institutionen zusammenfaßt, die sich zwischen Staat und Zivilgesellschaft konstituieren, und damit „the framework ... for the collective public life of the French people“ (S. 14) zur Darstellung bringt. Die Revolution wird dabei selbstverständlich nicht als ein Moment gedeutet, in dem für diese *civic order* eine Tabula rasa entstand, aber zugleich äußert sich der Verfasser sehr bestimmt darüber, daß alle revisionistischen Argumente nicht negieren könnten, daß die Französische Revolution einen einmaligen Möglichkeitsraum geschaffen habe, den zu füllen sich die Franzosen der 1790er Jahre und auch noch die ihnen folgenden Generationen mühten.

Eine fruchtbare Sichtweise bildet – gerade für diese Frage nach dem Wandel des öffentlichen Lebens – auch die Dezentrierung der gebräuchlichen Chronologie. Indem der Verfasser den

Zeitraum der jeweils 20 Jahre vor und nach 1800 zusammenfaßt, unterstreicht er den Abstand von der Orientierung am Wechsel politischer Regime und konzentriert sich auf die zugleich langsameren und an die Erfahrungen von Generationen gebundenen Wandlungen der politischen Kultur. Nachdem die Entgegensetzung von Hoch- und Elitenkultur einerseits und Alltagskultur oder Popularkultur andererseits durch diejenige von Makro- und Mikroschichte abgelöst wurde, liefert *Woloch* ein bemerkenswertes Beispiel dafür, wie man durch die Auswahl der Perspektiven den Fall dieser Oppositionen entgehen kann.

Er beginnt mit der in der besten Tradition der „Geschichte von unten“ konzipierten Rekonstruktion der lokalen Autoritätsstrukturen in der Regulation (*law making*) und Regelanwendung. Es folgt ein Resümee der inzwischen erfreulich weit gediehenen Untersuchungen über politische Partizipation in der Revolution mit besonderer Aufmerksamkeit für die Wahlbeteiligung. Hieran anschließend erörtert der Verfasser die Durchsetzung der neuen Staatlichkeit auf dem Land. Damit wird eine aus der Diskussion um revolutionäres Engagement, Konterrevolution und Antirevolution bekannte Problematik systematisch entfaltet: die Resistenz von Teilen des ländlichen Frankreichs gegen die Ordnungsvorstellungen der bürgerlichen Eliten. Dies kann dann in zwei Bereichen weiter verfolgt werden, die den Konflikt um den Glauben, die Kirche und um die damit verknüpften weltlichen Funktionen erfassen: die Schulbildung und die Armenfürsorge.

Für die Zeit des *Directoire* wählt *Woloch* den Fokus, der ihm die entscheidende Aufmerksamkeit der nachthermidorianischen Notabeln für die politische Kultur vor Ort wiederzu-

geben scheint: den Neuaufbau des Justizsystems. Schließlich geht er ausführlich auf die militärischen Konstruktionen ein, die ebenfalls für die politische Kultur Frankreichs bedeutsam wurden, wie auch die Untersuchungen von Alan Porrest gezeigt haben. *Woloch* folgt einer Strategie, die diesen Blick auf die Durchsetzung politischer Leitvorstellungen der Herrschenden ermöglicht, indem er sich auf Lokal- und Regionalarchive und auf die reichen Kollektionen von Berichten aus den französischen Provinzen in den *Archives Nationales* stützt. Dies war der Weg, auf dem in den letzten anderthalb Jahrzehnten die Revolutionsgeschichtsschreibung ihre Deutungen nicht mehr nur schlechthin um lokale Beispiele erweitern konnte, sondern die ältere politikzentrierte Sichtweise zum Teil völlig korrigiert hat. Der Autor plädiert jedoch mit Fernand Braudel nicht für die Auflösung der französischen in viele verschiedene Provinzgeschichten, sondern für deren Zusammenfassung in einer neuen Synthese. Indem er diese Synthese aber auf die genaue Beschreibung der inneren Widersprüche stützt, gelingt es ihm, die theoretisch konstruierten Aporien der im Kleid des permanenten Revisionismus einer angeblichen marxistischen Vulgata daherkommenden neuen Orthodoxie zu vermeiden. Dies führt zu rund 400 dicht mit Quellenmaterial argumentierenden Seiten, die dem Leser ein aufregendes Vergnügen verschaffen, die Revolution und die Restauration „von unten“ zu sehen.

Matthias Middell

1795. Pour une république sans révolution, sous la direction de Roger Dupuy und Marcel Morabito, Presses universitaires de Rennes, Rennes 1996, 296 S.

Einen kleineren Ausschnitt aus der von Woloch behandelten Geschichte des Frankreich vor 1800 greift der von *Dupuy* und *Morabito* im Gefolge eines Kolloquiums an der Universität Rennes II herausgegebene Sammelband auf. *René Remond*, Altmeister der Geschichte politischer Regime in Frankreich, beklagt einleitend das schlechte Image, unter dem einige Phasen der französischen Geschichte leiden würden, darunter besonders die konstitutionellen Monarchien und das Zweite Kaiserreich. Für ihn ordnet sich auch das Direktorium diesem Typ der in ihrer Leistungskraft unterschätzten Regime zu, weil die Geschichtskultur noch immer von den Negativurteilen jener beherrscht wäre, die Kreativität (und Zerstörung) über die Suche nach Stabilität stellten.

Der Band selbst beweist durch die Fülle der empirischen Studien und die abgedruckten Diskussionen ein unter den Historikern anwachsendes Interesse für die nachthermidorianische Revolutionsgeschichte. Im Zentrum zahlreicher Aufsätze steht die Verfassung des Jahres III, biographische Studien zur Rolle von Boissy d'Anglas und Languinais; genauere Untersuchungen der einzelnen verfassungsrechtlichen Änderungen (einschließlich der vorangestellten Erklärung der Rechte und Pflichten der Menschen und Bürger), der Legitimationsgrundlagen und der wahlrechtlichen Konsequenzen gegenüber 1789/91 und 1793. Eingerahmt wird dies von zwei Teilen, die sich der neuen politischen Konstellation und dem Verhalten der Girondins, der Royalisten, der Volksbewegung, der

Radikaldemokraten und der Armee in dieser neuen politischen Konjunktur widmen.

Das widersprüchliche Bild des Jahres III von einer Republik, die sich von der Rückkehr zum Ancien Régime genauso abgrenzen wollte wie von der Direktdemokratie der Sansculotten und der Herrschaft der jakobinisch dominierten Komitees vor dem neunten Thermidor, wird nicht grundsätzlich in Frage gestellt, wohl aber nuanciert, vor allem in den Diskussionen um die Rolle des Royalismus, weil hier am deutlichsten der Zugewinn an Prägnanz der Analyse zu bemerken ist, den die Einsicht in die sprachliche Konstruktion von Politik und politischen Lagern mit sich gebracht hat.

Das Kolloquium von Rennes 1995 war ein wichtiger Moment in der Kette der Revolutionskommemorationen seit nunmehr zehn Jahren und gestattet einen Überblick zu den Fortschritten der Forschung, aber auch zur Abkühlung der geschichtspolitischen Debatten um die Französische Revolution im Zuge dieser Abfolge von Bicentennaires seit 1989.

Matthias Middell

Peter McPhee, A Social History of France 1780–1880, Routledge, London/New York 1995, 347 S.

Das Jahrhundert zwischen der Krise vor dem Revolutionsausbruch 1789 und der Stabilisierung der Dritten Republik gehört zu den bestuntersuchten Abschnitten der Französischen Geschichte und trotzdem bzw. deshalb auch zu den umstrittensten, da die einen im Gefolge der Zeitgenossen der Französischen Revolution vom rasanten Wandel des Landes fasziniert sind und die anderen in der Tradition

Tocquevilles die Elemente der Kontinuität betonen. Der Australier *Peter McPhee*, der durch zahlreiche Studien zur französischen Agrargesellschaft vor und nach 1789 hervorgetreten ist, hat für seine Sozialgeschichte Frankreichs eben dieses Spannungsverhältnis ausgewählt und gibt einen exzellenten Überblick über die Forschung der letzten zwei Jahrzehnte. Daß deren Fortschritte bemerkenswert sind, belegen Kapitel über das revolutionäre Frankreich, die Welt der Notabeln und Bourgeois, der städtischen Unterschichten und der Situation auf dem Land. *McPhees* Periodisierung ist klassisch, er teilt das 19. Jh. mit der Krise von 1846–1852, um dann die Wandlungen des bonapartistischen Frankreichs und der frühen Dritten Republik aufzuzeigen. Ein letzter Abschnitt ist der Sozialgeschichte der Ideen unter dem Stichwort „mobilization of the masses“ gewidmet.

Versucht man die Leitideen dieser nicht nur für den universitären Ausbildungszweck sehr nützlichen Darstellung zu formulieren, dann situiert *McPhee* – hier gegen die Interpretationstradition von Alfred Cobban bis François Furet polemisierend, die das 1789 eröffnete Jahrhundert als ein verlorenes der Stagnation ohne Stabilität kennzeichnen – die entscheidenden Wandlungen in der Sphäre der politischen Kultur, in der grundlegenden Veränderung der Vorstellungen von Bauern und Stadtbewohnern zu politischen Institutionen und demokratischen Verfahren. Dazu gehört sowohl der Diskurs der Freiheit, der die Ausdifferenzierung der verschiedenen gesellschaftlichen Bereiche kulturell ermöglichte, als auch die konsequente soziale Integration über die Idee der Nation. *McPhee* zeigt aber auch gegen die Auffassung, sozialer Wandel hätte

nur in den Köpfen und nicht in den Charakteristika der einzelnen sozialen Gruppen stattgefunden, welche erheblichen Transformationen sieh im Dorf, im Faubourg, in den Palais und in den Comptoirs abzeichnen.

Der Band ist ein vorzügliches Beispiel jener angelsächsischen Kultur der konzentrierten Zusammenfassung des Forschungsstandes für akademische Zwecke durch ausgewiesene Spezialisten, die die andernorts dominierenden ideologisch aufgeladenen Kontroversen sachlich als Formulierung von Problemstellungen benutzen, die auf der Waage des Erforschten zu prüfen sind. Vorzüglich deshalb auch die Einführung in die neuere Literatur im letzten Abschnitt: Naturgemäß vorwiegend englischsprachige Titel, deren Reichtum und Breite den deutschen Frankreichhistoriker mit Neid erfüllen kann.

Matthias Middell

A. T. Q. Stewart, A Deeper Silence. The Hidden Origins of the United Irishmen, The Blackstaff Press, Belfast 1998, 225 S.

John Killen (Hrsg.), The Decade of the United Irishmen. Contemporary Accounts 1791–1801, The Blackstaff Press, Belfast 1997, 220 S.

Ruán O'Donnell, The Rebellion in Wicklow 1798 (=New Directions in Irish History), Irish Academic Press, Dublin 1998, 441 S.

Das Irland der 1790er Jahre war einerseits ein oppositionelles, militantes, von einer wachsenden, weit verbreiteten und die Schranken religiöser Gemeinschaften überschreitenden revolutionären Stimmung erfülltes Land, andererseits war es ein Land, in dem sich eine gewaltige Kluft zwischen Katholiken und Protestanten, die je-

weils die genozidalen Absichten der anderen Bevölkerungsgruppe fürchteten, auftrat. Die Bildung der *Society of United Irishmen* 1791 in Belfast ging von einem geheimen Komitee radikaler Presbyterianer aus. Die Ziele dieser Bewegung waren: umfassende Parlamentsreform, Emanzipation der Katholiken und eine Vereinigung von protestantischen und katholischen Iren, um diese Ziele zu erreichen. Der Einfluß der Presbyterianer von Antrim und Down bei der Entstehung dieser Bewegung ist weitgehend akzeptiert, andere Einflüsse und Schwerpunkte sind weniger bekannt.

Die von Thomas Pakenhams 1969 erschienenem Buch *The Year of Liberty* geprägte Interpretation trennte stark zwischen den Gründern der *United Irishmen* und ihren ehrenwerten Motiven und dem angeblich anarchistischen und apolitischen Mob von 1798. Marianne Elliott, Roy Foster und A. T. Q. Stewart folgten im wesentlichen der von Pakenham vertretenen Ansicht.¹

Seit Mitte der achtziger Jahre regte sich Widerstand gegen die Simplifizierung des Sachverhalts. Die neuere Diskussion der Ereignisse hat sich laut Howe zunehmend von Thomas Pakenhams Tendenz gelöst, der den Aufstand als eine sektiererische, anti-protestantische Angelegenheit eines im wesentlichen apolitischen katholischen Mobs ländlicher Provenienz beschrieben hatte.²

Louis M. Cullen stand in der ersten Linie der Historiker, die in den Ereignissen des Jahres 1798 eine starke Verbindung zu den Plänen der *United Irishmen* für eine nationale Revolution zu erkennen meinten. Er betonte vor allem für Wexford den hohen Politisierungsgrad und das Ausmaß und die Qualität der Organisation der *United Irishmen*. In jüngster Zeit wurde vor allem von Kevin Whelan eine radikale

und weitreichende Zurückweisung eines sektiererischen, rückwärtsgewandten Charakters des Aufstandes von 1798 vorgebracht. Whelan hebt den modernen, weltlichen und demokratischen Wesenszug der *United Irishmen* hervor, die mit ihren freiheitsorientierten Ideen das gesamte Jahrzehnt beeinflussten. Die Aufstandsbewegung von 1798 wird in ihrer grundlegenden Einheit und Kohärenz betrachtet und innerhalb der atlantischen und europäischen Revolution eingeordnet. Die Ideen der *United Irishmen* (auch die von 1798) sind laut Whelan höchst aktuell, denn er hält sie für in vielerlei Hinsicht uneingelöst.

Unwiderrprochen blieb eine solche Sichtweise nicht. So argumentierte beispielsweise Brendan Simms provokativ, daß neben dem republikanischen Element der atlantischen Revolution (vor allem in der presbyterianischen Führung des Nordens) ein klerikales und agrarisches Element im Stil der Konterrevolution der Vendée (in der Basis des Südens) enthalten gewesen war. Simms prognostizierte für den Fall des Sieges der *United Irishmen* keine demokratische Republik wie Whelan, sondern die jakobinische Diktatur der Presbyterianer unter französischer Schirmherrschaft.

Zwar hatten die *United Irishmen* – nicht zuletzt durch ihren konfessionsübergreifenden Ansatz – regen Zulauf, aber die Ereignisse in Frankreich und die bei Protestanten weit verbreitete Furcht vor katholischen Landansprüchen bildeten die Grundlage für gegen diese Vereinigung gerichtete Haltungen. Die Verfolgung der ursprünglich reformorientierten *United Irishmen* durch die Regierung im Laufe der gegen Frankreich aufgenommenen Kriegshandlungen bewirkten eine zunehmende Radikalisierung hin zu einer revolutionären Organisation, die

für die Unabhängigkeit Irlands von der englischen Herrschaft eintrat. Die Entstehung des protestantischen Oranier-Ordens fiel in diesen konfliktreichen Zeitraum – sein Erscheinen brachte die zunehmende Polarisierung der irischen Gesellschaft im Laufe dieser Jahre zum Ausdruck. Theobald Wolfe Tone, ein Revolutionär der ersten Stunde, verhandelte 1796 mit dem Direktorium über eine französische Invasionstruppe und vermittelte dabei den Franzosen das Bild eines sowohl von Katholiken als auch von protestantischen Dissenters getragenen Aufstandsbegehrens gegen das Joch der Briten.

1796 war in Irland ein Jahr der Repressalien gegen die *United Irishmen*, der Abwehrmaßnahmen der britischen Regierung gegen die befürchtete französische Invasion und eines gescheiterten Invasionsversuches gegen Ende des Jahres. 1798 wurden Aufstandspläne der *United Irishmen* noch vor dem Ausbruch der Rebellion aufgedeckt. Der Süden, der Westen und der Norden wurden Schauplatz von Kämpfen, die aufgrund der Überlegenheit der Streitkräfte der Regierung in einen Guerillakampf übergingen. Die Aufstandsbebewegung des Jahres 1798 kostete etwa 50.000 Menschen das Leben. Großbritannien versuchte in der Folge eine Loslösung wie im amerikanischen Fall zu verhindern; Irland sollte im Empire verbleiben. Es sollte ein Präzedenzfall für andere Teile des Empire vermieden werden – dem Verbleib des direkt vor der Haustür Londons gelegenen Irlands wurde daher höchste Priorität beigegeben. 1800 konnte dann mit dem *Act of Union* die bereits seit Jahren angestrebte Vereinigung Großbritanniens und Irlands zum Vereinigten Königreich gegen den Widerstand einer Reihe von Abgeordneten des irischen Parlamentes durchgesetzt werden. Mit

dem Ende der radikalen republikanischen Bestrebungen, 1803 kam es nochmals zu einem Aufstandsversuch der *United Irishmen* unter Robert Emmet in Dublin, konnte für mehr als 100 Jahre die unionistische Politik triumphieren.

Roy Foster beschreibt den Schritt zur Union mit folgenden Worten: „The subsequent step of a constitutional union between Ireland and England seems a logical consequence of the 1798 rebellion: a structural answer to the Irish problem, with overtones of 'moral assimilation' and expectations that an infusion of English manners would moderate sectarianism.“³

A. T. Q. Stewart gilt als der herausragende unionistische Historiker. Er beginnt seine Studie über die verborgenen Ursprünge der *United Irishmen* mit der Volunteer-Bewegung der siebziger Jahre, deren präziser Ursprungsort und -zeitpunkt umstritten ist. Auf dem Höhepunkt dieser Bewegung standen 100.000 Mann bereit: ursprünglich war sie entstanden aufgrund des ständigen Abzugs britischer Truppen aus Anlaß des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges und angesichts der Gefahr einer Landung französischer Truppen an der irischen Küste, um Irland zu verteidigen.

Gänzlich neu waren Volunteer-Truppen in Irland nicht, so gab es bereits 1641 und mehrfach im 18. Jh. ähnliche Kontingente. In den siebziger und achtziger Jahren entwickelten sie sich zu einer maßgeblichen politischen Kraft im Land und signalisierten letzten Endes auch den Willen zur Unabhängigkeit von Großbritannien. Aus den Reihen dieser von den bessergestellten Protestanten dominierten außerparlamentarischen Kraft kamen immer wieder Proteste gegen die Abhängigkeit des irischen vom britischen Parlament und gegen die seit Beginn

des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges über Irland verhängten Handelsbeschränkungen. Die Entwicklung politischer Unabhängigkeitsvorstellungen in der Volunteer-Kampagne war eine wichtige Voraussetzung für die Entstehung der *United Irishmen*. Ein weiterer wichtiger Beitrag stammt aus der irischen Freimaurerei, die in Irland eine frühe Blüte hatte. Verschiedene Logen beteiligten sich an der Volunteer-Bewegung, und auch die Beteiligung von Freimaurern an der Rebellion von 1798 ist weitgehend unbestritten. Für Katholiken und Protestanten war die Freimaurerei lange Zeit das einzige Feld, das ihnen eine Begegnung auf gleicher Ebene ermöglichte. *Stewart* betont, daß es zwei Strömungen presbyterianischer Überzeugungen gab, die dem Radikalismus der Volunteers entsprangen: eine, die über die *United Irishmen* zum Dissenter-Flügel von 1798 und dann zum ernüchterten Liberalismus des 19. Jhs. führte, und eine weitere, die sich der Regierung schrittweise annäherte, nm die Union zu unterstützen, und die auch zum Oranier-Orden führte – mit dem die Presbyterianer anfangs recht wenig zu tun hatten.

Die Wurzeln der *United Irishmen* liegen auch in der Französischen und Amerikanischen Revolution und nach *Stewart* nicht zuletzt in der Englischen der 1640er Jahre. Die Verbindungen zu Frankreich und seiner radikalen Entwicklung sind in vielerlei Hinsicht offensichtlich; die zur Englischen und zur Amerikanischen Revolution lassen sich an einem Beispiel verdeutlichen. *Stewart* schildert die Feiern der Belfast Whigs und Volunteers zum Jahrestag der Französischen Revolution anlässlich des 14. Juli 1791: das Porträt Mirabeaus wurde ebenso gezeigt wie das Benjamin Franklins. Die Vorbereitungen zu der Parade am 14. Juli

wurden am 15. Juni 1791 aufgenommen, dem Jahrestag der Unterzeichnung der Magna Charta. Die symbolhafte Wahl dieses Datums kam nicht von ungefähr: für die Whigs, die Feinde königlicher Vorherrschaft, bedeutete die Abtrotzung der Magna Charta einen wesentlichen Schritt auf dem Weg zur Machterweiterung des Parlaments im 17. Jh.

William Drennan, ein in Dublin ansässiger Radikaler, formulierte dem Plan zur Schaffung einer Geheimorganisation, die sich der Durchsetzung politischer Reformen widmen sollte, mit folgenden Worten: Es soll entstehen, „a benevolent conspiracy – a plot for the people ... the Brotherhood its name – the Rights of Men and the greatest Happiness of the Greatest Number its end – its general end Real Independence to Ireland, and Republicanism its particular purpose.“⁴ Die Gründer der *United Irishmen* von 1791 in Belfast waren beeinflusst von der europäischen Aufklärung, der Entwicklung der Französischen Revolution und vor allem auch von Thomas Paines *The Rights of Man*.

Stewart veröffentlicht im Anhang seines Buches einen Stammbaum der Familie Drennan; *Stewarts* Buch ist vor allem auch eine Geschichte des Lebensweges und der intellektuellen Entwicklung William Drennans.

Drennans Brief an seinen Schwager, in dem er die oben zitierten Aussagen über die zu gründende Gesellschaft traf, ist in der Textsammlung *John Killens* veröffentlicht.⁵ Berücksichtigt wurden neben Briefen Zeitungsartikel, Berichte und Auszüge aus Büchern, wie dem Werk Paines. *Killen* nutzte vor allem *The Times*, *Belfast Newsletter*, *Northern Star* und auch *The Sun*. Außerdem kommen des öfteren die *Journals of Theobald Wolfe Tone* sowie der Marquis Cornwallis, von

1798 an Vizekönig (lord lieutenant) in Irland, und Lord Castlereagh, dessen chief secretary, der der Art und Weise der Niederschlagung des Aufstands und der Herstellung der Union von England und Irland durchaus kritisch gegenüberstand, zu Wort. Das Buch *Killens* enthält einen zehnsseitigen Index, der hilfreich bei der Orientierung ist, und eine Reihe Schwarzweißabbildungen. Die Auswahl geht auch auf den gesamteuropäischen Zusammenhang (den Krieg mit Frankreich) ein und bettet somit den irischen bzw. den englisch-irischen Konflikt durch die Textzusammenstellung in dieses Umfeld ein. *Killen* legt eine brauchbare Textsammlung für an der Französischen Revolution und ihrer Epoche ebenso wie für an der Geschichte Irlands Interessierte vor.

Die Methoden der *United Irishmen* waren anfangs reformistischer Art, wie die ihrer Vorläufer in der Volunteer-Kampagne des zurückliegenden Jahrzehnts. Ein lockerer Zusammenschluß von Clubs konzentrierte sich auf die Mobilisierung der öffentlichen Meinung der Mittelschichten, um Druck auf eine unnachgiebige irische Regierung auszuüben mit dem Ziel, diese solle sich selbst wegreformieren. Eine Radikalisierung der Bewegung setzte auf Grund der restriktiven Gesetzgebung und der Isolierungspolitik in Folge des Krieges mit dem revolutionären Frankreich in 1793 ein. Die *United Irishmen* verfolgten nun eine Aufstandspolitik, strebten nach einer Allianz mit Frankreich, betrieben eine Rekrutierung auf breiter Basis unter den Unterschichten in Stadt und Land und eine paramilitärische Organisation. Nach ihren eigenen Angaben zählte die Bewegung Ende 1797 300.000 Mitglieder und hatte eine starke Basis im Kleinbürgertum. Regionale Schwerpunkte bildeten Dublin

und die Grafschaften Antrim und Down. Die Regierung reagiert auf die doppelte Bedrohung einer Invasion und eines Aufstandes mit rücksichtsloser Unterdrückung und der Festnahme der Führung der *United Irishmen* am Vorabend des Aufstandes. Zu lokalen Aufständen kam es im Mai und im Juni 1798 – der bedeutendste war der in der Grafschaft Wexford, dem zu spät und in zu geringer Stärke französische Kräfte im August zu Hilfe zu kommen versuchten.

Die Aufstandsbewegung in der an Wexford grenzenden Grafschaft Wicklow widmet sich die erste umfassende und alle Teile des Landstrichs einbeziehende Untersuchung von *Ruán O'Donnell*. *O'Donnells* Studie bezieht die gegen den Aufstand gerichtete Strategie der Regierung und den wachsenden Loyalismus vor Ort mit ein. Berücksichtigt werden soziale, ökonomische und politische Ursprünge der Rebellion in der Region; die Ursprünge der *United Irishmen* in Wicklow, ihre Organisation und Stärke in den einzelnen Herrschafts- und Pfarrgebieten und die Interaktion der *United Irishmen* mit ihren Gesinnungsgenossen in Wexford, Dublin, Kildare und Meath sind Gegenstand der Untersuchung. Die Entwicklung der Aufstandsbewegung wird einer tagesgenauen Nachforschung unterzogen.

County Wicklow – bislang eines der vernachlässigten Gebiete in der Historiographie der 1798er Rebellion – zählt zu den beständig und in hohem Maße von gewalttätigen Konflikten geprägten Grafschaften dieses Zeitraums. Das gilt sowohl für die Zahl der Todesopfer und Verwundeten, als auch für die Eingriffe in und Angriffe auf Eigentum. Vom ersten Moment der Feindseligkeiten an im Mai bis zum bitteren Ende im Oktober/November kämpften die *United Irishmen* in Wicklow, die

zeitweise 14.000 Mann in ihren Reihen zählten. Wicklow hatte aber auch eine äußerst großes Kontingent an Loyalisten, die die zweithöchste Rate in ganz Irland an Schäden an ihren Häusern, Geschäften und Gehöften zu beklagen hatten. Hier sind frühe Anhänger des Oranier-Ordens zu finden.

Wicklow war eine der ersten Grafschaften außerhalb Ulsters, die 1797 unter Kriegsrecht gestellt worden waren und es war die letzte, in der 1803 noch koordinierte Aktionen der Rebellen stattfanden. Keine Grafschaft sah mehr ihrer Einwohner in die Strafkolonien von New South Wales (Australien) ziehen als Wicklow.

Vom Juli 1798 an starteten die *United Irishmen* eine der ersten Guerillakampagnen Europas und nutzten hierfür die bergreiche Topographie der Region. Dieser Guerillataktik war militärisch nicht beizukommen – was zum Bau einer Militärstraßenverbindung in das Zentrum der Grafschaft führte. Als die französische Invasionsflotte am 22. August 1798 Killala erreichte, waren die Rebellen in Wicklow die einzige größere Einheit der Aufständischen, die noch bewaffnet war.

Wicklow blieb nach 1798, als in anderen Grafschaften der Aufruhr aus ökonomischen Gründen ausbrach, Brennpunkt des bewaffneten politischen Kampfes und trug 1803 auch zu Robert Emmets unterschätzter Revolte in Dublin bei.

Der politische Liberalismus der *United Irishmen* mit der Forderung nach politischer Repräsentation, individuellen Freiheiten und ökonomischen Chancen und Individualität wurde in den kommenden Jahrzehnten eindeutig von dem anderen Vernächtnis dieser Bewegung, dem Unabhängigkeitsstreben Irlands, überflügelt.

Wicklows Bedeutung für die republikanische Bewegung geriet in der

öffentlichen Diskussion in den Schatten der Ereignisse in Wexford, Antrim, Down und Mayo. Warum wich die Geschichtsschreibung der kommenden Jahrzehnte so weit von der tatsächlichen Relevanz Wicklows in den neunziger Jahren des 18. Jhs. ab? *O'Donnell* macht hierfür einerseits die Verdrängung protestantischer Kreise verantwortlich, die die Einbeziehung protestantischer Kräfte in die Aufstandsbewegung nur schwerlich akzeptieren konnten – einige der militantesten Kommandeure der Rebellen in Wicklow waren Protestanten (z. B. William Byrne). Zudem gab es für die kommenden Generationen kaum Material, das aufzuarbeiten war: von staatlicher Seite waren keine Aufzeichnungen erschienen, es existierten „nur“ die Memoiren einiger Berufssoldaten; aus den Reihen der Aufständischen lag die Autobiographie des Rebellenführers Joseph Holt vor, die wegen ihres vom Verleger aufgezwungenen Stils recht unpopulär war. Im 19. Jh. wurde auch eine einseitige, idealisierende Schilderung der 98er Ereignisse in Wicklow aufgenommen, die weder dem blutigen, mörderischen Charakter der Vorgänge gerecht wurde, noch die Periode nach dem Juli 1798, in der Wicklows Aufständische weiterhin eine bedeutende Rolle spielten, einbezog.

O'Donnell stützt sich u. a. auf staatliche Dokumente bzw. auf Aufzeichnungen von Personen in staatlichem Dienst oder loyalistischer Gesinnung, außerdem auf Quellen aus den Reihen der Aufständischen. Er kann sich auch auf Editionen beziehen, die seit etwa Mitte des 20. Jhs. vorliegen. Stephen Howe beklagte erst kürzlich⁶, daß trotz der Explosion neuerer Untersuchungen zu 1798 Studien zur Geschichte der militärischen Auseinandersetzungen während des Aufstandes fehlen würden – für Wicklow liegt eine solche De-

tailstudie mit *O'Donnells* Buch nun vor.

Kaum anders als die Kette der Veranstaltungen in der Bundesrepublik anlässlich der 150-Jahrfeiern der Revolution von 1848/49 fanden im Norden und Süden der irischen Insel eine Vielzahl von Veranstaltungen in Erinnerung an den Aufstand der *United Irishmen* 1798 statt. Vorträge, Seminare, Tagungen, Ausstellungen wurden vorbereitet und begleitet von einer kleinen Flut von Publikationen zum Thema. Darunter befanden sich eine Reihe von Studien zur Entwicklung in einzelnen Grafschaften, neben der zu Wicklow, Publikationen zu Wexford, Kildare, Antrim und Down.

In der wissenschaftlichen Debatte der vergangenen Jahre und verstärkt in Hinblick auf die 200-Jahr-Veranstaltungen und -Feierlichkeiten wurde deutlich, daß trotz vieler neuer Detailstudien angesichts der politischen Zersplitterung keineswegs von einem neuen Forschungskonsens die Rede sein kann.

Roland Ludwig

- 1 Über die Forschungskontroversen, die Publikationen und Veranstaltungen zur 200-Jahrfeier berichtet S. Howe, *Speaking of '98: History, Politics and Memory in the Bicentenary of the 1798 United Irish Uprising*, in: *History Workshop Journal* 47 (1999), S. 222-239.
- 2 Ebenda, S. 226 ff.
- 3 R. F. Foster, *Modern Ireland 1600-1972*, 8. Auflage, London u. a. 1989, S. 282.
- 4 J. Killen, Introduction zu: ders. (Hrsg.), *The Decade of the United Irishmen. Contemporary Accounts 1791-1801*, Belfast 1997, S. 1.
- 5 Killen berücksichtigt – der Untertitel seines Buches gibt nur den Zeitraum bis 1801 an – Texte bis einschließlich 1803.

- 6 S. Howe, *Speaking of '98: History, Politics and Memory in the Bicentenary of the 1798 United Irish Uprising*, in: *History Workshop Journal* 47, 1999, S. 234.

Michael Zeuske/Max Zeuske, Kuba 1492-1902. Kolonialgeschichte, Unabhängigkeitskriege und erste Okkupation durch die USA, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 1998, 472 S.

Kuba hat nicht nur in den letzten Jahrzehnten Aufsehen erregt. Die Insel im Zentrum der Karibik hat für die spanische Kolonialmacht und die Entwicklung über Jahrhunderte ihre Bedeutung besessen, lange bevor sie zu einem begehrten Objekt von strategischer Bedeutung für die USA wurde und diese Schlüsselstellung auch in der Systemauseinandersetzung ab 1959 bewahrte. Nicht nur die kubanische Geschichte der letzten Jahrzehnte hat wegen ihres aufsehenerregenden Verlaufs und ihrer internationalen Auswirkungen Niederschlag in einer fast unübersehbaren Flut wissenschaftlicher und publizistischer Analysen gefunden, auch die ältere Geschichte Kubas und die Suche nach langfristigen Wirkungen der jahrhundertelangen Abhängigkeit ist zunehmend auf Interesse gestoßen.

Sich erneut und in einem Entwurf über Jahrhunderte der gesellschaftlichen Entwicklung Kubas bis zum Beginn der nominellen Unabhängigkeit am Anfang des 20. Jhs. anzunehmen, ist ein Wagnis. Dafür spricht in der Tat, daß im deutschsprachigen Raum Überblicksdarstellungen Mangelware sind, wie die Autoren zu Recht feststellen. Insofern setzt ein solches Unterfangen die Verarbeitung der umfangreichen spanisch- und englisch-

sprachigen Literatur voraus, wovon die 22seitige Bibliographie zeugt.

Die Monographie spannt den Bogen von den Anfängen der spanischen Conquista Kubas bis zur Etablierung US-amerikanischer Interessen im Bündnis mit der kubanischen Oberschicht, wobei das 18. und 19. Jh. den Schwerpunkt der 16 Kapitel bilden. Wenn dabei die Verliebtheit in Details die Gesamtlage manchmal eher zu einem Kompendium denn zu einer knappen Übersicht gedeihen läßt, ist das nicht unbedingt von Schaden: eben das Bemühen, die ökonomischen, sozialen und übrigen gesellschaftlichen Prozesse und Ereignisse in ihrer Gesamtheit zu erfassen und nicht unbedingt – bei aller auch dargestellten Bedeutung – bei den politisch-administrativen Fragestellungen zu verharren, möchte der Rez. doch positiv bewerten. Gerade eine der wenigen, nach 1989 in einer zweiten Auflage erschienen, deutschsprachigen Darstellungen der Gesamtgeschichte Kubas (Jürgen Heli) hatte diese Rangfolge umgekehrt, der sie in der ersten Auflage (1966) für das 19. Jh. noch zuneigte. Das Jahr 1992 hatte viele Details neu oder wieder beibehalten, die mit der Ankunft der Spanier in der Neuen Welt zu tun haben; Kuba hat dabei nicht unbedingt im Mittelpunkt gestanden. Deshalb sind die anfänglichen vergleichsweise ausführlichen Betrachtungen über den Prozeß der Eroberung und Besiedlung, die Städtegründungen und die frühen Wirtschaftsverhältnisse, die Herausbildung des spanischen Verwaltungssystems, die Zerstörung der vorgefundenen Lebensverhältnisse wegen ihrer Konkretheit beeindruckend. Dies in erster Linie, weil sie die Alltagsprozesse nicht auf der Strecke lassen und weil sie zu erklären versuchen, weshalb einerseits die Überwindung der originären Verhältnisse erfolgte, anderer-

seits frühe Siedlungsversuche der Spanier scheiterten. Dabei gelingt eine wiederum ins Einzelne gehende differenzierte Sicht auf die – oft genug einseitig interpretierte – Rolle Kubas im Gesamtkonzept der spanischen Conquista amerikanischer Gebiete und der Bedeutung der Grenzen indianischen Widerstandes. Beachtung verdienen die – in den folgenden Kapiteln mehrfach wieder aufgenommenen – Überlegungen über die Herausbildung und Entwicklung des Grundbesitzes und einer kreolischen Oberschicht sowie frühe Ansätze einer regionalen Differenzierung und Rivalität auf der Karibikinsel.

Wenn Kuba, wie festgestellt (u.a. S. 56 ff.), bis zur Mitte des 18. Jhs. zur wichtigsten Dienstleistungskolonie des spanischen Imperiums wurde, erklärt das auch, daß es in den folgenden Auseinandersetzungen anderer europäischer Mächte und später auch der USA mit Spanien und wegen seiner wachsenden ökonomischen Bedeutung seit der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts verstärkt Aufmerksamkeit erfuhr und zu einem wichtigen Testfeld für die dringend notwendigen Reformen der spanischen Krone wurde. Der Vorzug der Darstellung der Autoren über diese Fragen besteht darin, daß sie sich nicht auf eine „Nationalgeschichte Kubas“ beschränken, sondern etwa beim Spanischen Erbfolgekrieg und seinen Folgen den Zusammenhang zwischen spanisch-europäischer Politik, der Situation in den überseeischen Kolonien Spaniens und den sich schrittweise artikulierenden Eigeninteressen der kreolischen Oberschicht deutlich machen, die durch die Möglichkeiten einer See- und Schmuggelökonomie und über das heiß umkämpfte Tabakmonopol der Krone ihr frühes Profil erhielten, bevor die Zukunftswirtschaft ihren Siegeszug antrat.

Trotz der geringen Bevölkerung (1774 gut 170.000 Einwohner, davon knapp 100.000 Weiße) vertiefte sich die soziale Differenzierung, und neben der Herausbildung einer eng untereinander verbundenen Nobilität mit Grundbesitz, Posten und Titeln und dem einflußreichen (aber nicht reichen) Klerus wuchs die Zahl freier Bauern, unter denen die Tabakbauern (*vegueros*) eine spezielle Gruppe bildeten. Die im Vergleich zur Gesamtbevölkerung bedeutende Zahl der Freigelassenen und deren Nachkommen bildeten speziell in Havanna und anderen städtischen Zentren eine wichtige, in sich weiter aufgesplittete Gruppe.

Angesichts der Tatsache, daß afrikanische Sklaven zeitig am Beginn der Kolonialherrschaft in die Karibik gelangten und bis in das letzte Drittel des 19. Jhs. das Funktionieren des Kernstücks der kubanischen Ökonomie, der Zuckerwirtschaft, sicherten, ist es richtig und notwendig, daran zu erinnern, daß Kuba vor 1740 keine Massensklaverei und auch deshalb keine besonders ausgeprägte Sklavereigesetzgebung kannte. Bei der extensiven Erörterung der Sozialstruktur bis in das 18. Jh. wird deutlich, daß die Gruppe der Freigelassenen in den Städten in Dienstleistung und Handwerk eine starke Stellung besaß, und daß selbst die sogenannten Königssklaven der Kupfergebiete in Oriente, trotz Veränderungen gegenüber der Anfangssituation, einige Sonderrechte bewahren konnten. Wesentlich, weil in der Literatur nicht immer beachtet, bleibt auch die Feststellung, daß soziale Abstufungen zwischen den freien Farbigen und seit der Mitte des 18. Jhs. immer zahlreicher ins Land kommenden neuen Sklaven aufrechterhalten und teilweise vertieft wurden.

Für den beginnenden Aufstieg Kubas zum „Zentrum eines antillanisch-

amerikanischen Plantagenreiches“ (S. 183) gaben die nach kurzer englischer Besetzung Havannas 1762 realisierten Reformen Spaniens Impulse, den ersten Zuckerboom Kubas beflügelte die haitianische Revolution durch den Ausfall der Produktion in Saint-Dominque/Santo Domingo.

Von den vielschichtigen Prozessen, die bis etwa 1840 den Aufstieg Kubas zur ersten Zuckermacht und die Entwicklung der Massensklaverei bewirkten, haben die Autoren u.a. die folgenden hervorgehoben:

Unter den Bedingungen der Revolution in Frankreich und der Unabhängigkeitsrevolutionen in den europäischen Kolonien Amerikas fand die spanische Krone in ihrem Bemühen um den Erhalt Kubas als Kolonie einen treuen Verbündeten in der kubanisch-creolischen Oberschicht, deren Existenzgrundlage die auf Sklavenarbeit beruhende Plantagenwirtschaft war.

In Zeiten der Besetzung Spaniens durch Napoleon und der weitgehend unterbrochenen Verbindungen zur Metropole entwickelte sich mit Havanna als Zentrum eine nahezu autarke Wirtschaft; in die Jahre 1815–1820 fällt der höchste Import von Sklaven in der kubanischen Geschichte – und der soziale Aufstieg kubanischer Sklavenhändler mit Billigung Spaniens.

Die Ausdehnung der Zuckerwirtschaft um Havanna, Matanzas, Trinidad und Santiago de Cuba ist nicht nur ein extensiver Prozeß; von den 1820er Jahren an hält relativ rasch die Technik Einzug (vor allem Dampfmöhlen, Vakuumkocher, Zentrifugen; Eisenbahnen) und befördert den Übergang von der traditionellen *trapiches* zu den seinerzeit modernen *ingenios* mit ihrer Trennung von Zuckerrohrrente und -verarbeitung. Unter Weiternutzung der harten extensiven Sklavenarbeit wird so die Herausbildung moderner kapita-

listischer Agrarbetriebe gesichert, die von der wachsenden Nachfrage in Europa nach 1814/15 und in den USA leben.

Erst mit der Ausprägung der Massensklaverei auf Kuba erfolgen auch eine strengere Reglementierung der Lebensbedingungen der Sklaven, ein hartes Vorgehen gegen Widerstand (*Aponte* 1811/12) und das nach den Unruhen Anfang der 1840er Jahre verstärkte Bemühen, ein zahlenmäßiges Übergewicht der Weißen zu garantieren. So intensiv die ökonomischen, technischen und sozialen Veränderungen im Bereich der Zuckerwirtschaft im Kuba des 19. Jhs. in der Literatur bereits erläutert worden sind (u.a. *Moreno Fragnals*, *R. Ely*), die konkrete Illustrierung ihrer sich verändernden Techniken und Methoden (*S.* 188ff.) ist nützlich. Die differenzierte Sicht der Autoren bekommt auch der Wertung von zwei in der Tat komplizierten Problemen: die Härte des Sklavendaseins sollte bei aller Anerkennung von Unterschieden in den verschiedenen Kolonien europäischer Mächte in der Karibik und auf dem amerikanischen Festland nicht zu generellen Formulierungen von einer „humaneren Sklaverei“ in den spanischen Kolonien führen, und die massive Nutzung ihrer Arbeitskraft auf den Zuckerplantagen stand eben dem technischen Fortschritt des 19. Jhs. nicht im Wege.

Der Aufstieg des kubanischen Zuckers war von der wachsenden Allianz Havanna – Madrid begleitet (*S.* 235). Reformbestrebungen der kubanisch-creolischen Oberschicht, wie sie *Aran-go y Parreño* am eindeutigsten am Beginn des 19. Jhs. formulierte, setzten auf wirtschaftlichen Aufschwung unter Nutzung der Sklaverei. Erst allmählich wurden frühe Ansätze einer kubanisch-nationalen, von der spanischen unter-

schiedenen Identität formuliert, von denen aber nur einzelne die Aufhebung der Sklaverei, kaum schon die Integration der Farbigen in eine von Spanien unabhängige künftige kubanische Nation forderten (*F. Varela*).

Es entspricht dem breiten Ansatz der Monographie, wenn die Autoren auch diese Vorstellungen einer differenzierten Analyse unterziehen. Das gilt ebenso für die umfangreichen Bemerkungen über die Sklaverei im 19. Jb., die bis zur Nennung der verschiedenen Kulte und Religionen und der afrikanischen Herkunftsgebiete reicht. Die Sklaven Kubas machten 1843 über 43 Prozent der gesamten Bevölkerung aus, den höchsten je erreichten Anteil, und stellten noch am Vorabend des ersten Unabhängigkeitskrieges knapp ein Viertel der Einwohner, während der Anteil der freien Farbigen rückläufig war. Mit der Hilfe ersterer stellte die Zuckergewinnung drei Fünftel der landwirtschaftlichen Produkte, die Kaffeeproduktion nahm ebenfalls einen starken Aufschwung, und der Tabak kehrte in seine starke Position zurück.

Den neuen Dimensionen der kubanischen Entwicklung entsprach die Bedeutung der ab 1868 einsetzenden Unabhängigkeitskämpfe in Kuba. Die Autoren bescheinigen diesen militärisch-politischen Auseinandersetzungen gesamtamerikanische und atlantische Bedeutung, da im Umfeld (USA-Expansion wegen Texas, französische Intervention in Mexiko, Bürgerkrieg der USA und Unabhängigkeitsbewegung in Kuba) lateinamerikanische Interessen artikuliert wurden und gleichzeitig der Niedergang Spaniens offensichtlich war. Die im Vergleich zu anderen Abschnitten relativ kurz behandelten Passagen über den Krieg 1868–1878 und die anschließende Protestaktion der *Guerra Chiquita* gegen den Kompromiß von Zanjón

verdeutlichen die starke Differenzierung innerhalb der politisch-militärischen Führung, die durch regionale Sonderinteressen noch vertieft wurde. Trotz der Niederlage der Bewegung vollziehen sich in der kubanischen Gesellschaft weitreichende Veränderungen: de facto werden die Rebellen als kriegführende Partei anerkannt, die gesetzlichen Grundlagen für die Aufhebung der Sklaverei geschaffen, Kuba wird überseeische Provinz Spaniens und der traditionelle Großgrundbesitz im Osten Kubas zerstört. Während hierüber in der nationalen Historiographie Kubas umfangreichere Untersuchungen existieren, haben die zwischen den beiden Unabhängigkeitskriegen vor sich gehenden ökonomischen und sozialen Transformationsprozesse mit ihren recht unterschiedlichen konkreten Wirkungen in den einzelnen Regionen Kubas erst in der letzten Zeit mehr Beachtung gefunden. Dafür bietet die Darstellung Belege (vor allem Cienfuegos und Lajas), die auch illustrieren, daß in dieser Periode die Herausbildung modernerer *centrales* als Zentren der Zuckerindustrie beginnt, ehemalige Sklaven nach der Aufhebung der Sklaverei als Bauern, Zuckerarbeiter oder Handwerker tätig werden und die Zusammensetzung der Bevölkerung sich durch die wachsende spanische Immigration erneut verändert.

Der in Verlauf und Ergebnissen kurz, bei der Programmatik fast sparsam beschriebene zweite Unabhängigkeitskrieg der neu formierten sozialen und politischen Kräfte endet, vor dem sich abzeichnenden Sieg der Republik in Waffen, mit dem Eingreifen der USA und ihrer ersten Besetzung Kubas. Diese, je nach Standpunkt, oft einseitig beschriebenen Vorgänge erhalten in der Darstellung der Autoren dadurch ihren Wert, daß sie die unter-

schiedlichen Vorstellungen auf beiden Seiten nennen: die sich im Falle der USA durchsetzende Entscheidung zugunsten einer indirekten Beherrschung der formal unabhängigen neuen Republik Kuba ebenso wie das Übergewicht der gemäßigten Kräfte in der politisch-militärischen Führung der Befreiungsarmee, die ein Zusammengehen mit den USA befürworten. Ob man diese Allianz und ihre unmittelbaren Folgen unbedingt als „paktierte Transition“ bezeichnen muß, sei dahingestellt. Deutlich wird, daß durch das Wahlrecht für die Konstituante die an den Befreiungskriegen aktiv beteiligte farbige Bevölkerung weitgehend ausgeschaltet wurde und mit dem aufgezwungenen *Platt Amendment* die juristische Rechtfertigung für künftige Eingriffe der USA in die innere Entwicklung Kubas perfekt war.

Die Arbeit der *Zeuskes* zu lesen, ist wegen der Materialfülle nicht einfach, wegen etlicher origineller Ansätze der Interpretation aber gewinnbringend. Sicher kann man bei einer so umfangreichen Darstellung Wünsche anmelden: so hätten einige Zahlenangaben vielleicht besser in Tabellen als in den laufenden Text gepaßt, die Vielzahl kubanischer Begriffe in ein Verzeichnis als Anhang, und daß auch unstrittige Begriffe sehr häufig in Anführungszeichen gesetzt werden, übr sie hervorzuheben, stört einfach beim Lesen. Wohltuend unterscheidet sich die Monographie, bei allem Bemühen um Originalität, von anderen durch Verzicht auf vordergründige Polemik gegen abweichende Auffassungen, ohne auf Auseinandersetzung zu verzichten.

Diese kenntnisreiche Darstellung der kubanischen Gesellschaftsgeschichte ist eine Bereicherung der wahrlich nicht kleinen Anzahl von Arbeiten über

die Karibikinsel und ihre Entwicklungsprobleme.

Werner Pade

Patricio Valdivieso, Ein Weg zur Sozialreform in Lateinamerika. Die Rezeption der katholischen Soziallehre Europas in Chile, 1880–1920 (Historamericana Bd. 7), Akademischer Verlag Heinz, Stuttgart 1998, 451 S.

Bei diesem Buch handelt es sich um eine an der Katholischen Universität Eichstätt entstandene Dissertation. Die Absicht des Verf. ist es, ausgehend von den gegenwärtigen sozialen Problemen Chiles, die zeitweilig durch eine radikale neoliberale Politik unter der Ägide der sog. Chicago-Boys beträchtlich zugespitzt wurden, die Entstehung der sozialen Frage in Chile zu untersuchen und der Frage nachzugehen, welche Rolle die katholische Soziallehre dabei spielte. Der Verf. beschränkt sich in seiner Arbeit nicht auf die Analyse der Reformdebatten, die die chilenischen Katholiken unter dem starken Einfluß der europäischen katholischen Soziallehre und angesichts der sich verschärfenden, oft gewalttätig ausgetragenen sozialen Proteste in Chile zwischen etwa 1880 und 1920 führten. Darüber hinaus bemüht er sich, auf der Grundlage der vorhandenen Literatur die Erschwernisse in den Lebensbedingungen der Arbeiter- und sozialen Untergruppen in Chile um die Jahrhundertwende in ihren Facetten von den Wohnungsproblemen bis zum Alkoholismus darzustellen. Insofern ist das Buch auch im engeren Sinn ein Beitrag zur Sozialgeschichte Chiles. Der Verf. würdigt, daß die katholische Kirche Chiles auf dem Hintergrund der krisenhaften Stimmungen, die sie in dem

Untersuchungszeitraum durchlief, für neue Ideen und eine geänderte Sicht der sozialen Verhältnisse aufgeschlossen wurde und dort Anregungen zur Sozialreform zu geben vermochte, wo die Regierungen und die liberalen Führungsgruppen des Landes die Dinge noch eher verschlossen und gleichgültig betrachteten. Hierin lagen, faßt der Verf. zusammen, die Anfänge des „modernen“ Katholizismus in Chile. Insgesamt bietet das Buch einen informativen Einblick in einen Teilbereich lateinamerikanischer bzw. chilenischer Politik und Gesellschaft, der gerade dem deutschsprachigen Leser ansonsten schwer zugänglich ist. Nachteilig ist die mitunter etwas holprige Diktion.

Michael Riekenberg

François Jean und Jean-Christophe Ruflin (Hrsg.), Ökonomie der Bürgerkriege, Hamburger Edition, Hamburg 1999, 478 S.

Money makes the world go around, sang Liza Minelli in dem Film „Cabaret“, und Ähnliches gilt anscheinend auch für die Bürgerkriege und kriegsartigen Gewaltkonflikte in den Peripherien heute, die südöstliche Randzone Europas inbegriffen. Die Hrsg. gehen davon aus, daß man diese Kriege lange Zeit sozusagen zu wörtlich genommen und als Stellvertreterkriege oder als ideologische Kriege zwischen Weltanschauungsparteien betrachtet hat. Heute könne man sie nunmehr endlich frei von den ideologischen Fesseln des Kalten Krieges und mit der gebotenen Nüchternheit analysieren, um wie es heißt eine „neue und fruchtbare Richtung in der Konfliktforschung zu eröffnen.“ Nun sind die Beiträge in diesem Band, allesamt von französischen Sozialwissenschaftlern, die meisten überdies in der direkten

Politikberatung in Frankreich tätig, verfaßt, in ihrer Argumentation nicht so gänzlich neu, wie es die Einleitung verspricht. Die „Ökonomie“ kriegerischer Gewalt ist ja spätestens seit Marx kein unbekanntes Thema. Auch ist sie an anderer Stelle bereits auf der Grundlage von Konzepten und Begriffen behandelt worden, die im Vergleich zu den Beiträgen in dem hier zu besprechenden Buch in theoretischer Hinsicht anspruchsvoller sind und die deswegen unabhängig von ihrem „Wahrheits“-Gehalt wichtige Denkanstöße geben können. Georg Elwerts Konzept des Gewaltmarkts wäre ein Beispiel. Anregend bis hin zur Provokation und für den Leser, der sich über verschiedene Konfliktgebiete in der gegenwärtigen Welt einen Überblick verschaffen will, hochgradig informativ ist der vorliegende Band dennoch allemal. Dies liegt daran, daß die „Ideologie“ nun nicht einfach, wie der Titel des Buchs etwas mißverständlich suggerieren könnte, durch die „Ökonomie“ als Ursache kriegsartiger Gewaltkonstellationen ersetzt wird. Im Vordergrund des Interesses steht vielmehr die wirtschaftliche Dimension der (bürger-)kriegsartigen Handlungen, weil jede bewaffnete Bewegung, so die plausible Ausgangsthese, will sie Kriege über einen auch nur ein wenig längeren Zeitraum führen, eine Reihe materieller Probleme lösen muß, die sich als ökonomische Zwänge darstellen. Diese These erweist sich bei der Betrachtung ganz verschiedener Fälle, die von Kambodscha über Afghanistan und den Libanon bis nach Bosnien und Lateinamerika reichen, als fruchtbar. In konzeptioneller Hinsicht am meisten bietet dabei der einleitende Beitrag von *Jean-Christophe Rufin* über die „Kriegswirtschaft in internen Konflikten“, in dem er kriegswirtschaftliche Organisationsformen danach unter-

scheidet, ob sie sich auf der Grundlage geschlossener Kriegswirtschaften strukturieren wie im Fall der meisten „klassischen“ Guerillabewegungen oder aber ob es sich um offene Kriegsökonomien handelt bis hin zur „revolutionären“ Nenerung der Nutzung humanitärer Schutzgebiete durch Aufstandsbewegungen. Weil *Rufin* konsequent dem Kriterium treu bleibt, bewaffnete Bewegungen nach dem Muster der räumlichen Ent- oder Verflechtung lokaler Kriegsökonomien einzuteilen, nicht aber nach ihren Motiven, Zielen oder Bekundungen, betreibt er eine ernüchternde Reinterpretation zeitgenössischer Guerilla- und Aufstandsbewegungen. Bleibt nach der Lektüre des Bands abschließend zu fragen, ob die Reduzierung einer Gewalt Handlung auf die Organisationsmuster einer Kriegs- oder Raubökonomie nicht neue Einseitigkeiten bei der Betrachtungsweise schafft. Oder um im ökonomischen Jargon zu bleiben: Kriegshandlungen schaffen Angst, und die „Angstbewirtschaftung“, so der Soziologe Norbert Elias in seinem Büchlein „Über die Einsamkeit der Sterbenden“, ist eines der wichtigsten Mittel, um Herrschaft von Menschen über Menschen aufzubauen. Davon findet sich in diesem Band aber nichts.

Michael Riekenberg

Andreas Eckert, Grundbesitz, Landkonflikte und kolonialer Wandel. Douala 1880–1960 (Beiträge zu Kolonial- und Überseegeschichte Bd. 70), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1999, 504 S.

Die Stadt als Gegenstand historischer Afrikaforschung erfreut sich erst in jüngerer Zeit größerer Beliebtheit. Aus klassischer anthropologischer Sicht war

sie nie interessant genug; das wahre, ursprüngliche Afrika mußte sich in normativer Setzung weitab von dieser kolonialen Einrichtung in irgendeinem Dorf befinden und konkret während der „Feldforschung“ (sic!) dort auch finden lassen. Die Erforschung einer vermuteten Ursprünglichkeit – häufig auch die Suche nach den Traumbildern des eigenen Exotismus – war notgedrungen entbehrungsreich und daher per se schon als Pioniertat geadelt. Der „Asphalthistoriker“ dagegen wurde gerne hochmütig belächelt. Aus heutiger Perspektive ist diese Sozialromantik nicht mehr zu rechtfertigen. In Kamerun leben heute weit über 40% der Bevölkerung in Städten, das politische Leben spielt sich vor allem hier ab und eine Reihe von Konflikten (zumal ethnischer Färbung) entstehen zuvor-derst in der Stadt. Dies ist noch nicht einmal eine jüngere Entwicklung, wie man bei *Eckert* nachlesen kann. Redliche Geschichtsschreibung sagt ganz bewußt immer auch etwas über die Zeit ihrer Entstehung aus, über Interessen der damals und heute Lebenden und über zeitgenössische und aktuelle Debatten. Dies kann mit dem Blick auf einen städtischen Raum und die dort verfügbaren Quellen weit leichter geschehen als mit Blick auf die Fiktion „des“ afrikanischen Dorfes.

Douala war als „klassischer“ Fall einer Kolonialmetropole ein Ort sowohl der Zuwanderung, als auch eines administrativen sowie kommerziellen Bedarfs an Land – und somit auch der Konflikte um dieses zentrale Produktionsmittel. In einer solchen Stadt war der Kontakt zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten notwendigerweise ungewöhnlich intensiv; dies spiegelt sich auch in den vorhandenen Quellen zur Landfrage. Eine eingehendere Untersuchung auf der Basis eines breiten Aktenstudiums bietet sich also an.

Aussagen zur kolonialen Stadt existieren bereits in Vielzahl, geraten aber oft impressionistisch und vage, während hier die Kärnerarbeit im Archiv auf Vollständigkeit hin angelegt ist. Eckerts Anspruch geht aber sehr viel weiter, als lediglich das durchaus vorhandene Wissen zum Gegenstand zu vermehren: Er möchte über den engen thematischen und geographischen Rahmen hinaus Probleme und Angebote der Geschichtsschreibung zu Afrika verständlich machen, was ihm an vielen Stellen eindrucksvoll gelingt. Tatsächlich erweist sich so das Thema als geeignet, um die rechtlichen, ökonomischen, politischen und gesellschaftlich-kulturellen Sphären einer kolonialen Gesellschaft über den Zeitraum von 80 Jahren in ihrem Zusammenspiel zu beleuchten. Breiter Raum wird außerdem der Verdeutlichung methodischer Probleme eingeräumt. Der äußerst quellenkritische Zugang gestattet dem Autor denn auch selten nur plakative Aussagen, so daß in den Wertungen relativierte oder tendenzielle Aussagen vorherrschen.

Das vorliegende Werk behandelt vier verschiedene Epochen: Ein Kapitel (Kapitel 2) ist dem vorkolonialen Leben der Dnala unter besonderer Berücksichtigung des gewohnheitsrechtlichen Zugangs zu Land gewidmet. Dies ist für die Einordnung der folgenden Ausführungen von Belang, wenn man bedenkt, daß Wasser kosmologisch und ökonomisch für das Fischer- und Händlervolk damals noch von größerer Bedeutung war als Land. Diese Gewichtsverteilung änderte sich stetig mit der im dritten Kapitel umfassend gewürdigten Urbanisierung in der Zeit bis zur Weltwirtschaftskrise, die allerdings auch mit einer Ausweitung der landwirtschaftlichen Produktion, insbesondere der Kakaoproduktion, durch Douala-Unternehmer im Moungo-

Gebiet einherging. Nun entwickelten sich in der Stadt aber bereits heftige Konflikte um Land, die häufig im Zusammenhang mit Enteignungen und Entschädigungen standen. Die Entwicklungen bis zum Ende des zweiten Weltkriegs werden in einem knapperen vierten Kapitel aufgezeigt. Im Zeichen einer Routinisierung der Beziehungen zwischen Kolonialmacht und Stadtbewölkerung verzichteten beide Seiten auf spektakuläre Konfrontationen: Gerade in dieser Phase vollzog sich aber die Hinwendung der Douala-Elite zu einer städtisch geprägten Kultur; der städtische Grundbesitz gewann an Wert und Auseinandersetzungen um Land prägten vor allem die Beziehungen innerhalb der Douala-Gesellschaft, innerhalb von Familien und Clans. Der Zugang zu Land wurde gleichzeitig als Kriterium sozialer Stratifikation immer wichtiger. Die relative Bedeutung Doualas als Zentrum des politischen Widerstands in der Dekolonisationsphase und ungekannte Herausforderungen städtischer Neuordnung (massenhafte Zuwanderung, „New Bell“) rückten deren landrechtlichen Folgen bis zur Unabhängigkeit in einem fünften Kapitel wieder stark in den Vordergrund.

Besondere Beachtung verdienen die Ausführungen *Eckerts* zum städtischen Grundstücksmarkt und der relativen Bedeutung desselben für „die“ Douala. Der Verfasser kommt auf der Basis seiner Informationen zum Schluß, daß vor der Weltwirtschaftskrise kaum ein einziger Douala wirklich allein von Grundstücksgeschäften als Rentier lebte. Mit dem Niedergang des Kakao-marktes und grassierendem Arbeitskräftemangel wurden die cash crop-Plantagen im Laufe der 1930er Jahre immer unwichtiger, allerdings in einem sehr viel langsameren Prozeß als bisher angenommen. Investitionen in städtischen Grundbesitz und die Tätigkeit in

„white collar“-Berufen gewannen an Bedeutung.

Natürlich bleiben auch einige Wünsche offen: Nur implizit oder in Andeutungen werden so etwa neuere und neueste Entwicklungen und hier besonders die Ethnisierung des gesamten öffentlichen Lebens seit der Unabhängigkeit angesprochen, deren Wurzeln in den 1930er Jahren allerdings gut verdeutlicht werden. Gerne hätte man die Linien der Kontinuität durchgezogen gesehen, ihre Brüche aufgezeigt bekommen. Insbesondere der Aspekt der „invention of tradition“ einer gemeinsamen „Sawa“-Identität der Küstenethnien unter Anleitung von regime-nahen Douala-Notabeln verdiente hier Aufmerksamkeit, zumal die gleichen Kreise in früheren Generationen Rechte der Bassa oder Bakoko-Zuwanderer bestritten hatten. Welches Maß an „social engineering“ hierzu notwendig ist, welche Akteure daran beteiligt sind und welcher Stellenwert Land, Wasser, Ahnen oder der neotraditionalistischen Vereinigung „Ngondo“ dabei zugemessen werden, ließe sich erst in historischer Perspektive gewinnbringend analysieren. Die Konfrontation hergebrachter landrechtlicher Vorstellungen bei Zuwanderern und Douala ist eine weitere Facette des spätkolonialen Landkonflikts, der gegenüber den sozialen Fragen in der „ville cruelle“ (Mongolo Beti) zu wenig Raum gegeben wird. Der geringe Anteil der Immatrikulation von Grundbesitz durch Nicht-Douala (nämlich gerade neun Prozent) wird konstatiert, aber kaum, warum diese eben nicht – wie die Douala – eine „verstärkte Hinwendung zu europäisch definierten Grundbesitzformen“ vollzogen. Dies hätte aber womöglich den Rahmen der Arbeit gesprengt.

Ähnliche Studien zu anderen ländlichen und vor allem städtischen Gebie-

ten wären daher sehr erwünscht. Eine vergleichbare Studie zur Hauptstadt Yaoundé, wo die Auseinandersetzungen zwischen autochthonen und allochthonen Bevölkerungsteilen heute als noch problematischer gelten müssen, wäre als erstes einzuklagen. Die gesetzten Standards sind bereits hoch: Eckert hat für seine Arbeit eine Fülle bisher noch nicht genutzter Quellen, vornehmlich aus diversen Archiven Kameruns, herangezogen und verarbeitet, damit auch wertvolles Material der Nachwelt gesichert. Dem vorhandenen Wissensstand zum vorkolonialen und kolonialen Douala werden nicht nur wichtige inhaltliche Ergänzungen, sondern auch aktualisierte und lesenswerte Interpretationen beigelegt.

Andreas Mehler

Paul J. Magnarella (Hrsg.), *Middle East and North Africa: Governance, Democratization, Human Rights*, Ashgate, Aldershot 1999, 254 S.

Ein Buch zur richtigen Zeit, mag man denken, wenn man *Paul Magnarellas* Sammelband zu Herrschaft, Demokratisierung und Menschenrechten in der arabischen Welt entdeckt. Zehn Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges wäre es interessant, ein Resümee der Demokratisierungsbestrebungen in der arabischen Welt und eine Zusammenfassung der sie begleitenden wissenschaftlichen Debatten zu lesen. Schließlich haben sich die Länder entgegen allen Unkenrufen einer islamischen Dominotheorie nach dem Sturz des Schahs ganz unterschiedlich entwickelt. Der vor kurzem verstorbene marokkanische König hatte sich seit Mitte der achtziger Jahre den internationalen Menschenrechtsstandards gebeugt und zaghaft Partizipationskanäle

geöffnet. In Algerien herrscht heute Bürgerkrieg. Die tunesische Regierung liberalisiert erfolgreich die Wirtschaft, während jegliches gesellschaftspolitische Engagement im Keim erstickt wird. Ägypten befindet sich in einer Deliberalisierungsphase. Die Konturen des neuen palästinensischen Staatswesens zeichnen einen autoritären Überwachungsstaat.

Paul J. Magnarella hat eine Reihe von Autoren versammelt, die Länderstudien zu diesem Thema bieten (für Irak, Syrien, Ägypten, Golfstaaten, Türkei, Israel, Westbank/Gaza, Maghreb). Ausgangspunkt des Hrsg. ist die auch in anderen wissenschaftlichen Publikationen zu Demokratisierung in der arabischen Welt gestellte Frage, wieso es in der Region fast nur autoritäre Regime gibt. 'Good governance' und Demokratisierung gehören zwar inzwischen zum Vokabular eines jeden arabischen Politikers, haben jedoch kaum eine praktische Bedeutung. So wird in Kapitel Zwei des vorliegenden Sammelbands zunächst allgemein untersucht, ob der Islam, als ein fundamentales, gemeinsames Charakteristikum dieser Länder, ein Hindernis für 'good governance' und Demokratisierung sei. *Manochehr Dorraj* stellt in diesem Beitrag den hohen Anspruch, den Stand der Diskussion über die Kompatibilität zwischen Islam und Demokratie zusammenzufassen. Diesem Anspruch kann der Autor jedoch nicht gerecht werden. Natürlich kommt er zu der Schlußfolgerung, „der Islam sei nicht unbedingt ein Hindernis für Demokratisierung. Und auch seine weitergehenden Erkenntnisse sind eher von allgemein bekannter Art: Der Islam erkenne Judentum und Christentum als Buchreligionen an. In muslimischen Ländern habe die jüdische Bevölkerung nie einen Genozid erlebt.

An dieser Stelle fragt man sich, an wen sich das Buch richtet bzw. in welchem Kontext es entstanden ist. Ist es ein Textbuch für amerikanische Studenten? Dann wäre es sicherlich als Einstieg in das Thema geeignet. Allerdings sollten die an einigen Stellen fragwürdige Zitierweise und andere kleine wissenschaftliche Ungenauigkeiten kein Vorbild für Nachwuchswissenschaftler sein. Zwar wissen wir, daß sich amerikanische Wissenschaftler mehr akademische Freiheiten herausnehmen können, aber trotzdem kann man Aristoteles nicht mit einem Werk von 1972 zitieren (S. 12) oder Originalzitate allein mit der (zum Teil eigenen) Sekundärliteratur belegen.

Die folgenden neun Fallbeispiele sind nach einem gemeinsamen Muster aufgebaut: Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte des jeweiligen Landes sei Anfang des Jahrhunderts werden Verfassung, Legislative und menschenrechtliche Praxis dargestellt. Die Aufsätze enden mit einem Ausblick, inwieweit eine weitergehende Demokratisierung wahrscheinlich ist.

Die historischen Einführungen sind jedoch nur für Leser interessant, die kein Grundwissen über die Region haben. Die Aufsätze selbst sind im „und dann, und dann, und dann“-Modus geschrieben. So berichtet der Artikel zum Maghreb aneinanderreihend über den Wandel in Mauretanien, Marokko, Algerien und Libyen, ohne Schlußfolgerungen aus den genannten Veränderungen zu ziehen. Auch hier gibt es kleinere Ungenauigkeiten: Der Beginn der französischen Protektoratszeit wird auf 1904 datiert, obwohl der Protektorsratsvertrag zwischen Marokko und Frankreich 1912 unterzeichnet wurde. Diese Ungenauigkeiten machen das Buch dem interessierten Leser insgesamt suspekt.

Sonja Hegasy

Martin Wörner, Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900, Waxmann, Münster/New York/München/Berlin 1999, 345 S.

Die aus einer Tübinger Dissertation hervorgegangene Studie des Ethnologen *Martin Wörner* untersucht in einem systematisch-chronologischen Überblick die Repräsentations- und Vermittlungsformen von Volkskultur auf den Welt-, Landes- und Regionalausstellungen des 19. Jhs. Sie nimmt damit einen Gegenstand in den Blick, der in der umfangreichen Forschungs- und Populärliteratur zu den Weltausstellungen bisher eine eher geringe Beachtung gefunden hat. Ohne sich auf längere theoretische und methodische Fragestellungen einzulassen, gliedert *Wörner* die Arbeit entsprechend den drei „klassischen“ Bereichen der Volkskultur: Architektur, Tracht und Hausgewerbe bzw. Volkskunst. (S. 2) Dieses Schema sprengend, werden im letzten Kapitel die Beziehungen zwischen den Darstellungsformen der Volkskultur auf den Weltausstellungen und dem zeitgenössischen Museums-wesen analysiert.

Nach kurzen einleitenden Bemerkungen über die allgemeinen kulturellen Aspekte der Weltausstellungen wendet sich *Wörner* im zweiten Kapitel der Architektur zu. In chronologischer Abfolge der Ausstellungen – ein methodisches Prinzip, dem er auch in den anderen Kapiteln folgt – behandelt *Wörner* zunächst die offiziellen Ausstellungsgebäude. Während auf den ersten Weltausstellungen noch der universelle Ausstellungspalast dominierte, erforderten die Expansion und Spezialisierung einen Wechsel der Architektur. 1876 begann nicht nur die Errichtung von Spezialbauten für die unterschiedlichen Abteilungen, sondern

auch der Aufbau von Nationalpavillons. Diese kulturell- und regionaltypischen Nationalgebäude ersetzten das frühere enzyklopädische Prinzip und bestimmten von nun an die nationale Repräsentation der teilnehmenden Staaten. Ihre klassische Ausprägung fand diese Nationalarchitektur in den „Rues des Nations“. Der Versuch, nationale Identität zu konstruieren, erfolgte generell eher über die Nachbildung bekannter historischer Bauwerk: als über „volkstümliche“ traditionelle Architektur. Diese fand ihren Ausdruck in ländlichen Architekturformen, vor allem in Bauernhäusern, und wurde nicht selten als Mittel staatlicher Repräsentation instrumentalisiert.

Wie *Wörner* im dritten Kapitel zeigt, waren es die „ethnographischen Dörfer“ und historischen Ensembles, die wegen ihrer großen Popularität bestens geeignet schienen, nationale Identität zu vermitteln und Stereotypen zu erzeugen. Beginnend mit Paris 1867, beschreibt *Wörner* die bedeutenden Vertreter dieses Genre in der zeitlichen Abfolge der Ausstellungen, ohne allerdings zu erläutern, wie dieses für die gesamte Studie zentrale Kapitel in das theoretische Gerüst von Volkskultur paßt. Die Inszenierung der ländlichen Lebenswelten dienten, so *Wörner*, wie die Nationalpavillons vorrangig als Mittel nationaler Selbstdarstellung. Wie das Beispiel der „Histoire de l'habitation humaine“, einer Ausstellung der menschlichen Wohnhäuser in Paris 1889 zeigt, lassen sich die „ethnologischen Dörfer“ allerdings nicht auf diesen Aspekt beschränken. Die westlichen Ausstellungen bildeten immer auch ein Symbol des Fortschritts der Menschheitskultur. Aus Anlaß des Centennium der Französischen Revolution wurde 1889 in Paris mit dem Quartier der Bastille erstmals ein historischer Bezirk nachgelaut. Das

„Deutsche Dorf“ in Chicago 1893 oder „Vieux Paris“ und das „Schweizer Dorf“ in Paris 1900 bildeten dann Höhepunkte dieser nationalen Repräsentationen. Insbesondere die Gastgeberländer der Ausstellungen nutzten die Gelegenheit, mittels historischer Bezüge und im Rückgriff auf kulturelle Traditionen das Ideal einer nationalen Gemeinschaft zu konstruieren. Diese Reproduktionen spielten, so *Wörner*, aber nicht nur als Vermittler von Identitäten eine wichtige Rolle, sondern waren in ihrer romantisierenden Inszenierung auch Ausdruck von Fortschrittskritik und -pessimismus.

Mit der Untersuchung der historischen und ästhetischen Aspekte von Trachten nimmt *Wörner* einen zweiten zentralen Bestandteil von Volkskultur in den Blick. Seit 1851 gehörte die Bekleidung zum Bestand der Weltausstellungen, aber erst 1867 bildete sie eine eigenständige Abteilung. In der Folgezeit wurden die volkstümlichen Trachten nach schwedischem und norwegischem Vorbild als kostümierte Puppen in dramaturgischen Szenen ausgestellt, die dem Betrachter nicht nur ein weltweites ethnographisches Trachtenpanorama, sondern zugleich inszenierte Ausschnitte aus dem Volksleben boten. Von Beginn an wurden Trachten und historische Bekleidung aber auch an lebhaften Personen – insbesondere in den „Kolonialdörfern“ und auf zahlreichen Landesausstellungen – zur Schau gestellt. Nationale Selbstdarstellung, Unterhaltung und Kommerz gingen bei diesen Ausstellungen meist Hand in Hand. *Wörner* zeigt, wie Trachten als Identifikationsangebot, sei es als Kompensation von wirtschaftlicher Rückständigkeit, als Zeichen politischer Autonomiebestrebungen oder als nationalstaatliches Symbol, fungierten und dabei, aus ihrem ursprünglichen

Kontext gerissen, neue Bedeutungsinhalte annahmen.

Im fünften Kapitel widmet sich *Wörner* dem Hausgewerbe und der Volkskunst. Ausgehend von den Bestrebungen des Architekten Gottfried Semper, angesichts der Diskrepanz zwischen Industrieprodukt und ästhetischer Form auf der Londoner Weltausstellung von 1851 eine Reform der Kunstindustrie, die auf eine qualitative Verbesserung der Produkte, eine allgemeine Gewerbeförderung und die Sicherung der gesellschaftlichen Stabilität in den kunstgewerblichen Regionen zielte, durchzuführen, nahm er Hausgewerbe und Volkskunst bald einen zentralen Platz auf den Weltausstellungen ein. Sie trugen nicht nur zu einer Nationalisierung des historischen Erbes bei, sondern widerspiegeln den „Wettstreit um eine kulturelle Vormachtstellung in Fragen der Warenästhetik“. (192) Der Widerspruch zwischen dem Fortschrittsglauben der Weltausstellungen und der Realität führte auch dazu, daß die soziale Frage thematisiert wurde. Das Hausgewerbe wurde als Quelle bürgerlicher Sachkultur entdeckt, dem Nutzwert und der Qualität der Konsumgüter eine wichtige Stellung zugewiesen. Als Antwort auf die sozialen Veränderungen infolge des Industrialisierungsprozesses wurden mit den retrospektiven „Histoire du travail“ ab 1867 das Kunst- und Kulturschaffen sowie das Handwerk der Regionen und Nationen zum integralen Bestandteil der Ausstellungen. Es war die Hinwendung zu nationalen Traditionen des ländlichen Lebens und der Hausindustrie, die Zuflucht, Orientierung und Identität in einer von Technik und Waren beherrschten und entfremdeten Welt boten. Zugleich spielten die Formen und Motive des Orients eine wichtige Vorbildrolle bei dem Versuch, die Defizite des westlichen

Kunsthandwerkes hinsichtlich seiner Funktion und Qualität deutlich zu machen. Sowohl die ländliche als auch die archaisch „exotische“ Sachkultur wurden als Ausdruck ursprünglichen und „natürlichen“ Schaffens interpretiert. Sie widerspiegeln zugleich lebensreformerische Ideen, die nach neuen künstlerischen und gesellschaftlichen Konzepten suchten.

Im letzten Kapitel untersucht *Wörner* das Wechselverhältnis von Weltausstellungen und Museumswesen. Die Funktion der Weltausstellungen als „Universalmuseum“ führte frühzeitig zu Bestrebungen, die ausgestellten Kulturgüter zu erhalten und dauerhaft zugänglich zu machen. Das unmittelbare Resultat war die Etablierung von Kunstgewerbemuseen. Den Auftakt bildete das 1852 in London gegründete und später „South Kensington Museum“ genannte Museum. Andere Länder folgten, und 1867 wurde das „Deutsche Gewerbemuseum“ in Berlin eröffnet. Wie *Wörner* an zahlreichen Beispielen nachweist, gingen von den Weltausstellungen auch wichtige Impulse für die Einrichtung ethnographischer und volkskundlicher, „sozialer“ und kulturhistorischer Museen aus. Die Weltausstellungen hatten aber nicht nur große Bedeutung für das Entstehen neuer Museumstypen, sondern auch für die räumliche Inszenierung und Visualisierung der Exponate, insbesondere in Form des „Stubenprinzips“ und des Freilichtmuseums.

Ohne Zweifel besticht die Untersuchung durch eine ungeheure Materialfülle. Die zahlreichen Abbildungen visualisieren eindrucksvoll die Ausstellungsbeschreibungen, und das umfangreiche Quellen- und Literaturverzeichnis bietet eine aktuelle Bibliographie zu den Forschungen über die Weltausstellungen. Trotz dieser Vorzüge bleibt nach der Lektüre ein unbefriedigendes

Gefühl. Wer unter der Schlußbetrachtung eine systematische Zusammenfassung erwartet, wird enttäuscht werden. Der Leser findet hier nur eine kurze Beschreibung von Elementen der Volkskultur auf der Weltausstellung in Sevilla 1992, vom Autor als ein Beweis der ungebrochenen Anziehungskraft dieses Genre und dessen unveränderten Motivs – der Identitätstiftung – interpretiert. Was der Studie jedoch insgesamt fehlt, sind überzeugende analytische Fragestellungen, an denen die Stoffmenge abgearbeitet werden könnte. Das fehlende theoretische Gerüst und der deskriptive, zumeist kritiklose Umgang mit einer ganzen Bandbreite von Primär- und Sekundärquellen unterschiedlichster Herkunft verhindern eine übergreifende Kontextualisierung des Materials. Zwar schließen die Kapitel zu den „ethnologischen Dörfern“ und Trachten mit verschiedenen Erklärungsmodellen und Interpretationen, es kommt jedoch zu keiner Gesamtanalyse. Die Begriffe „Vergnügung“ und „Belehrung“ mögen stichwortartig zwei wichtige Aspekte der Weltausstellungen fassen, als theoretisches Leitmotiv hingegen reichen sie nicht aus.

Eckhardt Fuchs

Jürgen Wilke (Hrsg.), Pressepolitik und Propaganda. Historische Studien vom Vormärz bis zum Kalten Krieg (= Medien in Geschichte und Gegenwart, Bd. 7). Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 1997, 371 S.

Die acht Beiträge sind unabhängig voneinander entstanden und stehen inhaltlich in loser Beziehung zueinander. In chronologischer Folge angeordnet, ist lediglich der erste dem Bereich der Pressepolitik zuzuordnen. Die

anderen widmen sich dem Phänomen der Propaganda. „Mit Propaganda“, so Wilke im seinem knappen Vorwort, „wird im Allgemeinen das Bemühen bezeichnet, auf dem Wege der Kommunikation Einstellungen und Verhalten von Menschen zielgerichtet zu beeinflussen.“ Unter Pressepolitik hingegen werden „amtliche Vorkehrungen begriffen, [um] bestimmte Informationen in der Presse bekannt zu machen und eine gewünschte Kommentierung zu erreichen.“ (S. VI)

Gertrud Nöth-Greis nimmt sich auf 78 Druckseiten für einen Zeitraum von fast 80 Jahren „Das Literarische Büro als Instrument der Pressepolitik“ vor. Ihre Darstellung über diese 1841 als preußisches „Ministerial-Zelungsbüro“ gegründete Einrichtung, die 1848 bis 1850 als „Literarisches Cabinet“ firmierte und sodann als „Centralstelle für Preßangelegenheiten“ fortgeführt wurde, erweist sich jedoch eher als Materialsammlung für einen Aufsatz denn als reflektierte und ausführlich recherchierte Studie. Bis auf wenige Ausnahmen sucht der Leser in der an sich faktenreichen Darstellung Hintergrundinformationen und erhellende Zusammenhänge zur Thematik nämlich vergeblich. Was die Verfasserin ihren durchaus umfangreichen archivalischen Quellen aus Merseburg, Berlin und Potsdam nicht entnehmen konnte, kommt nicht vor. Politische Kontexte bleiben vage, die Fülle der Literatur zum 19. Jh. wird kaum ausgewertet, die Identität des vorgeführten Personals und die genauen Titel der diversen Periodika, die für die Tätigkeit der genannten Institutionen eine Rolle spielten, bleiben fast durchgängig im Dunkeln. Dieses Manko durchzieht den gesamten Text, so daß es müßig ist, hierfür Beispiele anzuführen.

Zudem bleiben Zitate wie jenes am Anfang des Beitrags, daß das Literari-

sche Büro den späteren Reichskanzler Bismarck „bereits in seiner Ministerpräsidentenzeit weitgehend von pressepolitischer Tätigkeit ausgeschlossen habe“ (S. 2), in ihrer Aussage kryptisch. Sie führen den Leser auf eine falsche Fährte. Und die Vorgeschichte des Zeitungsbüros im Vormärz – nur wegen des Aufsatzes von *Nöth-Greis* ist im Untertitel des Sammelbandes überhaupt vom Vormärz die Rede – umfaßt nicht einmal eine Seite. Andererseits wird permanent und oft unnötig, zudem ermüdend lange aus den Quellen zitiert, so daß sich der Text über einige Passagen hinweg eher wie eine Chronik liest. Quellenkritik, wie sie generell bei historischen Darstellungen selbstverständlich und bei einem Thema zur Pressepolitik erst recht geboten ist, findet kaum statt. Kurz, das interessante Thema harrt weiter einer differenzierten Analyse.

Die Beiträge zum Bereich der Propaganda, die hier nicht im Detail besprochen werden sollen, widmen sich der deutschen Auslandspropaganda im Ersten Weltkrieg (*Jürgen Wilke*), der deutschen Kriegspropaganda gegen Frankreich in den Jahren 1939/40 (*André Uzulis*), der deutschen Propaganda in Spanien 1942–1944 (*Ingrid Schulze Schneider*), der britischen Flugblattpropaganda gegen Deutschland im Zweiten Weltkrieg (*Jan Isenbart*), der Radiopropaganda der DDR gegen die Bundesrepublik durch den „Freiheitssender 904“ und den „Deutschen Soldatensender“ (*Jürgen Wilke/Stephan Sartorius*) sowie summarisch der westdeutschen Propaganda im Kalten Krieg (*Sonja Isabel Krämer*). Zudem gilt ein Aufsatz der Erforschung der NS-Propaganda durch Wissenschaftler in den USA (*Elke Blumenauer*), die der kommunikationswissenschaftlichen Inhaltsanalyse als eigenständiger Wissenschaftsdisziplin

wesentliche Impulse verlieh. Meist mit systematischem Zugriff, werden in den erstgenannten Aufsätzen die Ziele, Inhalte, Methoden sowie die Akteure der politischen Propaganda beleuchtet. Neben Flugblättern und der Presse spielte dabei seit den dreißiger und vierziger Jahren in zunehmendem Maße der Rundfunk eine zentrale Rolle. Und während die Propaganda im Ersten und Zweiten Weltkrieg bzw. im Spanischen Bürgerkrieg das militärische Geschehen begleitete, avancierte politische Propaganda nach 1945 gleichsam zum „Kriegersatz“. Denn die Radiopropaganda der DDR auf der einen Seite und propagandistische Organisationen in der Bundesrepublik wie der „Untersuchungsausschuß Freiheitlicher Juristen“ und die „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“ auf der anderen Seite wurden zu zentralen Elementen des „Kalten Krieges“.

Werner Greiling

Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich, hrsg. von Jürgen Kocka unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Th. Walter, Akademie-Verlag, Berlin 1999, 486 S.

Die dritte Centenarfeier der im Jahre 1700 begründeten Churfürstlich Brandenburgischen Societät der Wissenschaften bestätigt, was sich auch schon am 150. Jubiläum der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 1996 ablesen ließ. Die ehrwürdigen Institutionen schicken sich ins Unvermeidliche und überlassen den Historikern unter ihren Mitgliedern die Vorbereitung einer Geburtstagsgabe. Gesamtdarstellungen auf dem inzwischen erreichten Niveau der Wissenschaftsgeschichte sind dabei aber nicht inten-

diert. Unter Verweis auf einen für monographische Zusammenschau ungenügenden Forschungsstand bleibt das Resümee Sammelbänden überlassen, die aus Konferenzen hervorgehen. Die Frage, warum die Akademien nicht die Kraft und den Enthusiasmus aufbringen, um die nötigen Ressourcen zu mobilisieren, die diesem Zustand abhelfen, bleibt ungestellt. Eine mögliche Deutung dieses Dilemmas wäre, daß für die Identitätssuche der Gelehrtensoziitäten historische Vergewisserung keine entscheidende Rolle mehr spielt, Reformen in den Akademien die zereemoniale Vergangenheitsbeschwörung eher als Hindernis empfinden.

Der vorliegende Band, der das erste von insgesamt drei internationalen Symposien zur neueren Geschichte der Berliner Akademie dokumentiert, gibt eine Reihe von Hinweisen in dieser Richtung. *J. Kocka* leitet mit einem Problemauflauf ein, der ein Forschungsfeld skizziert, das noch weitgehend unbearbeitet ist. Die respektable Frühgeschichte wird darin mit Verweis auf Harnacks große Darstellung der ersten beiden Jahrhunderte von Preußens Wissenschaftler-Vereinigung relativ kurz abgetan und das Interesse schnell auf die letzten einhundert Jahre gelenkt, die nicht nur weniger erforscht, sondern auch für Fragen der heutigen Fortentwicklung des Akademie-Gedankens ergiebiger erscheinen. Es geht dabei insbesondere um den Platz, den die Akademien einnehmen können, nachdem die institutionelle und funktionale Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems seit den 1860er Jahren erheblich an Tempo zugenommen hat. Angestammte Funktionen drifteten von den Akademien weg, und neue Aufgaben fanden ihren Platz außerhalb der Mauern ehrwürdiger Gelehrsamkeit, so daß sich immer mehr der Eindruck eines mühsam (wenn auch mit aufwen-

digem Dekor) überlebenden Dinosauriers ergibt. Der zwischen 1900 und 1914 ausgetragene Streit, ob Interdisziplinarität und Forschungsorientierung innerhalb (wofür allen voran in Leipzig Karl Lamprecht mit seinen Forschungsinstituten der König-Friedrich-August-Stiftung plädierte) oder außerhalb (wofür sich Harnack und andere in Berlin mit der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft stark machten) der Universitäten institutionell gebündelt werden sollten, hatte mit den Akademien sehr wenig zu tun. Die Dynamik, die das Humboldtsche Ideal von 1810 einer Einheit von Forschung und Lehre pulverisierte, schuf neue Einrichtungen und transformierte die Hochschulen. Die Akademien sahen sich alsbald reduziert auf eine Sozialisationsform bestimmter akademischer Kreise, die ihre kommunikative Funktion vor allem bei der Organisation von Widerstand gegen neue Entwicklungen entfaltete, und auf eine nicht zu unterschätzende Rolle bei der Verleihung von Prestige und direkten Zugangsrechten zur politischen Spitze des Landes. Indem die Berliner Akademie (anders als die anderen deutschen Akademien, die sich allein auf Kommissionen und historisch oder philologisch ausgerichtete editorische Langzeitprojekte konzentrierten) mehrfach versuchte, eigene Forschungsinstitute aufzubauen, versuchte sie der neuen Konkurrenz Paroli zu bieten. Realisiert wurde das Vorhaben allerdings erst mit den Veränderungen der Deutschen Akademie der Wissenschaften nach dem Zweiten Weltkrieg in der DDR. Mit der Abwicklung von Instituten und Personal sowie der Verlagerung einzelner Institute an Universitäten, in die Max-Planck- oder Fraunhofer-Gesellschaft bzw. in die Verantwortung der Länder, setzte sich die Linie der Funktionsverarmung der Akademie

ungeachtet manch produktiver Arbeitsgruppe wieder durch. Hiervon bestimmt sich auch das heutige Selbstverständnis, in dem die lange Vorgeschichte nur noch wenig mobilisierende Attraktivität auszustrahlen scheint: „Die Akademie wurde 1992 neugegründet in Anknüpfung an ihre weiter zurückliegende Geschichte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, einige Anstöße der kurzlebigen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (1987–1990) aufnehmend, aber nur wenig von dem fortführend, was in der DDR dazugekommen war“ (S. XIII). Das Ziel, die Akademie weder zopfig noch teleologisch zu interpretieren, hebt sich vorteilhaft von anderen denkbaren Darstellungen ab, die vielleicht im Jahre 2000 erschienen wären, wenn es nicht den Bruch von 1991–1993 gegeben hätte.

Und die meisten Beiträge folgen diesem Weg, konzentrieren sich auf problemzentrierte Darstellungen einzelner Aspekte. Sie bestimmen ihr Verhältnis zu den aufstrebenden Universitäten des 19. Jhs. (*W. Rüegg*), anderen Gelehrten-Assoziationen (*C. Grau*), der urbanen Soziabilität (*R. v. Bruch*), zu den Internationalisierungstendenzen vor dem und während des Ersten Weltkrieges (*H. Laitko*; *B. Schroeder-Gudehus*), während *P. Walther* die Statutendebatten als Kämpfe um den Charakter der Institution deutet, *B. v. Brocke* die Verlustgeschichte um 1900 durch den Verzicht auf die Option eigener Forschungsinstitute nachzeichnet und *L. Daston* einen bemerkenswerten Vergleich der Spezialisierungs- und Professionalisierungstrends in der englischen, französischen und deutschen Wissenschaftsszenerie vorlegt, in dem das obsessive Ideal der „Reinheit und Einheit der Wissenschaften“ im deutschen Fall eindrucksvoll hervorleuchtet, aber eben durch die Kontrastierung

mit anderen europäischen Wissenschaftskulturen nicht als alternativlose, kulturell sublimierte Modernisierungskonsequenz aufscheint. Die sprunghaft am Ende des 19. Jhs. ansteigende Spezialisierung richtete sich gegen den Gedanken der Akademien als Treffpunkt aller Orientierungen. Während die Pariser Académie des Sciences sich die zahlreich aus dem Boden schießenden spezialisierten akademischen Gesellschaften als „Wartesäle für die Mitgliedschaft in der Akademie“ hierarchisch nachordnete, die Royal Society in London selbst eine gewisse Unterteilung (z. B. ihrer Schriftenreihen) für sich akzeptierte, sonst aber gleichfalls gelassen auf ihr Erstgeburtsrecht verwies, reagierte die Preußische Akademie beinahe panisch und begab sich selbst in die Falle, eine Hüterrolle für die Einheit der Wissenschaften zu beanspruchen, die sie bald überfordern mußte. Das deutsche Seminarsystem trieb den Prozeß der Professionalisierung und vor allem der Spezialisierung schneller und weiter voran, als dies vergleichbar im französischen oder englischen Wissenschaftssystem der Fall war. Aber gerade gegen diesen Trend, den ihre Mitglieder an den Universitäten an führender Stelle mittrugen, stemmte sich die Akademie verzweifelt. Die verlorene Einheit verlagerte sich immer mehr in die Homogenität des Habitus, der durch ähnliches (hohes) Alter, Zugehörigkeit zu einem dichten Netzwerk und gemeinsame Sozialisationserfahrungen (u.a. gerade im Seminarbetrieb der Hochschulen) stabilisiert wurde. Der Beitrag von *Daston* macht auf besondere Weise plausibel, wie Sozialgeschichte der Institutionen, Kulturgeschichte ihrer Angehörigen und die Geschichte der kognitiven Ordnungs- und Innovationssysteme klug miteinander verbunden werden können. Es

bleibt zu wünschen, daß bei den vorgesehenen zwei weiteren Bänden über die Zeit bis 1945 und nach dem Zweiten Weltkrieg *Dastons* These ebenfalls komparatistisch verfolgt wird. Die Auflösung der stabilen Herkunftsmilieus deutscher Akademiker bietet dann einen reizvollen Kontrast zu den Ergebnissen für das Kaiserreich.

Der zweite Teil des Bandes ist einer Reihe von (berühmten) Einzelfähnen gewidmet und erörtert vom Wirken der herausragenden Persönlichkeiten her die Öffnung bzw. Abschließung der Akademie gegenüber neuen Disziplinen, bei denen sich schnell die Frage stellte, ob sie mit einem Selbstverständnis als Hort der Grundlegendiskussionen vereinbar waren oder eine begrüßenswerte Anpassung an die Nutzenserwartungen der industrialisierten Gesellschaft darstellten.

Die Herausgeber beschließen den Band mit einem über 50seitigen Resümee, das insbesondere eine genaue Übersicht zur Institutionenlogik anhand der Statuten und der Finanzen sowie zu den Mitgliedern und ihren Arbeitsformen gibt und zahlreiche Themen in den Aufsätzen noch einmal in synthetisierender Absicht aufgreift. Wenn dies für die beiden Folgebände beibehalten wird, ergibt sich indirekt doch ein gewisser Überblick zur Vorgeschichte des jetzigen Zustandes der Akademie. Wenn dabei nicht in Erinnerungen geschwelgt wird, sondern das heutige historische Selbstverständnis einer 300jährigen Institution offengelegt wird, kann man dies nur begrüßen.

Matthias Middell

Hermann Sommer, Zur Kur nach Ems. Ein Beitrag zur Geschichte der Badereise von 1830 bis 1914 (Veröffentlichungen des Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz; Bd. 48), Franz Steiner Verlag, Stuttgart 1999, 786 S.

Eine Reise ins Bad gehörte im 19. Jh. neben der Bildungsreise und dem Landaufenthalt zu den Pflichtbestandteilen der Lebensführung der gesellschaftlichen Elite. Es muß deshalb verblüffen, daß die Bürgertums- und die Tourismusforschung den Kurreisenden bisher am Wege liegen ließ. Dabei ist der Tourismus ähnlich dem Bürgertum und der bürgerlichen Gesellschaft eine Übergangserscheinung zwischen Tradition und Moderne, die Zusammenhänge größerer Reichweite wie in einem Brennspeigel bündelt. Die Bäder waren sommerliche Mittelpunkte des gesellschaftlichen Lebens, in denen Angehörige verschiedener gesellschaftlicher Gruppen und vielfältigste Lehenseatwürfe aufeinandertrafen. Eine Analyse touristischer Praktiken könnte bisher vernachlässigte historische Räume jenseits der Arbeits- und Alltagswelt erschließen sowie den sich verändernden Begriff der Zeit und der Art ihrer Inanspruchnahme ausloten.

Die Mainzer Dissertation von 1997, die einem der besuchtesten Badeorte des 19. Jhs. gewidmet ist, beabsichtigt, ein Fundament für die weitere Erkundung der Badereise zu gießen. Ihr Ziel ist es, „einen Gesamteindruck von dem Dasein als Kurgast“ in Ems zwischen 1830 und 1914 zu vermitteln (S. 8), wichtigste schriftliche Quelle ist die publizierte Kurliste. Den 'Körper' der Arbeit bildet eine Analyse der sozialen und nationalen Herkunft der Kurgäste. *Sommer* zeigt anhand einer riesigen Fülle statistischen Materials, wie sich die Besucherschar und damit auch das

Image des Bades im langen 19. Jh. veränderten. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts läßt sich das Bad trotz eines hohen Anteils von Adligen, Offizieren und Beamten an den Besuchern als ländlich-einfach charakterisieren. Der Einzugsbereich der Gäste erweiterte sich indes rasant. Um 1850 wird dem ehemaligen Regionalbad ein 'weltweiter' Bekanntheitsgrad attestiert. Fehlten in einem Jahr die französischen Gäste, traten russische an ihre Stelle (vgl. S. 291). Der höchste Anteil ausländischer Kurgäste wurde mit 62 Prozent 1858 erzielt (S. 222). *Sommer* weist nach, daß Ems selbst in den mondänsten Jahren, zwischen 1850–1870, nicht ausschließlich von Großbürgern und Adligen besucht wurde (vgl. S. 615). Damit räumt er ein gängiges Klischee, Kuraufenthalte seien bis weit ins 19. Jh. hinein Privileg der Aristokratie und des Patriziats gewesen, hinweg.¹ Allerdings hat Reinhold P. Kuhnert den verbreiteten Irrtum bereits für das 18. Jh. korrigiert.² Nach 1871 „verdeutschte“ das Publikum. Das nun preußische Ems sah Kaiser Wilhelm I. bis zu seinem Tod als jährlichen Gast (S. 291). Der schleichende Strukturwandel des Publikums fand seinen Ausdruck v.a. darin, daß die Zahl der Alleinreisenden, die nun vornehmlich aus Städten kamen, kontinuierlich zunahm. Kurgäste mit mehr als vier Personen 'Anhang' wurden seltener (vgl. S. 273–276).

Das vom Kaiserbonus verwöhnte Ems konnte im Konkurrenzkampf deutscher Kurorte dennoch nur mit Mühe bestehen. *Sommer* erklärt diese untypische Entwicklung mit dem zaghaften und zu späten Agieren der Behörden und Einwohner. Er vermutet, daß Ems den immer höheren Ansprüchen der Gäste immer weniger entsprechen konnte, da über Jahre hinweg Investitionen, da sie nicht notwendig

schiienen, unterblieben waren (vgl. S. 614). Das Fernbleiben des Hochadels nach dem Tod Wilhelms konnte zwar durch neue Gäste kompensiert werden, die sich nicht zuletzt erst durch die nach 1887 – aus Angst vor sinkender Frequenz – unterlassenen Preiserhöhungen eine Kur in Ems leisten konnten (vgl. S. 480). Doch ist ab den 1890er Jahren eine Stagnation nicht zu übersehen (vgl. S. 291). Mit den neuen Gästen wuchsen die Differenzierungen innerhalb des Publikums. *Sommer* zeigt, daß die vorherrschenden Zuschreibungen, z.B. über die feinen Unterschiede des Wohnens im Kurort, ein übertrieben statisches Bild zeichnen (vgl. S. 422f.). Auch das Image des Ortes veränderte sich im Zeitverlauf drastisch: vom Vergnügungs- (1873 Schließung der Spielbank) und Prominentenbad (1888 Tod des Kaisers) zum Heilbad und Erholungsaufenthalt (vgl. S. 129). Schließlich hat Ems vor dem ersten Weltkrieg quasi einen Urlaubsort verkörpert (vgl. S. 480).

Die Studie ist die erste wissenschaftliche Monographie zur Badereise, die sich explizit einem Kurort im 19. Jh. widmet. Nicht nur die Badereise ist ein Desiderat der historischen Forschung, auch die Badegäste werden jenseits prominenter Einzelpersonen kaum thematisiert, lediglich am Rande lokaler Historie finden sie beiläufige Erwähnung. *Sommer* stellt sie in den Mittelpunkt seiner Studie, während die örtliche Geschichte „bis auf notwendige Erläuterungen“ übergangen wird (S. 8). Warum der Verfasser ein Extrem kritisiert, um ein anderes anzustreben, bleibt rätselhaft. Es hätte nicht geschadet, auch den Ort und die Akteure mit in die Analyse einzubeziehen, die den Badebetrieb gestalten (Gemeindeverwaltung, Vereine, Presse etc.).

Ein Problem der Arbeit besteht darin, daß das ausgiebige Zahlenmaterial

offenbar dazu verleitete, passend zu den 'rationalen' Zahlen auch 'rationale' Erklärungen zu finden. Die jährlichen Veränderungen der Besuchszahlen werden penibel interpretiert, wobei die Anwesenheit aristokratischer Familien, politische und ökonomische Krisen die Argumentation dominieren. So wird das vermehrte Reisen von Russen ins Bad nach dem Krimkrieg als Ventil gedeutet, das dazu diente, der nationalen Bekommenheit zu entfliehen (vgl. S. 90). Als zur Saison 1866 markant weniger ausländische Gäste ankamen, wird an der Zahl der aus verschiedenen europäischen Staaten Eingetroffenen die unterschiedlich ausgeprägte Angst der einzelnen Gesellschaften abgelesen (vgl. S. 99).

Die weiteren Teile der Arbeit, ein Kapitel, das das zeitgenössische Wissen über Ems resümiert, eine Schilderung des Tagesablaufs der Gäste, eine Analyse des Verhältnisses zwischen Gästen und Einwohnern, eine Untersuchung der Praktiken der Badegäste, der Kosten und Dauer des Aufenthalts sowie eine kurze Skizze zur Rolle der Ärzte, wirken hingegen wie Versatzstücke, da sie, zudem auf disparatem Quellenmaterial beruhend, zu wenig miteinander verbunden sind.

In der Einführung, die auf 43 Seiten das Baden, die Bäderheilkunde, das Reisen und das Bad Ems „in einen historischen Zusammenhang“ bringt (S. 10), haben sich Klischees eingeschlichen, die auf den an anderer Stelle kritisierten Knebel zurückzuführen sind (vgl. S. 29, Anm. 120; S. 36, Anm. 168). Die Tourismusforschung wird – unvollständig (es fehlen zentrale Arbeiten der 1920er, 1930er Jahre und der Gegenwart sowie v.a. amerikanische Autoren) und vermischt mit der Tourismuskritik (deren Aufkommen fälschlicherweise mit dem Erscheinen

des Aufsatzes von Hans Magnus Enzensberger³ gleichgesetzt wird) – in einer Fußnote abgehandelt (S. 37, Anm. 172). Völlig ausgeblendet bleibt auch die Bürgertums- und Soziabilitätsforschung, was angesichts des Vorhabens, eine Arbeit über die Besucher der Kurbäder im 19. Jh. zu schreiben, erstaunt. Wie Kuhnert zeigt, haben Bäder auf besondere Weise zur Entwicklung der bürgerlichen Geselligkeit beigetragen, sie waren kommunikative Zentren des mondänen Lebens.⁴ Und Paul Gerbod betont, daß sich in den Kurorten bürgerliche Verhaltensmodelle entwickelten, die aristokratische Muster aufnahmen und sich von denen in der Stadt unterschieden.⁵ Hierzu wären Informationen über Ems wünschenswert gewesen.

Die informative, detailreiche Untersuchung bleibt blaß, da das Material – losgelöst von der aktuellen Forschung – zunächst ein ungeordnetes Puzzle darstellt. Die Arbeit erfüllt indes ihren selbstgestellten Anspruch, ein Fundament für die weitere Farschung zu schaffen. Es wird zu überprüfen sein, inwieweit Ems zum Beispiel beim nicht geradlinigen Verlauf der Änderung der sozialen Struktur der Gäste charakteristisch war für andere Bäder in Deutschland und Europa. Insofern ist die Studie ein durchaus willkommener Beitrag zur Geschichte der Bade-reise.

Andreas Mai

1 Der hartnäckige Irrtum fußt v.a. auf der Dissertation von Hans-Joachim Knebel, *Soziologische Strukturwandlungen im modernen Tourismus*, Stuttgart 1960 (Soziologische Gegenwartsfragen N.F.; 8). Sie enthält zahlreiche nicht belegte Angaben, die – da oft übernommen – inzwischen ein teilweise einheitlich-falsches Bild zeichnen (vgl. Sommer, S. 6, Anm. 35 u. S. 19, Anm. 56).

- 2 Ders., Urbanität auf dem Lande: Bade-reisen nach Pyrmont im 18. Jahrhun-dert, Göttingen 1984, S. 18.
- 3 Ders., Vergebliche Brandung der Ferne: Eine Theorie des Tourismus, in: Merkur 12, 1958, S. 701-720.
- 4 Ders., 1984, S. 10-13, 18f.
- 5 Ders., Une forme de sociabilité bour-geoise: le loisir thermal en France, en Belgique et en Allemagne (1800-1850), in: E. François (Hrsg.), Sociabilité et société bourgeoise en France, en Alle-magne et en Suisse, 1750-1850, Paris 1986, S. 105-119, hier: S. 119.

Konrad H. Jarausch/Hannes Siegrist (Hrsg.), Amerikanisierung und So-wjetisierung in Deutschland 1945-1970, Campus, Frankfurt a. M./New York 1997, 411 S.

Den 17 Beiträgen, die auf eine Tagung der Forschungsstelle für vergleichende Gesellschaftsgeschichte an der FU Berlin zurückgehen, liegt eine ehrgeizige Fragestellung zugrunde, die drei Ebenen ineinander zu verbinden sucht. Die beiden deutschen Nach-kriegsgesellschaften werden unter kultur- und sozialhistorischen Ge-sichtspunkten verglichen. Dabei geht es um eine Runduminspektion von Au-ßenpolitik, Verwaltung und Innenpoli-tik, öffentlichen Ritualisierungen, Wirtschaft und Konsum, des Ge-schlechterverhältnisses, von Buch- und Wissenschaftsgeschichte. Mit den Stichworten der Amerikanisierung und Sowjetisierung wird dieser Besichti-gung zweier benachbarter und asym-metrisch aufeinander bezogener Ge-sellschaften eine Deutungsachse ein-gezogen, deren Handhabung nicht ohne Schwierigkeiten ist, wie die Hrsg. selbst in ihrer Einleitung neben dem heuristischen Wert des Ansatzes unterstreichen: Leitbilder für die Selbstbe-schreibungen der beiden deutschen

Gesellschaften, massive Einflußnahme der westlichen oder der östlichen Vor-macht, Chiffren für den Neubeginn nach 1945 unter entgegengesetzten Vorzeichen, eigenständige Anpassung an Strukturen und Praktiken, Ideologi-en und kulturelle Stile der in den je-weiligen Blöcken dominierenden Staaten – die Liste der Möglichkeiten, was unter Amerikanisierung und So-wjetisierung verstanden werden kann, ist damit noch lange nicht erschöpft.

Außer dem Vergleich von Westzo-nen/Bundesrepublik und SBZ/DDR geht es damit auch um den Vergleich der Bundesrepublik mit den USA (bzw. den von den Vereinigten Staaten aus-gehenden kulturellen Signalen) sowie um den zwischen der ostdeutschen und der sowjetischen Entwicklung. Auf all diesen Terrains sind die Vorarbeiten nicht eben üppig. Doch mit dieser Verknüpfung von intra- und intersy-stemaren Vergleichen nicht genug – die Komparatistik wird um Studien zu Einfluß, gewaltsamer Durchsetzung und Import von kulturellen Elementen, aber auch zur Verweigerung im Zei-chen von Antiamerikanismus und antisowjetischen Einstellungen bzw. zu Ignoranz und Abschottung ergänzt, die von den Herausgebern als Kulturtrans-fers bezeichnet werden, ohne daß in den entsprechenden Aufsätzen auf dieses inzwischen etablierte Konzept genauer Bezug genommen wird.

Man muß ohne weiteres anerkennen, daß diese Anordnung der Untersuchungsbreite bereits hinreichend kompliziert ist, so daß jeder Wunsch nach Ergänzung vermessen vorkommen muß. Es sei deshalb nur vorsichtig angemerkt, daß durchaus noch zwei weitere Dimensionen dieses komparati-stischen Ansatzes zu berücksichtigen wären. Keineswegs lassen sich der Bundesrepublik bzw. der DDR nur amerikanisierende bzw. sowjetisieren-

de Einflüsse zuordnen, vielmehr wäre auch nach den Spuren der Amerikanisierung in der DDR zu suchen, von denen einiges wenigstens im Aufsatz von *Uta G. Poiger* über Rock'n Roll und die Identitäten im Kalten Krieg aufscheint. Es gehört heute zweifellos überhaupt nicht zum Selbstbild Westdeutschlands, vom östlichen Block mitgeprägt zu sein, der seit den siebziger Jahren beinahe jegliches Interesse als Vorbild für gesellschaftliche Problemlösungen verlor. Dahinter verschwindet allerdings allzu schnell, daß der Systemwettstreit in den ersten zwei Nachkriegsjahrzehnten durchaus zu zahlreichen Anleihen und polemischen Abgrenzungen führte, die in einer Einflußforschung zu berücksichtigen wären. *Arnd Bauerkämper* weist in seinem Aufsatz über die Landwirtschaftspolitik beider deutscher Staaten auch auf Ähnlichkeiten (so etwa in der Massentierhaltung und beim Übergang zu industriellen Produktionsmethoden) hin, die der einen Gesellschaft im Gewand der Amerikanisierung, der anderen im Kleid der Sowjetisierung erschienen. Solche Hinweise können in einem Sammelband nur bedingt systematisch verfolgt werden, sie deuten aber wenigstens an, daß das hier vorgeschlagene Forschungs- und Deutungsdesign einen Rückgewinn an Komplexität verspricht, der gegenüber den eindimensionalen politischen Identifikationsdiskursen vor und nach 1989 in Ost und West einen Fortschritt darstellt – ganz entgegen der sonst vorrangigen Aufgabe historischer Wissenschaft, Vergangenes durch Komplexitätsreduktion zugänglich zu machen.

Die einzelnen Autoren stehen dem vielgestaltigen Programm durchaus mit unterschiedlichen Erfolgserwartungen gegenüber. So bleibt *Hermann-Josef Rupieper* sehr skeptisch hinsichtlich der Reichweite amerikanischer Einflüs-

se auf das politische System der Bundesrepublik und betont eher die Fortdauer deutscher Traditionen in Verfassungsgebung und Ausgestaltung der Verwaltungsstruktur. *Kaspar Maa-se* lehnt das Konzept der Amerikanisierung seinerseits ab unter Verweis auf die methodologischen Schwierigkeiten einer bloßen Erweiterung sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Befunde um eine kulturgeschichtliche Dimension und betont die Unmöglichkeit, kulturelle Amalgamierungsprozesse der Globalisierung als Amerikanisierung oder Sowjetisierung (und damit unter der Hand nationalgeschichtlich) zu deuten. Dagegen kommt der Osteuropahistoriker *Stephan Merl* gerade über den Ansatz der Sowjetisierung auf die Dimension des Konsums in der Begründung für (gegenüber der UdSSR) unterschiedliche Phasen und ihnen zugrundeliegende Orientierungen in der DDR. Sowjetisierung des Konsums bedeutet für ihn die Umsetzung einer Abtrennung der Bedürfnisbefriedigung von Marktfaktoren, die am Ende das System in eine nicht mehr zu steuernde Krise aus Staatsverschuldung und unbefriedigten Erwartungen der Bevölkerung führte. Sowjetisierung meint hier wie in verschiedenen anderen Beiträgen – abstrakt gesprochen – die Durchsetzung einer bestimmten systemischen Selbstbeschreibung, die für die Gestaltung der Gesellschaft durch die politische Klasse handlungsorientierend wurde, wobei sich die Hegemonialmacht die Repräsentativität für den gesamten Block zu sichern suchte. Im Vergleich zu Amerikanisierungstendenzen werden damit eher die Unterschiede akzentuiert: die Gesellschaftstheorien steuerten eher unter der Flagge von Modernisierung und Verwestlichung als unter der der Amerikanisierung; dort, wo der Begriff auftaucht, sind vorzugsweise kulturelle

Stile gemeint, die auch nicht „von oben“ über die politische Klasse, sondern lange Zeit eher jenseits der politisch-administrativen oder wirtschaftlichen Eliten wirkten. Diese Divergenzen durchziehen den gesamten Band und werden sofort besonders augenfällig, wo von den Kontakten zwischen den beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften zu den Russen oder US-Amerikanern die Rede ist – sei es bei den ostdeutschen Verwaltungen (*Monika Kaiser*), der westdeutschen Wirtschaft (*Paul Erker*), in Kultur-, Literatur- und Verlagspolitik (*Simone Barck*; *Siegfried Lokatis*; *Daniel Haufler*).

Die dokumentierte Tagung war erkennbar verschiedenen Koordinaten verpflichtet: sie überschritt die heute in der Zeitgeschichtsschreibung dominierende Beschränkung auf innersystemare Vergleiche, durch die Diktaturvergleiche, komparatistische Transformationsstudien oder die Untersuchung westlicher Gesellschaften meist getrennt voneinander unternommen werden; sie versuchte Gesellschafts- mit Kulturgeschichte zu liieren; und sie leistete einen Beitrag zur weiteren Ausdifferenzierung des Konzepts historischer Komparatistik.

Gesellschaftsvergleich und Kulturtransferforschung bilden im Moment, so ließe sich der Leseindruck zusammenfassen, willkommene Ergänzungen, ihre Kooperation macht das Bild komplexer und führt zu neuen Fragestellungen. Der Bezug der beiden Ansätze aufeinander ist aber in theoretisch-methodologischer Hinsicht noch nicht vollständig gelöst. Es gehört zu den großen Vorzügen dieses Bandes, nicht nur ein wichtiges Feld von ausländischen Bezügen der deutschen Geschichten des 20. Jhs. in Bearbeitung genommen zu haben, sondern dadurch auch ein zentrales Methoden-

problem für die Geschichtswissenschaft, die immer mehr mit den interkulturellen Herausforderungen ihrer Umwelt und ihrer Nachbardisziplinen konfrontiert ist, am konkreten Material aufgeworfen zu haben.

Matthias Middell

André Steiner, Die DDR-Wirtschaftsreform der sechziger Jahre. Konflikt zwischen Effizienz- und Machtkalkül, Akademie-Verlag, Berlin 1999, 588 S.

Die Wirtschaftsreform in der DDR, oftmals vereinfachend als NÖS („Neues ökonomisches System der Planung und Leitung der Volkswirtschaft“) bezeichnet, stieß von ihrem Beginn im Jahre 1963 an auf starkes wissenschaftliches Interesse. Als die Reform Anfang der siebziger Jahre abgebrochen wurde, gab es bereits ein halbes Dutzend ihr gewidmeter Monographien, die vor allem im Westen Deutschlands erschienen waren. In den siebziger und achtziger Jahren verblaßte angesichts einer ganz anders gearteten Wirtschaftsauffassung in Honeckers DDR das westliche Interesse an der DDR-Wirtschaftsgeschichte der späten Ulbrichtzeit. Im Osten Deutschlands war es zwei Jahrzehnte lang nahezu verboten, sich an die Reformpolitik der sechziger Jahre zu erinnern. Die neunziger Jahre brachten dann mit dem unbegrenzten Zugang zu den Archiven neuen Impulse. Es hat allerdings noch einmal fast ein Jahrzehnt gedauert, bevor mit diesem Buch von *Steiner* eine Analyse der DDR-Wirtschaftsreform auf der Grundlage sowohl der SED- wie auch der staatlichen Archivalien vorliegt.

Steiner hat seine Arbeit überwiegend nach Sachkomplexen gestaltet und erst

in zweiter Linie die Chronologie bei der Untergliederung seines umfangreichen Buches berücksichtigt. Im ersten Kapitel analysiert er die inneren, von früheren Reformvorstellungen und die äußeren, vor allem durch die Sowjetunion bestimmten, Voraussetzungen und Wirkungshedingungen der DDR-Wirtschaftsreform von 1963 bis 1970. Das zweite Kapitel widmet Steiner der Preisreform als Bestandteil des NÖS. Seiner Meinung nach kam ihr für den Erfolg der Reform deshalb eine zentrale Bedeutung zu, weil durch die Wirtschaftsreform die bis dahin eher stiefmütterlich behandelten finanzwirtschaftlich orientierten Lenkungsmedien beträchtlich aufgewertet worden waren. Das dritte Kapitel ist der Lenkung der Arbeitskräfte und den Leistungsanreizen, die das NÖS für die Erhöhung der Produktivität der Belegschaften und der Remabilität in den Betrieben vorsah, d.h. der Entwicklung von Gewinn, Lohn und Prämie, gewidmet. Das Hauptziel der Wirtschaftsreform, die Volkswirtschaft der DDR zu modernisieren und auf einen im internationalen Vergleich fortgeschrittenen Stand der technischen Entwicklung zu heben, behandelt das vierte Kapitel. Das Hauptaugenmerk *Steiners* ist in diesem Zusammenhang darauf gerichtet zu zeigen, wie die Aufwendungen für Forschung und Entwicklung und die Investitionen mit Hilfe der Methode der „Eigenerwirtschaftung der Mittel“ weiterhin zentral, jedoch weniger administrativ als früher gelenkt wurden. Das Kapitel beschäftigt sich in diesem Zusammenhang mit dem Gehalt der heute wohl noch am meisten zitierten Ulbricht-Lösung „Überholen ohne einzuholen“. Es schließt mit der aus der Verwirklichung der forcierten Strukturpolitik resultierenden Wirtschaftskrise und dem in ihrem Schatten

von Ulbrichts Gegnern bewerkstelligten Abbruch der Wirtschaftsreform.

Steiner weist nach, daß das NÖS nicht auf einer plötzlichen Eingebung oder auf einem überraschenden Sinneswandel Ulbrichts beruhte, was sich aus einer von ihm am Vorabend des NÖS, im Dezember 1962 gehaltene Rede, in dem er überraschend für den Übergang von der politischen zur ökonomischen Leitung der Wirtschaft plädierte, schließen ließe. Die Wurzeln der Reform, so *Steiner*, reichen weiter zurück. „Als das Reformkonzept erarbeitet wurde, ließen sich die Reformer ... durch die Ideen von Behrens und Benary aus den fünfziger Jahren inspirieren. Dafür spricht nicht nur die inhaltliche Kongruenz, sondern auch, daß zwei ihrer wichtigsten Vertreter, Wolf und Berger, Schüler von Behrens waren...“ *Steiner* wendet sich jedoch dagegen, daß die Reformer bei den beiden bekanntesten Dissidenten der DDR auf wirtschaftswissenschaftlichem Gebiet einfach abgekupfert hätten. Denn verglichen mit dem Reformkonzept waren die Vorstellungen von Behrens und Benary „sehr viel abstrakter und wären in dieser Form kaum unmittelbar zu operationalisieren gewesen.“ (S. 69).

Als zweite Quelle des NÖS nennt *Steiner* die „in der Wirtschaftsbürokratie oder dem Parteiapparat seit Ende der fünfziger Jahre immer wieder einmal vorgebrachten Änderungsvorschläge“ zum Wirtschaftsmechanismus.

Wie aber sah es drittens mit Anregungen aus den sozialistischen Nachbarländern aus? Die vom polnischen Ökonomen Brus u.a. entwickelten Wirtschaftsmodelle haben nach *Steiner* kaum Eindruck auf die DDR-Wirtschaftsreformer gemacht. „Wahrscheinlicher ist es, daß in der DDR Elemente aus den Reformversuchen

Ende der fünfziger Jahre in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn ... aufgegriffen wurden. Allerdings konnte dies nicht verifiziert werden.“ (S. 69)

In den sechziger Jahren, als das NÖS schon lief, kamen radikalere Schritte, wie sie die tschechoslowakische und ungarische Wirtschaftsreform enthielten, für die DDR-Reformer, die an der dominierenden Rolle des Planes festhielten, nicht in Frage. Andere, wie die polnische, bulgarische oder sowjetische Wirtschaftsreform unter Kossygin versuchten nicht, den Lenkungs- und Koordinationsmechanismus insgesamt zu verändern und konnten schon aus diesem Grunde den DDR-Reformern kaum Anregungen liefern.

Von größerer Bedeutung war schon, wie sich die sowjetische Führungsspitze zum NÖS stellte. Hier setzt *Steiner* einige korrigierende Akzente. Die verbreitete Meinung, daß Ulbricht das NÖS im Einvernehmen mit Chruščev in der DDR eingeführt hätte und es seit Chruščevs Sturz durch Brežnev im Oktober 1964 für Ulbricht immer schwieriger wurde, den Reformkurs weiter zu steuern, teilt *Steiner* nicht. Zwar hätten sich durch erhöhte sowjetische Exportanforderungen an die DDR seit 1965 die Rahmenbedingungen für deren Wirtschaftsreform verschlechtert, „Jedoch verfolgte man im Moskauer ZK-Apparat das Konzept und die Realisierung des NÖS offenbar wohlwollend interessiert, obwohl sie wegen der unterschiedlichen Bedingungen in der Sowjetunion zumeist als nicht anwendbar betrachtet wurden. Aber man sah in ihr auch kein 'Abgehen von der sozialistischen Planwirtschaft oder eine Hinwendung zum jugoslawischen System', was wohl von den DDR-Reformern insgeheim befürchtet wurde. Selbst Brežnev folgte gegenüber der Wirtschaftsreform

zunächst der Position seines Vorgängers...“ (S. 107f.).

Angeregt von Vergleichen mit den Reformkonzepten und -bewegungen in anderen sozialistischen Ländern, die bei *Steiner* wiederholt angesprochen (wenn auch nie ausführlicher dargestellt werden), fragt sich der Leser, wie NÖS und ÖSS aus der Sicht der beiden bemerkenswertesten Reformversuche der achtziger Jahre einzuschätzen wären – aus der Sicht von Gorbatschows und Dengs Wirtschaftsreform. Leider verzichtet *Steiner* – auch im Abschnitt „Grenzen und Ergebnisse“ der DDR-Wirtschaftsreform – auf entsprechende Überlegungen, die in einer im Jahre 1999 veröffentlichte Analyse des NÖS durchaus angebracht wären und beschränkt sich in seinem abschließenden Nachdenken strikt darauf, zu analysieren, was in der DDR geschah.

Jörg Roesler

Helmut König, Michael Kohlstruck, Andreas Wöll (Hrsg.), Vergangenheitsbewältigung am Ende des 20. Jahrhunderts, Leske + Budrich, Opladen 1998 (Leviathan Sonderheft 18/1998).

„Vergangenheitsbewältigung“ ist eine typisch unübersetzbare deutsche Wortschöpfung; das bezeichnete Phänomen jedoch kein exklusiv deutsches. Diese internationale Perspektive haben die Herausgeber in ihrer Aufsatzsammlung berücksichtigt: Neben zwei Kapiteln, die sich deutschen Beispielen widmen, stehen je ein Kapitel für „Osteuropa“ sowie „Japan und Südafrika“, außerdem wurde diesen empirischen Untersuchungen ein Kapitel mit Aufsätzen zu einer allgemeineren „Theorie der

Vergangenheitsbewältigung“ hinzugefügt.

Daß Deutschland dennoch im Mittelpunkt steht (die deutschen Beispiele machen die Hälfte des Buches aus), hat programmatischen Charakter: in ihrer Einleitung argumentieren die Herausgeber, daß die deutsche Vergangenheitsbewältigung nach 1945 zwar kein Modellfall in einem normativen Sinne sei, jedoch ein heuristisches Modell für die Analyse des Umgangs mit der Vergangenheit in anderen Ländern liefern könne. Bereits ein Blick auf die Aufsätze, die sich eben jenem „Modellfall“ widmen, zeigt allerdings, wie schwierig dies ist: zu unterschiedlich sind die Interpretationen der Geschichte der Vergangenheitsbewältigung in Deutschland; als daß sie ein Modell abgeben würden. Und auch in den anderen Aufsätzen ist Deutschland nur selten modellhafter Bezugspunkt der Fragestellungen ist.

Nun ist für den Sonderband einer Zeitschrift vielleicht auch gar nicht zu erwarten, daß die Herausgeber alte Beiträge analysieren und zusammenfassen. Aber in der Einleitung eine These aufzustellen, die dem Inhalt des Bandes nicht entspricht, wirkt wie ein uneingelöstes Versprechen seitens der Herausgeber. Dieser Eindruck setzt sich bei Betrachtung der Kapitelüberschriften fort: „Bewältigung der NS-Vergangenheit“ unterschlägt, daß es in den fünf Aufsätzen dazu ausschließlich um den westdeutschen Umgang mit derselben geht. Das „Osteuropa“ überschriebene Kapitel umfaßt fünf Aufsätze zu Polen, Ungarn und Tschechien. Diese *ostmitteleuropäischen* Länder verbinden jedoch gerade die jüngste Neu- oder Re-Interpretation ihrer Geschichte mit ihrer „Rückkehr nach Europa“ seit 1989. Insofern bieten sie sich zumindest nicht als beispielhaft für „Osteuropa“ nicht an. Wenn es um

„Vergangenheitsaufarbeitung“ geht, ist die mentale Grenze zu Osteuropa eben nicht mit der östlichen Grenze Deutschlands identisch. Vielleicht gehört gerade der Graben, der im Lichte dieses Themas Polen und Deutschland gleichermaßen z.B. von Rußland trennt, zu den frappierenden Phänomenen von „Vergangenheitsbewältigung am Ende der 20. Jhs.“. Solche Fragen werden im vorliegenden Band jedoch nicht behandelt, sondern jedes Land (und jeder Artikel) bleiben für sich stehen. Auch ein Blick auf die theoretischen Kapitel ändert nichts daran, daß es sich bei dem vorliegenden Band eher um eine lose Sammlung von Beispielen handelt. Dabei sind hier eine ganze Reihe lesenswerter Aufsätze versammelt: die meisten ausgesprochen informativ, einige enthalten originelle und äußerst anregende Argumentationen, alle können so gelesen werden, daß sie – gerade im Zusammenhang – lehrreich sind.

Unter den Autoren sind nicht nur Akademiker (vom Politologen über den Philosophen bis zur Historikerin), sondern auch Journalisten und eine Politikerin. Alle Artikel richten sich jedoch eher an das Fachpublikum – nicht so sehr aus Gründen der Verständlichkeit, als aus Gründen der Trockenheit der Präsentation und der nicht übersichtlich erschlossenen Materialfülle, die das Lesen zuweilen zu einer zähen Angelegenheit machen.

Die Aufsätze zur bundesdeutschen Bewältigung der NS-Vergangenheit (dazu ist auch die kurze Begriffsgeschichte in der Einleitung lesenswert) nähern sich dem Thema aus unterschiedlichen Perspektiven: neben einer Analyse der sich durch die Jahrzehnte wandelnden Regierungsreden zum Gedenktag des 20. Juli (*Andreas Wöll*), und der „Offenen Fragen der Wiedergutmachung“ (*Constantin Goschler*)

für NS-Verfolgte steht z.B. ein Aufsatz über „Das Erinnern der Generationen“. Während die Analyse der Regierungreden überzeugend vorführt, wie je nach politischem Interesse der Redner das Gedenken an den deutschen Widerstand zur Propagierung aktueller politischer Prioritäten instrumentalisiert wurde, kann das Modell der Generationen als ganz andere Erklärungsebene für veränderte Bewertungen der Vergangenheit herangezogen werden. *Heinz Budes* Ausführungen zur Generationenproblematik zeigen jedoch, wie sinnfällig Beschreibungen generationentypischen Verhaltens sein können, die auch nicht falsch sein mögen, jedoch wissenschaftlich nicht begründet werden. Jedenfalls argumentiert er mit ziemlich willkürlich zusammengestellten Quellen. Ähnliches gilt für die Ausführungen zum „Strukturwandel der Vergangenheitsbewältigung“. In einem Artikel von *Michael Kohlstruck*, in dem Generation nur eine unter mehreren Analysekategorien ist. Z.B. beschreibt er den auf „seelisches Durcharbeiten“ zielenden Ansatz der neueren „Holocaust“-Didaktik in Gedenkstätten als den Versuch einer mittleren Generation, der jungen Generation die von den Alten nicht geleistete Trauerarbeit (siehe Mitscherlichs) quasi überzuhefen. Er führt jedoch nur einen Autor dazu an und ignoriert den Kontext, nämlich ähnliche Tendenzen in der Gedenkstätten-Didaktik auch außerhalb Deutschlands, völlig.

Eingrenzung des Gegenstands und der benutzten Quellen scheint der Schlüssel zu nachvollziehbaren Ergebnissen der Untersuchungen zu sein. Da hat es *Joachim Perels* mit seinem Aufsatz leichter, da sein Untersuchungsgegenstand von vornherein eingegrenzt ist: Adornos Reflexion auf die „Zerstörung von Erinnerung als Herrschaftstechnik“ vor dem Hinter-

grund der Bundesrepublik der fünfziger Jahre. Aber nicht nur die übersichtliche und mit spannenden Zitaten Leselust erzeugende Darstellung von Adornos Gedanken machen diesen Artikel besonders interessant, sondern auch das Licht, das am Beispiel der Auseinandersetzung Heidegger-Adorno auf die geistige Atmosphäre der Zeit geworfen wird. Historiker können hier als Nebenprodukt der Lektüre schöne Anregungen zur Selbstreflexion finden. So führen Adornos Überlegungen zur ethischen Dimension jeglicher Erkenntnis zu dem Schluß: „Das Bedürfnis, Leiden beredt werden zu lassen, ist die Bedingung aller Wahrheit“ – vielleicht trifft dies auf die Zeitgeschichtsforschung stärker zu, als sie es sich eingestehen würde.

Die Aufsätze zur „Auseinandersetzung mit der DDR-Vergangenheit“ sind weniger zahlreich (drei) und weniger widersprüchlich, dafür vor allem informativ und instruktiv. Die Aufsätze über die deutsche Verfassungsdiskussion nach 1989 (*Tine Stein*) und den Umgang mit der Stasi (*Annette Weinke*) rekonstruieren u.a. Debatten aus der unmittelbaren „Wende-Zeit“, deren Ablauf und Argumente heute schon oft vergessen sind. So wird daran erinnert, daß ohne das Engagement von DDR-Bürgerrechtlern die Stasi-Akten heute wahrscheinlich unter Verschuß beim Verfassungsschutz liegen würden. Auch die knappen, aber klaren Ausführungen darüber, daß nicht nur die „erste Diktatur“ bei der Aufarbeitung der „zweiten“ nachwirkt, sondern daß auch die „Ost-West-Komponente“ in diesem Prozeß eine Rolle spielt, erinnern an einen Fakt, der oft ignoriert wird, darum jedoch nicht weniger wirkungsmächtig ist. Die Ausführungen zur „Bedeutung der Nürnberger Juristenprozesse für die justitielle Bearbeitung der DDR-Vergangenheit“

(*Maria Peschel-Gutzeit*) schließlich sind spannender und aktueller, als der Titel vielleicht vermuten läßt. Die Autorin gibt detaillierte Informationen über die Zahl der Ermittlungen, Anklagen und Urteile gegen DDR-Unrechtstäter, zeigt, daß die bundesdeutsche Rechtsprechung DDR-Staatsanwälte und Richter (von 141 Angeklagten wurden 16 verurteilt) deutlich milder behandelt als Mauer-schützen (von 174 Angeklagten wurden 78 verurteilt) und daß sich dies nicht zwingend aus rechtsstaatlichen Spielregeln wie dem Rückwirkungsverbot ergeben muß. Wer immer die Enttäuschung, die Bärbel Bohley in den Satz kleidete „Wir wollten Gerechtigkeit und bekamen den Rechtsstaat.“, nachempfinden kann, sich aber nicht ins Aus stellen will, findet hier originelle und seriöse Argumente, mit denen auel im Rahmen von Rechtsstaatlichkeit SED-Unrecht hätte strenger verfolgt werden können.

Unter „Osteuropa“ finden sich gleich drei Artikel zum Fall Polen (*Christiane Brenner*, *Kazimierz Woycicki*, *Zdzislaw Krasnodebski*). Der Aufsatz der deutschen Politologin enthält eine zum Nachschlagen nützliche Chronologie der „Vergangenheitsbewältigung in Polen“ seit 1989, unter dem Stichwort „Analyse“ findet sich aber leider auch nicht viel mehr als eine Narration der Ereignisse. Da entschädigt der Artikel eines polnischen Journalisten, der auf wenigen Seiten die Besonderheiten der polnischen Situation (die lange und an Umbrüchen reiche Zeit, die aufzuarbeiten ist) analysiert und die interessante These aufstellt, daß die Provokation der Vergangenheitsaufarbeitung darin besteht, daß sie nationale Mythen (in Polen: den Märtyrer-Mythos) zerstören würde, und somit einen Abschied vom 19. Jh. impliziert. Schließlich führt ein Aufsatz, der aus

polnischer Sicht vor allem den deutschen Historikerstreit kritisiert, blinde Flecken der deutschen Wahrnehmung vor und erinnert daran, daß die weitgehende Ignoranz westdeutscher Intellektueller gegenüber den kommunistischen Diktaturen selbst ein aufzuarbeitender Aspekt der jüngsten Vergangenheit ist. Interessantes Material bieten auch die Artikel zu Tschechien (*Christiane Brenner*) und Ungarn (*Attila Schauschitz*), wobei in diesen Fällen vor allem auf die unterschiedliche Vergangenheitspolitik der politischen Parteien seit 1989 eingegangen wird. Während für Ungarn Information und Argumentation getrennt und weitgehend nachvollziehbar gemacht werden, wird die These zu Tschechien offensichtlich parteilich vorgetragen. Wenn Zitate einiger tschechischer Intellektueller als Beweis dafür herhalten, daß ein starker Antikommunismus neues Bindemittel der tschechischen Gesellschaft in eigentlich undemokratischer Manier sei, sagt dies wenig aus, solange die Zitierten nicht ins politische Spektrum eingeordnet und keine Gegenargumente vorgestellt werden. Falls die Beobachtungen jedoch zutreffen, erschließen sich für den Leser interessante Unterschiede: während in Polen die Frage der Vergangenheitsaufarbeitung die Gesellschaft spaltet, wird im zersplitterten politischen Spektrum in Ungarn diese Frage zur Profilierung der Parteien wechselnd instrumentalisiert – während sie in Tschechien gar einigende Wirkung hat.

Da solche Vergleiche in dem vorliegenden Band nicht thematisiert werden, können sie jedoch nach der Lektüre nur als Vermutung oder Frage festgehalten werden. Immerhin finden sich zu allen drei Ländern umfangreiche Bibliographien und ein Faktenüberblick zu den Themen: Öffnung der Geheimpolizei-Akten, Strafverfolgung und Rehabili-

tierung sowie Entfernung kommunistischer Funktionsträger aus öffentlichen Ämtern („Lustration“) – das Vergleichen mit der Ex-DDR liegt dadurch beim Lesen immer wieder auf der Hand (wird aber auch nicht aufbereitet).

Weniger leicht mit den übrigen Fällen zu verbinden ist der Aufsatz über Südafrika (*Heribert Adam*). Es handelt sich weitgehend um eine Kritik an der Arbeit und Konzeption der Wahrheits- und Versöhnungskommission. So konnte sie vielleicht den Anspruch „Amnestie ohne Amnesie“ erfüllen, jedoch nicht für nationale Versöhnung sorgen. Da der Autor seiner Kritik keine Darstellung der Konzeption der Wahrheitskommission voranstellt, und auch keines der von ihm kritisierten Mitglieder der siebzehnköpfigen Kommission im einzelnen vorstellt, ist der Artikel als Lektüre-Einstieg in den südafrikanischen Fall eher ungeeignet. Ähnliches gilt für das exotischste Beispiel: den Artikel zu Japan (*Irmela Hijiya-Kirschner*). Bemerkenswert auf den ersten Blick, daß nur hier Kunst und schöne Literatur zum Untersuchungsfeld gemacht werden. Aber Hintergrundkenntnisse zu Perioden, Parteien und Trägern der japanischen Vergangenheitsaufarbeitung werden dem Japan-Laien leider nicht ausreichend dazugeliefert.

Den wirklich enttäuschenden Teil des Bandes bilden die unter der Kapitelüberschrift „Theorie der Vergangenheitsbewältigung“ zusammengefaßten vier Artikel aus politologischer (*Helmut König*), soziologischer (*Werner Bergmann*), philosophischer (*Helmut Fleischer*) und juristischer (*Bernard Schlink*) Sicht. Noch am besten auf die vorausgegangenen Untersuchungen zu beziehen sind die Überlegungen Helmut Königs, in denen er einzelne Ebenen zur Analyse von Vergangenheitsbewältigung unterscheidet: die Ebene

von Regierung und Justiz, der Wissenschaft und öffentlichen Institutionen, sowie der Mentalität; die möglichen Schritte zur selben (Strafverfolgung der Täter, Rehabilitierung der Opfer, Lustration, öffentliche Diskussion...) aufzeigt, für die Beurteilung der Akteure darauf hinweist, daß deren Herkunft und Interessen entscheidend sind und sie nach Opfer-Täter oder nach Generationen zu unterscheiden sind. Letztlich handelt es sich hier jedoch nicht um eine Theorie, sondern ein Systematisieren von aus den empirischen Fallbeispielen hinlänglich deutlich gewordenen Kategorien. Wobei gerade vom Theoretiker hinterfragt werden müßte, ob „Täter-Opfer“ oder sogar Generationen-Zuschreibungen nicht öfter Selbstentwürfe der Akteure sind, und wie sich aus solchen Quellenbegriffen Analysekategorien gewinnen lassen.

Immerhin weist er allein auch darauf hin, daß „Vergangenheitsbewältigung“ im weiteren Sinne nach jedem extremen politischen Wandel dazugehörte (seit der Antike, im Zuge der Englischen und Französischen Revolution... und – mißlungen – in der Weimarer Republik). Man erfahre aber gerne mehr darüber, was nun die Besonderheit von Vergangenheitsbewältigung am Ende des 20. Jh. ausmacht, außer der Hypothese daß sie selbst „künstliche Revolution“ wird. (Ist sie als Debatte einfach deshalb intensiver geworden, weil sie nicht mehr mit dem Fallbeil erledigt wird?). Die anderen theoretischen Artikel bleiben sogar hinter den empirischen Untersuchungen zurück. Sei es die soziologische These von der „Kommunikationslatenz als Strukturschutz“, die besagt, daß das zeitweilige Verdrängen der Vergangenheit wie in der Bundesrepublik unter Adenauer nicht vordergründiges Klammern am billigen sozialen Frieden ist, sondern für das Funktionieren einer

Gesellschaft überlebensnotwendig sein kann. – Allerdings wäre gar keine Vergangenheitsbewältigung nötig, wenn Demokratie nur eine Frage von Strukturen und nicht auch von Werten und Verhaltensweisen wäre – wo beides verbunden würde, würde die Theorie erst richtig interessant. Einem Autoren dieses Kapitels (Rechtsphilosophie-Professor und Verfassungsrichter *Schlink*) möchte man die übrigen Artikel sogar erst einmal zur Kenntnisnahme nahelegen. Seine Ausführungen zu „Formen und Verfahren“, die das Recht zur Vergangenheitsbewältigung liefern kann, lesen sich wie reine Norm- oder Wunschvorstellungen. Seine Überlegungen zur Bundesrepublik der fünfziger Jahre und auch die Behauptung, daß Strafverfahren gegen SED-Unrechts-Täter nach 1989 allein durch „den Einfluß der alten Länder“ stattgefunden hätten, entsprechen nicht den Tatsachen, wie sie in den Fallbeispielen geschildert wurden. Es wären sicher spannendere Ergebnisse zustande gekommen, wenn die Theoretiker auf die empirischen Beispiele *aufgebaut* hätten.

So ist der Informationsgehalt des Bandes stärker als sein Ideengehalt – letztere bleiben allzu oft nur in Ansätzen stecken. Dennoch sind in einzelnen Artikeln höchst anregende Argumente und Thesen zu finden. Daneben gibt es „sekundäre Erkenntnisse“ der Lektüre. Daß ein Journalist einen Essay von sehr viel mehr analytischer Schärfe vorlegt, als einige der wissenschaftlichen Artikel aufweisen, und daß eine Doktorandin zuweilen mit mehr quellenkritischer Reflexion vorgeht als ein Professor, gehört zu den amüsanteren dieser Erkenntnisse. Grundsätzlich drängt sich der Eindruck auf, daß es eine umfassend zufriedenstellende Vergangenheitsbewältigung in keinem Land gibt, und daß dies wohl auch

nicht anders sein kann, da hinter den Debatten und Prozessen immer die ungelösten Aufgaben der Gegenwart stehen. „Erst der erlösten Menschheit“, schrieb Walter Benjamin, „fällt ihre Vergangenheit voll auf zu.“ Davor liegt, mühsam und spannend, Arbeit, nicht nur für Berufshistoriker. Einen Beitrag dazu liefert der vorliegende Band.

Elena Demke

Stefan Oeter, Integration und Subsidiarität im deutschen Bundesstaatsrecht, Untersuchungen zur Bundesstaatstheorie unter dem Grundgesetz (=Jus Publicum 33), J. C. B. Mohr (P. Siebeck), Tübingen 1998, 655 S.

Bundesstaaten nach Art der demokratisch geprägten, modernen Verfassungskultur bedürfen einer Struktur, die sie legitimiert. Fehlt sie, gerät ein solcher Bundesstaat in eine Krise, die sich als „Diffusion der Verantwortlichkeit(en)“ darstellt. Eine Diffusion legitimiert nicht, sie gefährdet vielmehr das, was den demokratischen Verfassungsstaat auszeichnet, insbesondere demokratische Legitimation, klare Kompetenzen und funktionsspezifische Kontrollen. Dann geht auch die Eigenständigkeit der örtlichen wie der gliedstaatlichen Ebene verloren.

Solchen Fragen geht *Oeter* in seiner Heidelberger Habilitationsschrift nach. Sie haben vergleichendes und disziplinübergreifendes Interesse, nicht nur in Europa und im Verhältnis zur Politik als Wissenschaft. Die Verflechtungen reichen auch in die Finanz- und Verwaltungswissenschaft. Diese Breite erreicht die Schrift, unterläßt es aber doch, noch zusätzlich komparativen Interessen zu folgen, wenigstens unverkennbar stets die europarechtliche Dimension – auch methodisch betrachtet – im Hintergrund steht.

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile, befaßt sich nämlich zunächst mit den verfassungsgeschichtlichen Wurzeln und der Entstehungsgeschichte des deutschen Bundesstaates vom 19. Jh. an bis zu Verabschiedung des Grundgesetzes, dann mit der Entwicklung zum „unitarischen Bundesstaat“ als Verfassungsgeschichte der Bundesrepublik und schließlich mit der deutschen Bundesstaatstheorie im Spiegel der Verfassungsrechtslehre. Die Teile ihrerseits sind feingegliedert und schreiten den Stoff voll ab, ohne daß das hier wiederholt werden könnte. Dabei entwickelt sich das Bild, das in den eingangs genannten Befund mündet. Ein solcher Zustand gefährdet den Bundesstaat in seinen Grundlagen. Angelegt war er von Anfang mit der Bismarckschen deutschen Einheit, weil die bündische Struktur dort dazu benutzt wurde, die demokratische Legitimation des Reichstages in der Staatsleitung durch die allein exekutivisch und weithin monarchisch ausgewiesene Reichsregierung in der Ausgestaltung des Bundesrats zu karikieren; dadurch wurde das demokratische Element der Reichsverfassung beinahe zur bonapartistischen Attrappe, die später wilhelminisch auch ein „persönliches Regiment“ zuzulassen schien. Das änderte sich in der Weimarer Zeit insofern kaum, als die Auslegung der Notrechte des Reichspräsidenten eben das erneut ermöglichte und die Länder wiederum über den Reichsrat eine reguläre exekutive Dominanz praktizieren konnten, jedenfalls bis sie jene Notrechte mit dem sogenannten Preußenschlag 1932 einholten, der allerdings seinerseits ebenfalls seine Wurzeln in vordemokratischen Notrechtsvorstellungen des Staatsrechts des 19. Jhs. hatte. Auch die Wandlungen des Finanzwesens, die heute ihren Niederschlag darin finden, daß die

Länder Kostgänger des Bundes geworden sind, nicht umgekehrt, haben einen Hintergrund in dieser historischen Ausgangslage. Mit dieser Rolle verbindet sich ein *do ut des* hinter verschlossenen Türen, das Konsens über egalisierende Verteilungsmechanismen ermöglicht. Damit kommt es aber zugleich zu jener Diffusion der Verantwortlichkeiten. Sie wurde im Grundgesetz 1949 entgegen anderen Vorschlägen auch nicht über eine „Senatslösung“ für die Ausgestaltung des neuen Bundesrates von vornherein abgewendet.

Die programmatischen Begriffe der Untersuchung von *Integration* und *Subsidiarität* treten ganz deutlich hervor, indem Oeter am Ende der Unitarisierung des Bundesstaats mit Hilfe der Integrationslehre (Rudolf Smend) durch Konrad Hesse Einsichten der heutigen Chaostheorie, die Selbstorganisation komplexer Systeme, eine Autopoiese, oder eine Lehre von einer *Bounded Rationality* und einer Lehre von spontanen Ordnungen in eine neue notwendige Subsidiarität gegenüberstellt. Diese Subsidiarität hat mithin nicht notwendig teil an herkömmlichen Begründungen, ist vielmehr ein Ordnungsschema, das interdisziplinär naheliegt. Es soll den Widerpart bieten zu einer Perversion der Unitarisierung in eine ständige Überformung der Kompetenz zur Lösung einer Aufgabe durch die Suche nach den Mitteln, die dann der herbeiführt, der diese Mittel hat. Erkennt wird etwa die bisher geringe verfassungsrechtliche Härte eines finanzverfassungsrechtlichen Konnexitätsprinzips, das Aufgaben- und Ausgabenverantwortung in eine Hand gibt. Es könnte – wobei Oeter hier skeptisch bleibt –, in eine klare Form gegossen und bundesverfassungsrechtlich verbindlich gemacht, der beklagten Diffusion der Verantwortlichkeiten

entgegenwirken. Dafür bedürfte es aber zusätzlich noch der Bereitschaft, Unterschiede aufgrund der Wirtschaftskraft und des Steueraufkommens in den Ländern hinzunehmen. Daran fehlt es. Als Sündenbock erweist sich dabei die Zielvorstellung von der „Einheitlichkeit der Lebensverhältnisse“, die außerhalb der Finanzverfassung schon zur Gleichwertigkeit in Art. 72 Abs. 2 GG nutzte. Die Hinnahme bloßer Gleichwertigkeiten karikiert heute eine fortgesetzte Migration der jüngeren ostdeutschen Bevölkerung nach Westen. Hier führt daher die Schrift in Aporien, die sie nicht auflöst.

Es mag sein, daß diese Aporien im Rahmen der Europäischen Union in neue Pfade führen, wenn dort die zentrifugalen Kräfte der Kulturen in der Fläche das Subsidiaritätsprinzip auf dieser Ebene stützen, dem der zentripetale Trend zur Angleichung in einem Markt nicht seine Normativität und vor allem nicht seine soziale Basis nimmt. Im Nationalstaat gelang das selbst dem demokratischen Bundesstaat nicht mehr. Das nationale Instrumentarium versagt angesichts der politischen Orientierung der Bevölkerung. Solche umfassenden gemeinsamen Zielorientierungen in diesem Umfang sind auf europäischer Ebene nicht denkbar. Die Vielfalt wird sich trotz der Einheit des Marktes in der Weiträumigkeit halten. Diese Parallelen sieht *Oeter*, ohne sie kulturell festzumachen. Er meint, ein dynamisches Mehrebenensystem sei unvermeidlich, hofft aber, daß es die Probleme des deutschen Bundesstaates und einer diffusen, kompetenzverwischenden Politikverflechtung meidet. Dabei stützt sich die Arbeit auf jüngere politikwissenschaftliche Studien und erweist noch einmal ihre interdisziplinäre Offenheit.

Die Schrift von *Oeter* ist eine der besten Arbeiten der letzten Jahre. Sie

wird sich durchsetzen: Sie ist auch für Historiker, Politik- und Finanzwissenschaftler sowie Kollegen aus anderen Nachbardisziplinen von besonderem Interesse. Das Buch ist dank seines eleganten Stils und mit Hilfe des gelungenen Aufbaus leicht zu lesen. Daher schreckt auch sein Umfang nicht ab, und es kann weiteren wissenschaftlichen Kreisen trotz seines rechtswissenschaftlichen Gegenstandes nachhaltig empfohlen werden. Sie fasziniert kraft der historischen Durchdringung des Stoffes, erklärt noch einmal nach anderen Studien – diesen aber nun um weitere Schritte voraus – klassische dogmatische Figuren wie etwa den der *Bundestreue* – dazu früher die große dogmatische Schrift von Hartmut Bauer – im heutigen Verfassungsrecht und belebt ältere Ansätze der Theorie staatlicher *Integration*, etwa denjenigen von Rudolf Smend, neu und auf den Begriff der gegenwärtigen Verfassungslehre verbracht. Damit erreicht die Schrift ihr anfangs schon deutliches Ziel, nämlich eine bundesstaatsrechtliche Aufklärung und kann sich zugleich jüngst durch eine Leipziger Habilitationsschrift, gemeint ist diejenige von Edin Sarcevic, in vielem bestätigt sehen.

Helmut Goerlich

Dorothea Müller (Hrsg.), Ambivalenzen der Okzidentalisation – Zugänge und Zugriffe, Leipziger Universitätsverlag, Leipzig 1998, 235 S.

Der vorliegende Sammelband umfaßt elf Beiträge von Mitarbeitern des gleichnamigen Promotionskollegs, das 1995 am Geistes- und Sozialwissenschaftlichen Zentrum am Zentrum für Höhere Studien (ZHS) in Leipzig gegründet worden ist. Mit dem Ziel, eine interdisziplinäre Forschungs- und

Graduiertenausbildung miteinander zu verknüpfen, arbeiten hier 18 Doktoranden verschiedener Fachrichtungen an ihren Dissertationen, deren Thematik im März 1998 auf einer Fachtagung in Großbothen bei Leipzig unter dem komplizierten Thema des Sammelbandes erörtert wurden.

„Okzidentalisation“ meint dabei Verwestlichung im Sinne von Beeinflussung durch Methoden und Denkweisen, auch „Modernisierung“ oder „Globalisierung“ genannt, und „Ambivalenzen“ bezieht sich auf die Probleme verschiedener Art, die in diesem Prozeß auftreten können und reflektiert werden sollen.

Es ist schon ein Problem, junge Wissenschaftler der verschiedensten Fachrichtungen mit ihren Forschungsinteressen unter einem Begriff zusammenzubringen, der mehr als nur eine formale Funktion hat. Dieses Problem wird auch an dem vorliegenden Sammelband deutlich, noch dadurch verstärkt, daß Entwürfe wissenschaftlicher Arbeiten im Normalfall abstrakter dargestellt werden, als später in der tatsächlichen Ausführung zu lesen ist. Andererseits erlaubt eine solche eher methodische Diskussion Einblicke in Forschungsdiskussionen, also in die Werkstatt, ehe dann später die Faktenthäufung eine eigene Dimension gewinnt. Neben den konkreten behandelten Themen ist daher der Fragenkomplex insgesamt von besonderer Bedeutung, wenn auch die abstrakte Erörterung manchmal die Lesbarkeit der Ausführungen erschwert. Ziel der Veröffentlichung ist es, einerseits die Vielfalt der Themen vorzustellen („Zugänge“) wie zweitens die angewandten Methoden zu erläutern („Zugriffe“).

Den Anfang des theoretisch geprägten Teils macht die Projektbeschreibung von *Klaus Bochmann* und

Pirmin Stekeler-Weithofer, die von der Belastung der Begriffe „Ost – West“ ausgeht und den Weg zu einer politischen und kulturellen Dominanz des „Westens“ Europas (unter Einschluß der USA) über den Rest der Welt skizziert. An dieser „Antragslyrik“ fällt auf, daß der Akzent auf Osteuropa liegt, konkret auf Rußland und seinen historischen Problemen im Umgang mit westlichen Vorbildern, ein Blick auf die Lebensläufe der Beitragenden macht dann deutlich, daß oft biographische Faktoren eine Rolle spielen, weil eine Reihe von Beiträgern Teile ihres Studiums in der östlichen Hälfte Europas absolviert haben. Der folgende Aufsatz von *Harald Hohmann* war offensichtlich das Einleitungsreferat zur genannten Tagung und liefert mehr Fragen und abstrakte Anregungen denn konkrete Probleme. Noch abstrakter ist der Artikel von *Rainer Totzke*, der im Stile Heideggers philosophische Sprachspielereien betreibt und nach einem weiten Umweg über die Probleme der Verschriftlichung der Kulturen den Begriff der „Ambivalonautik“ einführen möchte, um einen Wissenschaftler zu kennzeichnen, der „sich auch der *Ambivalenz* seines eigenen Wissens und Forschens über die Ambivalenzen der Okzidentalisation bewußt ist“ (S. 46). Der einzige Beitrag, der sich auf ein vergleichbares Forschungsinteresse im Bereich der *postcolonial studies* bezieht, stammt von *John R. Eidson*, der sich auf die moderne amerikanische Kulturanthropologie bezieht.

Im folgenden, praktisch orientierten Teil des Sammelbandes zeigt sich bald, wie brüchig im Grunde der Rahmen ist, der die Beiträge umspannt. *Vasile Dumbrava* erörtert das Sprachbewußtsein in der Republik Moldawien, deren ethnische Verbindung mit Rumänien und der politischen mit Rußland zu

einer Sprachunsicherheit geführt hat, die der unsicheren politischen Lage des Landes korrespondiert. *Doris Boden* bearbeitet die Romane von Milan Kundera, der einerseits in der europäischen Kontinuität steht, aber seine tschechischen Wurzeln durch seine Übersiedlung nach Paris durchtrennen mußte. Einen anderen tschechischen Autor betrachtet die Herausgeberin des Bandes, *Dorothea Müller*, mit Karel Čapek, den seine Anglophilie zum Nachdenken über die USA als Vorbild gebracht hatte. Den Fortschrittsbegriff in der 1918 neugegründeten Tschechoslowakei untersucht *Martina Winkler* an den drei Personen Masaryk, Rádl und Mareš, die in unterschiedlicher Weise Geschichtsbilder produziert, politisch instrumentalisiert und gegen die Wirklichkeit gesetzt haben. *Karin Seiler* interpretiert Čechovs Komödie „Der Kirschgarten“ nach psychoanalytischen Gesichtspunkten mit Blick auf die Chancen und Gefahren der Moderne.

Die drei letzten Beiträge behandeln Probleme der Gegenwart in unterschiedlichem Umfeld. *Diane Wogawa* stellt Überlegungen über die aktuelle Diskussion über die Grenzen des Wohlfahrtsstaates an, die in einer Kritik an den Darlegungen der bayerisch-sächsischen „Kommission für Zukunftsfragen“ von 1996 und 1997 gipfeln. *Magali Gravier* betrachtet die Anpassungsprobleme der Ministerial-eliten in Brandenburg und Sachsen seit der deutschen Wiedervereinigung, und *Susann Weien* lenkt die Aufmerksamkeit auf die Umstrukturierungsprobleme in drei unterschiedlichen Regionen der Rußländischen Föderation, Sverdlovsk, Tjumen und Tatastan (warum hier nicht die wissenschaftliche Transliteration der kyrillischen Schrift benutzt wurde, bleibt ein Geheimnis).

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse fehlt. Sie hätte auch nicht mehr als die obige Übersicht bieten können, denn außer der Wiederholung der These, daß erstens der Westen in vielem heute als Vorbild dient, und daß zweitens dies in unterschiedlichem Maße für die von Veränderungen betroffenen Menschen ein Problem darstellt, hätte auch der Projektleiter nicht liefern können. Dies spricht nicht gegen den Versuch, unter einer sinnvollen Fragestellung verschiedene Forschungsrichtungen zusammenzufassen und die Bearbeiter der disparaten Themen über Grundlagen und Methoden diskutieren zu lassen; kritisch vermerkt werden muß jedoch, daß der zwanghafte Versuch zur komplizierten Formulierung einfacher Tatbestände an sich noch keinen Beitrag zur Wissenschaft darstellt.

Manfred Alexander

Peter Noller, Globalisierung, Stadträume und Lebensstile. Kulturelle und lokale Repräsentationen des globalen Raums, Leske + Budrich, Opladen 1999, 296 S.

Das Thema Globalisierung beschäftigt die Sozialwissenschaften schon seit einiger Zeit, international seit den achtziger Jahren, in Deutschland vermehrt in den neunziger Jahren. Als Schlagwort hat das Thema bekanntlich ja auch Eingang in die politische Debatte gefunden. Insgesamt überwiegen in der bisherigen Diskussion aber die theoretischen Entwürfe, die meist auf eher fragmentarischen empirischen Erkenntnissen fußen. Um so mehr ist es zu begrüßen, daß nun ein Stadtsoziologe nach den konkreten Auswirkungen der Globalisierungsprozesse in einer

deutschen Großstadt, nämlich Frankfurt am Main, fragt.

Das Buch gliedert sich neben der Einleitung in fünf Abschnitte. Die ersten drei Abschnitte sind theoretischer Natur und dienen der Erarbeitung des analytischen Instrumentariums. Die beiden empirischen Kapitel untersuchen die Repräsentationen von Stadträumen und die Lebensstile globaler Dienstleistungsmilieus. Die ersten beiden Kapitel diskutieren ausführlich die zu wählende Gesellschaftstheorie und, damit zusammenhängend, die Methode der Untersuchung. Der Autor benennt explizit die Gesellschaftstheorie von Anthony Giddens als Bezugsrahmen (S. 22). Dementsprechend betont er im Gegensatz zu strukturalistischen Theorien die „Kreativität autonomer Praxis“ und die „Doppeldeutigkeit der Moderne“ (S. 59). Methodisch versucht er die Trennung zwischen Empirie und Theorie zu überwinden, indem er eine theoretisch informierte dichte Beschreibung bzw. „Montagetechnik“ (S. 16) verwendet. Der dritte Teil wird spezifischer und wendet sich aktuellen Theorien des gegenwärtigen gesellschaftlichen Wandels zu (Postfordismus, Postmoderne, desorganisierter Kapitalismus, Globalisierung), die ausführlich diskutiert werden. Als Fazit fordert *Noller* eine Soziologie der postmodernen Globalisierung, die die erweiterte Selbstreflexivität der Akteure berücksichtigt und daher nur eine interpretative Soziologie sein könne (S. 105).

Im 4. Teil über „Stadt-Räume“ geht *Noller* näher auf den Global-City-Ansatz von Sassen ein, an den er einerseits anknüpfen möchte, den er andererseits aber um eine kulturelle Dimension ergänzt sehen möchte. Er beschreibt in diesem Teil die neue (postmoderne) Architektur von Frankfurt am Main, besonders die Skyline,

die Einkaufspassage Zeilgalerie und das Museum für Moderne Kunst. Neben der Frage, ob solche Gebäude Globalität repräsentieren sollen, geht es *Noller* vor allem um das Problem, ob in der postmodernen Stadtlandschaft Urbanität als Möglichkeit der Herstellung von zumindest potentiell kritischer Öffentlichkeit überhaupt noch gewährleistet ist. Hier scheint der Autor eher skeptisch zu sein.

Im 5. und letzten Teil gibt der Autor die Ergebnisse von qualitativen Interviews mit Angehörigen der „neuen Dienstleistungsklassen“ aus den Branchen Werbung, EDV und Banken in Frankfurt wieder. Befragt wurden diese nach Einstellungen zur Arbeitswelt, Technik, städtischem Raum und Multikulturalität. Als wichtigstes Ergebnis kann festgehalten werden, daß diese globalen Professionellen keine einheitliche Klasse bilden, sondern sich unterschiedliche Lebensstile herauskristallisieren, wobei die wichtigste Trennlinie zwischen den Berufsgruppen Banken, EDV und Werbung verläuft. Der Autor spricht hier von „kulturell homogenen Berufsmilieus“ (S. 247). Die Raumbilder der Professionellen ergeben kein klares Bild, sondern eine eher widersprüchliche Kombination von Weltstadtfaszination, kultureller Identität (die sich in der Abgrenzung gegenüber Ausländern manifestiert) und lokalem Bezug. Multikulturalität wird zwar in der Regel befürwortet, aber eher als vertikale denn als horizontale Differenzierung gesehen. Die globale Postmoderne, so schließt *Noller*, ist eine neue Form der Massenkultur, in der homogenisierende Tendenzen nicht im Widerspruch stehen zu der Vernarktung von Differenz, z.B. Ethnizität, solange die westlichen Gesellschaften das dominierende Zentrum der globalen Ströme bleiben.

An der Gesamtkonzeption des Buches gibt es zu kritisieren, daß die drei Teile, also der theoretische und die beiden empirischen, zu stark auseinanderfallen. Beim Lesen der letzten beiden Teile wird nicht deutlich, wozu der Leser oder die Leserin die ausgedehnte Diskussion verschiedener Ansätze auf über 100 Seiten überhaupt benötigt. Letztlich reduziert sich der Nutzen der Theorie anscheinend doch auf eine Rechtfertigung des methodischen Vorgehens. Das ist durchaus legitim, aber dafür hätte sich der Autor auch kürzer fassen können. Weitergehende Ansprüche wie die „Erarbeitung eines analytischen Instrumentariums“ (S. 15) werden nicht wirklich eingelöst. Am Ende der theoretischen Diskussion findet der Leser/die Leserin allzu oft zwar vertretbare, aber hinlänglich bekannte Grundpositionen der interpretativen Soziologie wie z.B. die Betonung von Kultur, Selbstreflexivität, Kreativität des Handelns usw. Positiv bleibt anzumerken, daß weniger informierte Leser/innen diesen Teil nutzen können, um sich über aktuelle gesellschaftstheoretische Ansätze zu informieren. Leider bilden die empirischen Teile auch keine rechte Einheit, d.h. der zweite baut nicht auf dem ersten auf.

Das wäre nicht weiter schlimm, stünden diese Teile nicht in einem eigentümlichen Spannungsverhältnis. Die eher impressionistischen Architekturbeschreibungen von Teil 4 verbindet *Noller* nämlich mit Werturteilen, die er in der Regel aus scheinbar willkürlich ausgewählter stadtsoziologischer oder architekturtheoretischer Literatur bezieht. Dadurch werden diese Urteile schwer nachvollziehbar. Die Sicht der aktuellen oder potentiellen Nutzer/innen dieser Gebäude blendet der Autor völlig aus. So kontrastiert *Nollers* Hochhauskritik des 4. Teils (S. 144f.) stark mit der Sicht der Befragten des 5. Teils (S. 229f.). Dieser letzte Abschnitt ist wohl insgesamt der gelungenste, da hier versucht wird, die verschiedenen Raumkonstruktionen von Gruppen zu analysieren, denen ein wichtiger Anteil am Globalisierungsprozeß zugeschrieben wird. Der am einfachsten zu lesende Teil ist mithin auch der lesenswerteste. Vor allem durch diesen letzten Teil und aufgrund des Mangels an vergleichbaren Studien bleibt *Nollers* Buch trotz aller Kritik eine Bereicherung der gegenwärtigen Globalisierungsdiskussion.

Manuel Schramm

Jahresinhaltsverzeichnis des 9. Jahrgangs 1999

Themen der Hefte:

- Heft 1: *Polizei und schwule Subkulturen*. Hrsg. Stefan Heiß und Wolfgang Schmale
Heft 2: *Milieukonzept und empirische Forschung*. Hrsg. Thomas Adam und Werner Bramke
Heft 3: *Eisenhüttenstadt*. Hrsg. Valérie Lozac'h
Heft 4: *Westliche Spezialisten in Südostasien 1850–1950*. Hrsg. Fred E. Schrader und Feng Chen
Heft 5/6: *Weltausstellungen im 19. Jahrhundert*. Hrsg. Eckhardt Fuchs

Aufsätze

- Thomas Adam, Wie bürgerlich war das sozialdemokratische Milieu? 2/30
Diskussion zum Beitrag von Gerhard Schürer 3/106
Jens Dobler, Nicht nur Verfolgung – auch Erfolge. Zusammenarbeit zwischen Schwulenbewegung und Polizei in der Kaiserzeit und der Weimarer Republik 1/48
Jean Esmein, Der Fall E. H. Norman: Der Glaube an das Volk 4/65
Chen Feng, China am Ende der Qing-Dynastie als interkultureller Raum: Zur kulturellen Identität der Europäer im China des 19. Jahrhunderts 4/16
Ingrid E. Fey, Zwischen Zivilisation und Barbarei: Lateinamerika auf der Pariser Weltausstellung von 1889 5-6/15
David C. Fisher, Westliche Hegemonie und Russische Ambivalenz: Das Zarenreich auf der *Centennial Exposition* in Philadelphia 1876 5-6/44
Eckhardt Fuchs, Das Deutsche Reich auf den Weltausstellungen vor dem Ersten Weltkrieg 5-6/61
Stephan Heiss, München: Polizei und schwule Subkulturen 1919–1944 1/61
Brenda Holtweg, Recollecting the Past: Erinnerungs(schau)spele in den Texten zur *World's Columbian Exposition* in Chicago 1893 5-6/103
Ewan Johnston, „Polynesian in der Plaisance“: Das samoanische Dorf und das Theater der Südsceinseln auf der Weltausstellung in Chicago 1893 5-6/89
Jang-Soo Kim, Die Tätigkeit P. G. von Möllendorffs in Korea 4/36

<i>Dorothee Kohler</i> , Der Stahlstandort Eisenhüttenstadt: ein „sozialistisches“ Fos-sur-mer?	3/33
<i>Valérie Lozac'h</i> , Die kommunale Wirtschaftsförderungspolitik vor neuen Herausforderungen	3/86
<i>Andreas Ludwig</i> , „Traum der Zukunft – Wirklichkeit“. Stadtgeschichte, Selbstbild, Fremdbild in Eisenhüttenstadt	3/9
<i>Helge Matthiesen</i> , Weder konservativ noch Milieu?	2/78
<i>Jürgen Müller</i> , Die Kölner Kriminalpolizei zwischen Verbrechensaufklärung und „vorbeugender Verbrechensbekämpfung“	1/25
<i>Keith Pratt</i> , Die China-Korrespondenz von Jack Philips 1924–1926	4/84
<i>Dieter Rink</i> , Politisches Lager und ständische Vergesellschaftung. Überlegungen zum Milieukonzept von M. Rainer Lepsius und dessen Rezeption in der deutschen Geschichtsschreibung	2/16
<i>Robert W. Rydell</i> , Wissenschaft im Dienste von Macht – Macht im Dienste von Wissenschaft	5-6/127
<i>Wolfgang Schmale</i> , „Polizei“-Überwachung und „mann-männliche Subkultur“ in der Neuzeit: eine Hinführung zum Thema	1/9
<i>Detlef Schmiechen-Ackermann</i> , Nationalsozialismus und proletarische Quartiersmilieus. Anpassungs- und Verweigerungsverhalten in großstädtischen Arbeitervierteln	2/43
<i>Fred E. Schrader</i> , Kulturtransfer zwischen sich überschneidenden Zivilisationen: Europa und Ostasien	4/101
<i>Brigitte Schroeder-Gudehus</i> , Um ein Bild der Nation: Kanada auf den Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts	5-6/29
<i>Gerhard Schürer</i> , Eisenhüttenstadt – EKO	3/100
<i>Richard J. Smith</i> , Ausländische Spezialisten in Asien 1860–1920: einige methodologische Überlegungen	4/10
<i>Richard J. Smith</i> , Die Karriere eines Außenseiters: H. B. Morse in China, 1874–1909	4/46
<i>Heiko Tammerna</i> , Milieu, Lager und Solidargemeinschaft – Spurensuche in einer kleinen Stadt	2/57
<i>Brigitte Vogel</i> , Kulturelles Leben in StalinStadt zwischen Politisierung und „Eigen-Sinn“. Ansätze zu einem deutsch-deutschen Vergleich städtischer Kulturpolitik in den fünfziger Jahren	3/21
<i>Rainer Weinert</i> , Technische Innovation im Eisenhüttenkombinat Ost (EKO) als Entscheidungsproblem der Wirtschaftsführung der DDR	3/52
<i>Zhao Yifan</i> , Noch einmal über Orientalismus: Die Geschichte Thomas Wades in Chinas	4/78

- Benjamin Ziemann*, Das Ende der Milieukoalition. Differenzierung und Fragmentierung der katholischen Sozialmilieus nach 1945 2/89

Forum

- Hartmut Elsenhans*, Individualistische Strategien der Haushalte zur Zukunftssicherung: Grundlage für den Niedergang des wohlfahrtsstaatlichen Kapitalismus 3/114
- Peter Gärtner*, Igel oder Hase? Die Transitionsdebatte im Spiegel der brasilianischen Demokratisierung 4/107
- Michael Riekenberg*, Warlords. Eine Problemskizze 5-6/187
- Christian Roschmann*, Verwaltungswissenschaften in Brasilien unter der Diktatur 5-6/177
- Dietmar Stübler*, Ernst Platner 1848/49 5-6/143
- Stefan Troebst*, Nordosteuropa als historischer Konflikt- und Kooperationsraum 2/102
- Heidrun Zinecker*, Cardosos Wende und Lateinamerikas Wandel – Überlegungen zur Heterodoxie des „alten“ und zur Orthodoxie des „neuen“ Cardoso 1/80

Berichte

- Deutschlandbilder – Frankreichbilder 1700–1840 (*Thomas Höpfl*) 3/143

Buchbesprechungen

- Theodor Ahrens (Hrsg.), Zwischen Regionalität und Globalisierung. Studien zu Mission, Ökumene und Religion, Ammersbek bei Hamburg 1997 (*Ulrich van der Heyden*) 1/122
- Johannes Bähr/Dietmar Petzina, Innovationsverhalten und Entscheidungsstrukturen. Vergleichende Studien zur wirtschaftlichen Entwicklung im geteilten Deutschland 1945–1990, Berlin 1996 (*Uwe Müller*) 1/127
- Hans-Jürgen Bieling/Frank Deppe (Hrsg.), Arbeitslosigkeit und Wohlfahrtsstaat in Westeuropa. Neun Länder im Vergleich, Opladen 1997 (*Michael Ebert*) 2/134
- Reinhold Blaurock, Monarchische Ideen und Initiativen am Río de la Plata zu Beginn der Unabhängigkeitsepoche (1808–1816), Frankfurt a. M. 1998 (*Bernd Schröter*) 1/108
- Laura Brace, The idea of property in seventeenth-century England. Tithes and the individual, Manchester/New York 1998 (*Roland Ludwig*) 3/146
- Gudrun Brockhaus, Schauder und Idylle – Faschismus als Erlebnisangebot,

- München 1997 (*Friedemann Scriba*) 2/127
- Gordon A. Craig, Geschichte Europas 1815–1980. Vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart, München 1995 (*Matthias Middell*) 1/105
- Geoffrey Crossick/Heinz Gerhard Haupt, The petty bourgeoisie in Europe 1780–1914. Enterprise, Family and Independence, London/New York 1995 (*Matthias Middell*) 1/106
- Christof Dipper, Rainer Hudemann, Jens Petersen (Hrsg.), Faschismus und Faschismen im Vergleich, Köln 1998 (*Friedemann Scriba*) 3/151
- Roger Dupuy/Marcel Morabito (Hrsg.), 1795. Pour une république sans révolution, Rennes 1996 (*Matthias Middell*) 5-6/214
- Andreas Eckert, Grundbesitz, Landkonflikte und kolonialer Wandel. Douala 1880–1960, Stuttgart 1999 (*Andreas Mehler*) 5-6/227
- Barry Eichengreen, Globalizing Capital. A History of the International Monetary System, Princeton 1996 (*Herwart Pittack*) 1/132
- Michael G. Esch, „Gesunde Verhältnisse“. Deutsche und polnische Bevölkerungspolitik in Ostmitteleuropa 1939–1950, Marburg 1998 (*Andreas R. Hofmann*) 4/127
- Martin Fontius (Hrsg.), Friedrich II. und die europäische Aufklärung, Berlin 1999 (*Matthias Middell*) 5-6/209
- Katja Füllberg-Stolberg, Nordnigeria während der Weltwirtschaftskrise 1929–1939, Pfaffenweiler 1998 (*Ulrich van der Heyden*) 1/119
- Arnon Gill, Freiheitskämpfe der Polen im 19. Jahrhundert. Erhebungen – Aufstände – Revolutionen, Frankfurt a. M. 1997 (Hanna Kozińska) 1/116
- Harald Heppner (Hrsg.), Der Weg führt über Österreich... Zur Geschichte des Verkehrs- und Nachrichtenwesens von und nach Südosteuropa (18. Jahrhundert bis zur Gegenwart), Wien/Köln/Weimar 1996 (*Uwe Müller*) 2/124
- Thomas Herz, Michael Schwab-Trapp, Umkämpfte Vergangenheit. Diskurse über den Nationalsozialismus seit 1945, Opladen 1997 (*Werner Bühner*) 1/124
- John Iliffe, Geschichte Afrikas, München 1995 (*Adam Jones*) 2/115
- Konrad H. Jarausch/Hannes Siegrist (Hrsg.), Amerikanisierung und Sowjetisierung in Deutschland 1945–1970, Frankfurt a. M./New York 1997 (*Matthias Middell*) 5-6/241
- François Jean/Jean-Christophe Rufin (Hrsg.), Ökonomie der Bürgerkriege, Hamburg 1999 (*Michael Riekenberg*) 5-6/226
- Eckhard Jesse/Konrad Löw (Hrsg.), Vergangenheitsbewältigung, Berlin 1997 (*Werner Bühner*) 1/124
- Adam Jones (Hrsg.), Weltende. Beiträge zur Kultur- und Religionswissenschaft, Wiesbaden 1999 (*Rigobert Günther*) 5-6/206

- Cilli Kasper-Holtkotte, Juden im Aufbruch. Zur Sozialgeschichte einer Minderheit im Saar-Mosel-Raum um 1800, Hannover 1996 (*Solvejg Höppner*) 2/118
- Michael Keating, The New Regionalism in Western Europe. Territorial Restructuring and Political Change, Northampton 1998 (*Jörg Roesler*) 1/123
- John Killen (Hrsg.), The Decade of the United Irishmen. Contemporary Accounts 1791–1801, Belfast 1997 (*Roland Ludwig*) 5-6/215
- Jürgen Kocka (Hrsg.), unter Mitarbeit von Rainer Hohlfeld und Peter Th. Walter, Die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich, Berlin 1999 (*Matthias Middell*) 5-6/235
- Helmut König/Michael Kohlstruck/Andreas Wöll (Hrsg.), Vergangenheitsbewältigung am Ende des 20. Jahrhunderts, Opladen 1998 (*Elena Demke*) 5-6/245
- Hans-Joachim König/Stefan Rinke (Hrsg.), Transatlantische Perzeptionen: Lateinamerika, USA, Europa in Geschichte und Gegenwart, Stuttgart 1998 (*Michael Riekenberg*) 2/122
- William Lamont (Hrsg.), Historical controversies and historians, London 1998 (*Roland Ludwig*) 4/138
- Benjamin Lapp, Revolution from the Right. Politics, Class, and the Rise of Nazism in Saxony, 1919–1933, Boston 1997 (*Thomas Adam*) 4/136
- Sepp Linhart/Erich Pilz (Hrsg.), Ostasien. Geschichte und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, Wien 1999 (*Steffi Richter*) 3/148
- Alf Lüdtke/Peter Becker (Hrsg.), Akten. Eingaben. Schaufenster. Die DDR und ihre Texte. Erkundungen zu Herrschaft und Alltag, Berlin 1997 (*Matthias Middell*) 2/132
- Paul J. Magnarella (Hrsg.), Middle East and North Africa: Governance, Democratization, Human Rights, Aldershot 1999 (*Sonja Hegasy*) 5-6/230
- Peter McPhee, A Social History of France 1780–1880, London/New York 1995 (*Matthias Middell*) 5-6/214
- Günter Mühler, „Wie ein treuer Spiegel“. Die Geschichte der Cotta'schen Allgemeinen Zeitung, Darmstadt 1998 (*Werner Greiling*) 1/107
- Dorothea Müller (Hrsg.), Ambivalenzen der Okzidentalisation – Zugänge und Zugriffe, Leipzig 1998 (*Manfred Alexander*) 5-6/252
- Peter Noller, Globalisierung, Stadträume und Lebensstile. Kulturelle und lokale Repräsentationen des globalen Raums, Opladen 1999 (*Manuel Schramm*) 5-6/254
- Ruán O'Donnell, The Rebellion in Wicklow 1798, Dublin 1998 (*Roland Ludwig*) 5-6/215
- Stefan Oeter, Integration und Subsidiarität im deutschen Bundesstaatsrecht, Untersuchungen zur Bundesstaatstheorie unter dem Grundgesetz, Tübingen 1998 (*Helmut Goerlich*) 5-6/250

- Ronnie M. Peplow, Ernst Cassirers Kulturphilosophie als Frage nach dem Menschen, Würzburg 1998 (*Ingrid Weber*) 4/142
- Eberhard Reichmann/LaVeme J. Rippley/Jörg Nagler (Hrsg.), Emigration and Settlement Patterns of German Communities in North America, Indianapolis 1995 (*Falk Höppner*) 1/114
- Jürgen Schlimper (Hrsg.), „Natürlich – die Tauchaer Straße!“ Beiträge zur Geschichte der „Leipziger Volkszeitung“, Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 1997 (*Marion Marquard*) 2/123
- Wolfgang Schmale, Archäologie der Grund- und Menschenrechte in der Frühen Neuzeit. Ein deutsch-französisches Paradigma, München 1997 (*Helmut Goerlich*) 2/117
- Helwig Schmidt-Glintzer, China. Vielvölkerreich und Einheitsstaat. Von den Anfängen bis heute, München 1997 (*Thomas Heberer*) 1/102
- Ulrike Schmieder, Lateinamerika in Periodika deutscher Regionen. Die Widerspiegelung der gesellschaftlichen Transformation Lateinamerikas in publizistischen Quellen 1760–1850, Hamburg 1998 (*Jürgen Müller*) 2/120
- Peter Schöttler/Michael Widdt (Hrsg.), Bücher ohne Verfallsdatum. Rezensionen zur historischen Literatur der neunziger Jahre, Hamburg 1998 (*Matthias Middell*) 3/157
- Christian-Georg Schuppe, Der andere Droysen. Neue Aspekte seiner Theorie der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 1998 (*Gabriele Lingelbach*) 3/154
- Martin Sebaldt, Organisierter Pluralismus. Kräftefeld, Selbstverständnis und politische Arbeit deutscher Interessengruppen, Opladen 1997 (*Werner Bühner*) 2/138
- Richard Sennett, Der flexible Mensch – die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin 1998 (*Friedemann Scriba*) 2/129
- Hermann Sommer, Zur Kur nach Ems. Ein Beitrag zur Geschichte der Badereise von 1830 bis 1914, Stuttgart 1999 (*Andreas Mai*) 5-6/238
- Rodney Stark, Der Aufstieg des Christentums. Neue Erkenntnisse aus soziologischer Sicht, Weinheim 1997 (*Johannes Twardella*) 1/100
- André Steiner, Die DDR-Wirtschaftsreform der sechziger Jahre. Konflikt zwischen Effizienz- und Machtkalkül, Berlin 1999 (*Jörg Roesler*) 5-6/243
- A. T. Q. Stewart, A Deeper Silence. The Hidden Origins of the United Irishmen, Belfast 1998 (*Roland Ludwig*) 5-6/215
- A. J. Stockwell (Hrsg.), British Documents on the End of Empire, Serie B, Vol. 3: Malaya, Parts I-III, London 1995 (*Jürgen Osterhammel*) 1/121
- Philipp Ther, Deutsche und polnische Vertriebene. Gesellschaft und Vertreibenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945–1956, Göttingen 1998 (*Andreas R. Hofmann*) 4/127

- Patricio Valdivieso, Ein Weg zur Sozialreform in Lateinamerika. Die Rezeption der katholischen Soziallehre Europas in Chile, 1880–1920, Stuttgart 1998 (*Michael Riekenberg*) 5-6/226
- Elmar Wadle/Gerhard Sauder (Hrsg.), Georg Friedrich Hegel (1768–1824). Autor, Jakobiner, Richter, Sigmaringen 1997 (*Werner Greiling*) 5-6/210
- Christoph Weiß/Wolfgang Albrecht (Hrsg.), Von 'Obscuranten' und 'Eudämonisten'. Gegenauflärerische, konservative und antirevolutionäre Publizisten im späten 18. Jahrhundert, St. Ingbert 1997 (*Werner Greiling*) 5-6/207
- Jürgen Wilke (Hrsg.), Pressepolitik und Propaganda. Historische Studien vom Vormärz bis zum Kalten Krieg, Köln/Weimar/Wien 1997 (*Werner Greiling*) 5-6/234
- Isser Woloch, The new regime. Transformation of the french civic order 1789–1820, New York/London 1994 (*Matthias Middell*) 5-6/212
- Martin Wörner, Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900, Münster/New York/München/Berlin 1999 (*Eckhardt Fuchs*) 5-6/231
- Sun, Ying. Aus dem Reich der Mitte in die Welt hinaus. Die chinesischen Gesandtschaftsberichte über Europa unter besonderer Berücksichtigung Deutschlands von 1866 bis 1906, Frankfurt am Main u.a. 1997 (*Thomas Jansen*) 1/110
- Michael Zeuske/Max Zeuske, Kuba 1492–1902. Kolonialgeschichte, Unabhängigkeitskriege und erste Okkupation durch die USA, Leipzig 1998 (*Werner Pade*) 5-6/221

Resümees

Ingrid E. Fey

Zwischen Zivilisation und Barbarei: Lateinamerika auf der Pariser Weltausstellung von 1889

Die Pariser Weltausstellung von 1889 zeigte Lateinamerikas ambivalente Position zwischen den sogenannten „zivilisierten“ Nationen Westeuropas und den kolonial beherrschten „barbarischen“ Regionen auf. Dieser Aufsatz analysiert die lateinamerikanischen Pavillons, die das zentrale Element der Präsenz der südamerikanischen Nationen auf der Ausstellung waren, und macht sichtbar, inwieweit sie die Widersprüchlichkeit der Position Lateinamerikas in der Weltwirtschaft, der internationalen Politik und der Kultur dieser Zeit vorführten. Ungeachtet der großen Unterschiede zwischen den ausstellenden südamerikanischen Nationen tendierten die Pavillons alle dazu, den unvollendeten Sieg der westlichen Zivilisation über die „wilden“ Elemente der Region zu veranschaulichen. Wie dieser Sieg vollendet wurde oder zu vollenden wäre, spielte eine zentrale Rolle in der Architektur und Ansicht der Pavillons. Die Pavillons geben damit den Blick frei auf die wichtigsten Projekte der Eliten des 19. Jahrhunderts: die Etablierung funktionierender politischer Regime, die Modernisierung der Ökonomie und die Schaffung nationaler Identitäten.

Brigitte Schroeder-Gudehus

Um ein Bild der Nation: Kanada auf den Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts

Die Teilnahme Kanadas an den internationalen Ausstellungen sollte helfen, sowohl Kapital als auch Menschen ins Land zu bringen. Deshalb hoben die Ausstellungen den Ressourcenreichtum der Kolonie und die unbegrenzten Möglichkeiten ihres fruchtbaren Bodens und ihrer offenen Gesellschaft hervor, die sich all jenen boten, die einzuwandern bereit waren. Während sich das Land nur langsam entwickelte und seine Gesellschaft politisch und kulturell gespalten blieb, verlangte die Repräsentation klare Botschaften und einheitliche Ziele. Das davon ausgehende Image blieb nicht ohne Einfluß auf die kollektive Selbstwahrnehmung und die Richtung der gemeinsamen Identität. Aber auch wenn die Weltausstellungen zur Konstruktion der Kanadischen Konföderation beitrugen, zeigten sie doch zugleich mehr als zu jeder andern Zeit die tiefe Teilung zwischen den Kanadiern englischen und französischen Ursprungs.

David C. Fisher

Westliche Hegemonie und russische Ambivalenz: Das Zarenreich auf der Centennial Exposition in Philadelphia 1876

Der Aufsatz untersucht die Teilnahme Rußlands an der Centenar-Ausstellung 1876 in Philadelphia. Er zeigt, daß Standpunkte, die sich mit den sozialen, kulturellen und politischen Werten, welche der Westen verkörperte, auseinandersetzen, ebenfalls auf dem Ausstellungsgelände vertreten waren und daß Rußlands Selbstdarstellung auf der Exposition anläßlich des hundertjährigen Bestehens der USA eine Vielfalt von überlappenden Bildern und Interpretationen hervorrief. Rußlands Teilnahme bietet eine Gelegenheit, die Komplexität und Widersprüchlichkeit der Beziehungen zwischen den verschiedenen internationalen Parteien hinsichtlich der Ziele und Bedeutungen jenes Ringens um Hegemonie auf den Weltausstellungen zu untersuchen. Der russische Fall belegt, daß Weltausstellungen nicht völlig kohärente Projekte des Strebens nach Hegemonie waren. Vielmehr lassen sich zahlreiche Brüche zwischen den teilnehmenden Ländern hinter der Fassade einer einheitlichen und universalisierten Repräsentation von Modernität und Zivilisation ausmachen.

Eckhardt Fuchs

Das Deutsche Reich auf den Weltausstellungen vor dem Ersten Weltkrieg

Dieser Beitrag konzentriert sich auf die öffentlichen Diskurse über die Teilnahme des Deutschen Reiches an den Weltausstellungen vor dem Ersten Weltkrieg. Indem der große Einfluß politischer Interessen in diesen Debatten herausgestellt wird, kann gezeigt werden, daß die deutschen politischen Eliten die Weltausstellungen als ein Mittel begriffen, die wirtschaftliche, politische und kulturelle Macht ihres Landes vorzuführen. Unter Losungen von „nationaler Ehre“ oder „vaterländischer Verpflichtung“ wurden zögernde Industrielle und Unternehmer veranlaßt, auszustellen. Da die USA mit ihrem großen deutsch-amerikanischen Bevölkerungsanteil eine Hauptrolle in den politischen Ambitionen Deutschlands spielten, müssen die deutschen Nationalausstellungen in der Neuen Welt in einem breiteren Rahmen imperialer Außenpolitik, die direkt gegen Frankreich gerichtet war, gesehen werden. Neben den Weltausstellungen in den USA, die hier für Fallstudien herangezogen werden, erörtert der Aufsatz auch die erfolglosen Versuche Deutschlands, eine solche Weltausstellung im eigenen Land durchzuführen.

Ewan Johnston

„Polynesen in der Plaisance“: Das samoanische Dorf und das Theater der Südseeinseln auf der Weltausstellung in Chicago 1893

Die Errichtung von „völkerkundlichen Dörfern“, die sorgfältig ausgestaltete Visionen von kolonial- und anderen „exotischen“ Völkern wiedergaben, spielten eine wichtige Rolle bei der Vorführung von Fortschritt und Macht der Weltmächte auf den Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts. Anhand des samoanischen Dorfes und des „Theaters

der Südseeinseln“ auf der *Columbian Exposition* 1893 in Chicago untersucht dieser Artikel die Präsentation und die Vielfalt der Wahrnehmungen des „exotischen“ und ethnisch „Anderen“ durch das Publikum. Er behandelt gleichermaßen die Motive und Reaktionen der „Dorfbewohner“, die keinesfalls als passiv angesehen werden können. Die Menschen von den Südseeinseln wurden hauptsächlich zum Amüsement des Publikums und aus Profitgründen ausgestellt, aber die völkerkundliche Schau beweist auch das wachsende amerikanische Interesse am pazifischen Raum. Die Bilder von der Südsee, die in Chicago zugleich angerufen und neu geschaffen wurden, gingen in das nordamerikanische Imaginaire ein und entwickelten sich so zu festen Bestandteilen selbst der Weltausstellungen des 20. Jahrhunderts.

Brenda Hollweg

Recollecting the Past: Erinnerungs(schau)spiele in den Texten zur World's Columbian Exposition in Chicago 1893

Mit ihren zwei Gesichtern, der Weißen Stadt und dem zirkusähnlichen Midway bedeutete die Weltausstellung von 1893 in Chicago für viele Menschen sehr Verschiedenes. Die zahlreichen Perzeptionen der Chicagoer Ausstellung riefen einen Grad der publizistischen Aktivitäten hervor, der weder von Weltausstellungen davor noch danach wieder erreicht wurde. Der Artikel geht diesen unterschiedlichen, häufig einander widersprechenden Reaktionen auf die Ausstellung nach. Von besonderem Interesse ist dabei, daß die Texte die Weltausstellung in Chicago als ein lokalisierbares aktuelles Ereignis behandeln, dieses aber zugleich in einen breiteren und weiterreichenden Raum verwandeln, in dem kulturelle Prozesse der Identitätskonstruktion sichtbar gemacht werden. Insofern müssen die Texte in den Kontext der zeitgenössischen Diskussion über die Möglichkeiten und Schwierigkeiten der kulturellen Identitätsformierung und der Rolle, die die Erinnerung darin spielte, gestellt werden. Sie versuchten eine Tradition, eine gemeinsame Vergangenheit, eine nationale Geschichte, wieder zu erfinden und der Ausstellung im selben Moment eine gewisse „Aura“ der ungeminderten Authentizität und Einzigartigkeit zu geben.

Robert W. Rydell

Wissenschaft im Dienste von Macht – Macht im Dienste von Wissenschaft

„Wissenschaft im Dienste des Empire“ untersucht die Ideologie der „reinen Wissenschaft, wie sie während der europäischen und nordamerikanischen Weltausstellungen zwischen der Exposition im Crystal Palace und dem Festival of Britain zum Ausdruck kam. Der Vf. argumentiert, daß die Ausstellungen nicht schlechthin Wissenschaft popularisierten, sondern eine spezifische Version von Wissenschaft, indem sie den Wert der Wissenschaft für den Imperialismus und den Wert des Imperialismus für die Wissenschaft aufzeigen wollten. Dies führt zu der Schlußfolgerung, daß die Geschichte der auf den Weltausstellungen präsentierten Wissenschaft uns langfristig hilft, den Kontext für die Heraufkunft postkolonialer Kritik an der Wissenschaft zu verstehen.

Abstracts

Between Civilization and Barbarism: Latin America at the Paris Exposition of 1889
by Ingrid Fey

The Paris exposition of 1889 graphically depicted Latin America's ambiguous position between the so-called „civilized“ nations of Western Europe and the „barbarian“ regions then under colonial rule. This essay analyzes the Latin American pavilions, which were the centerpiece of the Latin American nations' presence at the exposition, and reveals how they demonstrated the ambiguity of Latin America's global economic, cultural, and political position at the time. Despite great diversity among the Latin American nations represented, the pavilions all tended to demonstrate the gradual victory of Western civilization over the region's „barbaric“ elements. How this victory had been or was to be accomplished played a central role in the pavilions' architecture and displays. The pavilions thus provide insight into the important elite projects of the nineteenth century: the establishment of effective political regimes, the modernization of their economies, and the creation of national identities.

Creating the Image of a Nation: Canada's Participation in Nineteenth-Century World's Fairs
by Brigitte Schroeder-Gudehus

Canada's participation in international exhibitions was expected to help attracting both capital and people. Exhibits therefore emphasized the colony's wealth of national resources and the limitless opportunities its fertile soil and open society would offer to those willing to immigrate. While the country was developing only slowly and its society remained politically and culturally fragmented, representation required clear messages and unity of purpose. The image emerging did not fail to influence collective self-perception and sense of common identity. However, although the international exhibitions contributed to the construction of the Canadian Confederation, they showed at times more than ever the deep division between Canadians of British and French origin.

Thwarting Western Hegemony: Ambivalent Russia at the 1876 Centennial Exposition in Philadelphia
by David C. Fisher

This essay investigates Russia's presence at the 1876 Centennial Exposition in Philadelphia. It shows how attitudes at variance with the social, cultural, and political values embodied by the West coexisted on the fairgrounds and that Russia's self-presentation at the Centennial Exposition produced a variety of overlapping images and interpretations. Russia's participation offers an opportunity to examine the complexity and con-

testation between multiple international parties over goals and meanings within the hegemonic processes at work in international exhibitions. The Russian case demonstrates that world's fairs were not altogether cohesive hegemonic projects. Numerous ruptures existed between the international participants behind the façade of a unified and universalized representation of modernity and civilization.

The German Empire at the World's Fairs before World War I

by Eckhardt Fuchs

This essay focuses on the public discourse about the participation of the German Empire in the world fairs before World War One. In showing the great influence political interests played in these debates, the author argues that these fairs were considered by German political elites as a means to demonstrate the economic, cultural, and political power of their country. Under slogans such as „national honour“ and „patriotic obligation“, hesitant industrialists and entrepreneurs were forced to exhibit. Because the United States, with its large German-American population, played a major role in Germany's political ambitions, the national representation of Germany in the New World must be seen within the larger framework of imperial foreign policy directed especially against France. Although the American world fairs are used here as case studies, the essay also investigates the unsuccessful attempts to realize such a universal exhibition in Germany.

'Polynesia in the Plaisance': The Samoan Village and South Sea Islands Theatre at the World's Columbian Exposition, Chicago 1893

by Ewan Johnston

Reconstructed „ethnographic villages“ that displayed carefully re-invented visions of colonized and other „exotic“ peoples played a major role in demonstrating imperial progress and power at nineteenth-century world's fairs. In introducing the Samoan Village and the South Sea Islands Theater at the World's Columbian Exposition in Chicago, this essay investigates the presentation and variety of perceptions of the „exotic“ and ethnic „other“ by the audience. It also takes into account the motives and reactions of the „villagers“, which were by no means passive. The Pacific Islands people were mainly displayed for amusement and profit, but the ethnographic exhibit also exemplified the growing American interest in the Pacific. The images of the South Seas that were both invoked and re-created in Chicago entered the American imagination and were to be integral features of the worlds' fairs well into the twentieth century.

*Recollecting the Past: The Formation of Identity and Memory in the Texts of the World's
Columbian Exposition (1893)*

by Brenda Hollweg

With its two faces, the White City and the circus-like Midway, the World's Columbian Exposition in Chicago (1893) meant many things to many people. The various perceptions of the Chicago Exposition were responsible for a degree of publication activity which has no equal in any world's fair, either before or after 1893. The paper pays tribute to this phenomenon and tries to investigate the different, often conflicting reactions to the Fair, which are reflected in the texts. Of particular interest is the fact that the texts under investigation refer to the Chicago World's Fair as an actual location, and change it into a broader and far-reaching symbolic space in which cultural processes of identity formation are made visible. Therefore, the essay must be seen in the context of a broader, contemporary discussion concerning the possibilities and problems of cultural identity formation and the part memory plays in those processes. The texts both tried to reinvent a tradition, a common past, a national history and attempted to bestow upon the Exposition a certain 'aura' of undiminished authenticity, singularity, and uniqueness.

Science in the Service of Empire -- Empire in the Service of Science

by Robert W. Rydell

„Science in the Service of Empire“ examines the ideology of „pure science“ as manifested through European and American world's fairs held between the Crystal Palace Exhibition and the Festival of Britain. The author argues that these fairs not only popularized science, but popularized a particular version of science intended to demonstrate the value of science for imperialism and the value of imperialism for science. The essay concludes by suggesting that the history of exhibitionary science goes a long way towards helping us understand the context for the emergence of the postcolonial critique of science.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Elena Demke, Berlin

Manfred Alexander, Prof. Dr., Historisches Seminar, Universität zu Köln

Ingrid E. Fey, Dr. phil., University of California, Los Angeles, USA

David C. Fisher, PhD cand., Dept. of History, Indiana University, USA

Eckhardt Fuchs, Dr. phil., German Historical Institute Washington, USA

Helmut Goerlich, Prof. Dr., Juristenfakultät, Universität Leipzig

Werner Greiling, Priv.-Doz. Dr., Historisches Institut, Friedrich-Schiller-Universität Jena/Historisches Seminar, Universität Leipzig

Rigobert Günther, Prof. Dr., Leipzig

Sonja Hegasy, Dr. phil., Zentrum Moderner Orient, Berlin

Brenda Hollweg, cand. phil., Fachgruppe Anglistik/Amerikanistik, Technische Universität Chemnitz

Ewan Johnston, PhD cand., Centre for Pacific Studies, University of Auckland, Neuseeland

Roland Ludwig, M.A., Maintal

Andreas Mai, M.A., Universität Leipzig, Promotionskolleg „Ambivalenzen der Okzidentalisation“, Universität Leipzig

Andreas Mehler, Dr. phil., Institut für Afrika-Kunde, Hamburg

Matthias Middell, Dr. phil., Zentrum für Höhere Studien, Universität Leipzig

Werner Pade, Prof. Dr., Rostock

Michael Riekenberg, Prof. Dr., Historisches Seminar, Universität Leipzig

Jörg Roesler, Prof. Dr., Leibniz Societät, Berlin

Christian Roschmann, Prof. Dr., Fachhochschule für Verwaltungswissenschaft, Meißen

Robert W. Rydell, Prof., Department of History, Montana State University, Bozeman, USA

Brigitte Schroeder-Gudehus, Professeur titulaire, Département des sciences politiques, Université de Montréal, Kanada

Manuel Schramm, M.A., Sonderforschungsbereich 417, Universität Leipzig

Dietmar Stübler, Prof. Dr., Leipzig

DEUTSCH-FRANZÖSISCHE KULTURBIBLIOTHEK

TRANSFER

**Annegret Fauser
Manuela Schwartz
(Hrsg.)**

**Von Wagner
zum Wagnérisme**

Leipziger Universitätsverlag

**Annegret Fauser,
Manuela Schwartz
(Hrsg.)**
Von Wagner zum Wagnérisme

Leipzig 1999, 642 Seiten

ISBN 3-933240-69-7

Preis 98,00 DM

Leipziger Universitätsverlag



Aus dem Inhalt

<i>Eckhardt Fuchs</i>	Nationale Repräsentation, kulturelle Identität und imperiale Hegemonie auf den Weltausstellungen: Einleitende Bemerkungen
<i>Ingrid E. Fey</i>	Zwischen Zivilisation und Barbarei: Lateinamerika auf der Pariser Weltausstellung von 1889
<i>Brigitte Schroeder-Gudehus</i>	Um ein Bild der Nation: Kanada auf den Weltausstellungen des 19. Jahrhunderts
<i>David C. Fisher</i>	Westliche Hegemonie und Russische Ambivalenz: Das Zarenreich auf der <i>Centennial Exposition</i> in Philadelphia 1876
<i>Eckhardt Fuchs</i>	Das Deutsche Reich auf den Weltausstellungen vor dem Ersten Weltkrieg
<i>Ewan Johnston</i>	„Polynesien in der Plaisance“: Das samoanische Dorf und das Theater der Südseeinseln auf der Weltausstellung in Chicago 1893
<i>Brenda Hollweg</i>	Recollecting the Past: Erinnerungs(schau)spele in den Texten zur <i>World's Columbian Exposition</i> in Chicago 1893
<i>Robert W. Rydell</i>	Wissenschaft im Dienste von Macht – Macht im Dienste von Wissenschaft

Forum

<i>Dietmar Stübler</i>	Ernst Platner 1848/49
<i>Christian Roschmann</i>	Verwaltungswissenschaften in Brasilien unter der Diktatur
<i>Michael Riekenberg</i>	Warlords. Eine Problemskizze